



**Christopher  
Moore**  
**Der törichte  
Engel**  
Roman

**GOLDMANN  
MANHATTAN**

**Christopher Moore**

**Der törichte Engel**

scanned 02\_2007/V1.0  
corrected by bw

Weihnachten – eine besinnliche, eine friedliche Zeit: In einem Streit um Weihnachtsbäume erschlägt Lena Marquez ihren Exmann Dale, und ausgerechnet der kleine Josh muss das Unglück mit ansehen. Nun glaubt der Junge, der Weihnachtsmann sei ermordet worden, da Dale noch in einem Kostüm von Santa Claus steckte. Mit aller Inbrunst betet Josh gen Himmel, Santa möge wieder auferstehen, und tatsächlich wird sein Flehen erhört. Erzengel Raziel erweckt Dale zu neuem Leben, allerdings auch die anderen Toten vom nahe gelegenen Friedhof, die der weihnachtlichen Stille in Pine Cove ein jähes Ende bereiten ...

ISBN: 978-3-442-54224-6  
Original: The Stupidest Angel (2004)  
Deutsch von Jörn Ingwersen  
Verlag: Wilhelm Goldmann  
Erscheinungsjahr: 1. Auflage 2005  
Umschlaggestaltung: Design Team München

**Dieses E-Book ist nicht zum Verkauf bestimmt!!!**

## Buch

Weihnachten steht vor der Tür, und auch in der verschlafenen kalifornischen Kleinstadt Pine Cove laufen die Vorbereitungen für das Fest der Liebe auf Hochtouren. Jeder im Ort schmückt sein Haus mit Girlanden, backt Kuchen sowie Plätzchen und geht seinen Weihnachtseinkäufen nach. Nur Lena Marquez, Exfrau von Dale Pearson, kümmert sich hingabevoll um hilfsbedürftige Menschen. Sie hält sich für den weiblichen Robin Hood und stiehlt von Dales Grundstück Pinien, die sie als Weihnachtsbäume verschenkt. Wie es der Zufall will, wird sie genau in dem Moment von Dale erwischt, als sie gerade wieder einmal einen Baum ausgräbt, und in dem anschließenden Streit erschlägt Lena ihren Exmann mit der Schaufel. Niemand in Pine Cove allerdings würde Dale auch nur eine Träne nachweinen, wäre da nicht der sechsjährige Josh. Der kleine Junge hat den Vorfall beobachtet und ist fest davon überzeugt, Santa Claus sei ermordet worden, weil Dale noch im Weihnachtskostüm steckte. Völlig verzweifelt betet Josh darum, Gott möge den Weihnachtsmann wieder zum Leben erwecken, damit das Fest der Liebe – und der Geschenke – nicht ausfallen muss. Joshs Flehen wird erhört, nicht vom Herrn persönlich, aber von Erzengel Raziel, der just mit dem göttlichen Auftrag auf Erden weilt, zu Weihnachten einem Kind einen Wunsch zu erfüllen. Der törichte Engel ahnt jedoch nicht, dass er nicht nur den erschlagenen Dale wieder zum Leben erweckt, als er Joshs Bitte nachkommt, sondern auch die Toten vom nahe gelegenen Friedhof. Und die machen sich nach dem jahrelangen unfreiwilligen Fasten im Sarg nun mit großem Hunger auf den Weg nach Pine Cove ...

## **Autor**

Der ehemalige Journalist Christopher Moore arbeitete als Dachdecker, Kellner, Fotograf und Versicherungsvertreter, bevor er anfang, Romane zu schreiben. Er wird von der Kritik zu Recht immer wieder mit Douglas Adams und Terry Pratchett verglichen. Der Autor lebt in Cambria, Kalifornien, und freut sich unter [www.chrismoore.com](http://www.chrismoore.com) auf einen virtuellen Besuch.

Dieses Buch ist

MIKE SPRADLIN

gewidmet, der sagte:

»Ich finde, du solltest ein Weihnachtsbuch schreiben.«

Worauf ich erwiderte:

»Was denn für ein Weihnachtsbuch?«

Worauf er erwiderte:

»Weiß nicht. Vielleicht Weihnachten in Pine Cove  
oder so.«

Worauf ich erwiderte:

»Na gut.«

## ***Danksagung***

Der Autor möchte denen danken, die geholfen haben: wie immer Nicholas Ellison, meinem unerschrockenen Agenten; Jennifer Brehl, meiner brillanten Lektorin; Lisa Gallagher und Michael Morrison für anhaltendes Vertrauen in mein Talent, Geschichten zu erzählen; Jack Womack und Leslie Cohen dafür, dass sie mich vor meine Leser und die Presse gezerrt haben; den Huffmans dafür, dass sie mir einen Landeplatz und ein herzliches Willkommen geboten haben; Charlee Rodgers für sorgfältiges Lesen, tiefsinnige Anmerkungen und einfach dafür, dass sie immer alles mitmacht; schließlich und endlich Taco Bob, dem ich kalt lächelnd (und mit Genehmigung, was es fast verdirbt) die Idee für Kapitel 16 geklaut habe.

## ***Warnung des Autors***

Falls Sie dieses Buch als Geschenk für Ihre Großmutter oder ein Kind kaufen, sollten Sie sich darüber im Klaren sein, dass es sowohl Kraftausdrücke als auch geschmackvolle Beschreibungen von Kannibalismus und Leuten enthält, die Sex haben, obwohl sie über vierzig sind. Sagen Sie nicht, ich hätte Sie nicht gewarnt.

# 1

## ***Das Weihnachtsgrauen***

Wie ein schleimiges Ungeheuer schleppte sich Weihnachten durch Pine Cove, zog eine Spur von Lametta, Girlanden und Schlittenglöckchen durch den Ort, triefte vor Eierpunsch, stank nach Tannenbaum und festlichem Verhängnis, wie Herpes unter einem Mistelzweig.

Die nachgemachten Tudor-Häuser von Pine Cove waren stimmungsvoll geschmückt – glitzernde Lichter an allen Bäumen entlang der Cypress Street, künstlicher Schnee in den Ecken sämtlicher Schaufenster, Miniweihnachtsmänner und Riesenkerzen im Licht der Straßenlaternen. Man öffnete seine Türen den Heerscharen von Touristen aus Los Angeles, San Francisco und dem Central Valley, die kamen, um einen wahrlich bewegenden Moment von Weihnachtskommerz zu erleben. Pine Cove – dieses verschlafene Nest an der kalifornischen Küste, im Grunde ein Spielzeuggdorf mit mehr Galerien als Tankstellen, mehr Vibliotheken als Eisenwarenläden – lag verführerisch da wie die trunkene Königin eines Schülerballs, während über allem bedrohlich das Fest der Freude aufragte. In fünf Tagen sollte es so weit sein. Weihnachten stand vor der Tür, und in diesem Jahr sollte mit dem Fest auch das Kind kommen. Beides war unvermeidlich – und voller Wunder. Pine Cove rechnete nur mit einem von beiden.

Was nicht heißen soll, dass unter den Einwohnern keine Weihnachtsstimmung herrschte. Die Wochen vor und nach dem Fest spülten eine willkommene Woge Bares in die Geldsäcke des Ortes, der seit dem Sommer nach Touristen lechzte. Die Kellnerinnen staubten ihre Weihnachtsmützen und Rentiergeweihe ab und sorgten dafür, dass vier funktionierende Kugelschreiber in ihren Schürzen steckten. Hotelangestellte machten

sich für den Wahnsinn der Last-Minute-Überbuchungen bereit, während Haushälterinnen die üblichen, ekelhaften Babypuder-Lufterfrischer gegen festlichere, nicht minder ekelhafte Tannenzapfen-Zimt-Duftnoten tauschten. Unten in der *Pine Cove Boutique* hängten sie ein Schild mit der Aufschrift »Weihnachtsangebot« an den hässlichen Rentier-Pulli und erhöhten den Preis wie jedes Jahr – zum zehnten Mal in Folge. Die Logenbrüder, Freimaurer und Weltkriegsveteranen – im Grunde die immer gleichen, alten Schnapsdrosseln – waren schwer mit der Planung ihrer jährlichen Weihnachtsparade auf der Cypress Street beschäftigt, deren Thema in diesem Jahr »Patriotismus in allradgetriebenen Zeiten« lauten sollte (hauptsächlich weil es das Thema ihrer Parade am 4. Juli gewesen war und alle die entsprechenden Dekorationen noch hatten). Viele Pine Cover hatten sich sogar freiwillig für den Dienst an den Sammelbüchsen der Heilsarmee vor dem Postamt und dem *Thrifty-Mart* gemeldet, Zwei-Stunden-Schichten, sechzehn Stunden pro Tag. In ihrer roten Verkleidung standen sie da, mit angeklebten Bärten, und läuteten ihre Glocken, als hätten sie es auf den Hundesabber bei der Pawlow'schen Olympiade abgesehen.

»Her mit der Kohle, du geiziger Sack!«, sagte Lena Marquez, die an diesem Montag, fünf Tage vor Weihnachten, die Sammelbüchse hielt. Über den ganzen Parkplatz rannte Lena Dale Pearson hinterher, Pine Coves bösem Immobilienmakler, und bimmelte ihm dabei glatt den Schmalz aus den Ohren, während er unbeirrt seinen Truck ansteuerte. Auf dem Weg in den *Thrifty-Mart* hatte er ihr zugenickt und gesagt: »Auf dem Rückweg ...«, aber als er acht Minuten später wieder herauskam, mit einer Riesentüte Lebensmittel und einem Eisbeutel in Händen, marschierte er an ihrer Sammelbüchse vorbei, als koche sie Talg aus den Ärschen von Bauinspektoren und er müsse vor dem Gestank fliehen.

»Es ist ja wohl nicht so, als könntest du dir nicht eine kleine Spende für die Unterprivilegierten leisten.«

Sie läutete ihre Glocke extra laut, direkt an seinem Ohr, und er fuhr herum, holte auf Hüfthöhe mit dem Eisbeutel aus.

Lena wich zurück. Sie war achtunddreißig, schlank, dunkelhäutig, mit dem zarten Hals und dem scharf geschnittenen Kinn einer Flamencotänzerin. Ihr langes, schwarzes Haar war links und rechts ihrer roten Zipfelmütze zu zwei Prinzessin-Leia-Schnecken geflochten. »Du wirst doch wohl nicht den Weihnachtsmann schlagen wollen! Das ist aus so vielen Gründen schäbig, dass ich gar nicht die Zeit habe, sie alle auszuzählen.«

»Du meinst, sie *aufzuzählen*«, sagte Dale, wobei das warme Wintersonnenlicht auf den neuen Kronen seiner Vorderzähne schimmerte. Er war zweiundfünfzig, so gut wie kahl und hatte die kräftigen Schultern eines Zimmermanns, noch immer breit und kantig, trotz des Bierbauchs, der darunter hing.

»Ich meine, das ist schäbig – du bist schäbig – und geizig bist du auch«, und dann hielt sie ihm wieder die Glocke ans Ohr und schüttelte sie wie ein rot berockter Terrier, der einer kreisenden Messingratte das Leben aus dem Leib bimmelt.

Dale krümmte sich, holte mit dem Fünf-Kilo-Eisbeutel weit aus und traf Lena am Solarplexus, was sie rückwärts über den Parkplatz taumeln und nach Luft ringen ließ. Das war der Moment, in dem die Ladys im BULGES die Bullen riefen ... oder besser: *den* Bullen.

Das BULGES war ein Fitnesscenter für Frauen direkt über dem Parkplatz vom *Thrifty-Mart*, und von ihren Tretmühlen und Treppensteigmaschinen aus konnten die Mitglieder des BULGES beobachten, wer im Supermarkt ein und aus ging, ohne das Gefühl haben zu müssen, sie würden jemandem nachspionieren. So endete der Augenblick reiner Freude und milder Adrenalinausschüttung für die sechs, die Lena und Dale beobachteten, mit einem herben Schock, als der böse Immobilienmakler der Latino-Nikolette einen Sack mit Eiswürfeln in den

Bauch rammte. Fünf der sechs kamen kurz ins Stolpern oder stöhnten auf, aber Georgia Bauman – die ihre Tretmühle gerade auf dreizehn Stundenkilometer hochgedreht hatte, weil sie bis Weihnachten acht Kilo abspecken wollte, um in das rote, paillettenbesetzte Cocktailkleid zu passen, das ihr Mann in einem Anflug von sexueller Schwärmerei gekauft hatte – taumelte auf ihrer Tretmühle rückwärts und landete in einem farbenfrohen Haufen aus Yogaschülerinnen in Gymnastikhosen, die hinter ihr auf den Matten übten.

»Autsch, mein Arsch-Chakra!«

»Es heißt Wurzel-Chakra.«

»Fühlt sich aber an wie mein Arsch.«

»Habt ihr das gesehen? Er hat sie fast umgehauen. Die Ärmste.«

»Sollten wir nachsehen, ob sie okay ist?«

»Irgendjemand sollte Theo anrufen.«

Unisono klappten die Sportskanonen ihre Handys auf, wie die Jets ihre Messer, wenn sie im *West-Side-Story*-Bandenkrieg frischvergnügt dem Tod entgegentanzten.

»Wieso hat sie den Kerl überhaupt geheiratet?«

»Er ist so ein Arschloch.«

»Sie hat früher getrunken.«

»Georgia, Liebes, kommst du zurecht?«

»Kriegt man Theo, wenn man 911 wählt?«

»Der Scheißkerl wird noch wegfahren und sie einfach da liegen lassen.«

»Wir sollten Hilfe holen.«

»Ich hab noch zwölf Minuten auf dem Ding hier.«

»Das Netz in diesem Kaff ist fürchterlich.«

»Ich hab Theo auf Kurzwahl, für die Kinder. Ich ruf ihn an.«

»Seht euch Georgia und die Mädchen an. Sieht aus, als hätten sie Twister gespielt und wären hingefallen.«

»Hallo, Theo. Hier ist Jane, oben im BULGES. Ja, also, ich hab hier eben aus dem Fenster gesehen, und mir ist aufgefallen, dass es drüben beim *Thrifty-Mart* wohl ein kleines Problem gibt. Na, ich will mich ja nicht einmischen, aber nehmen wir mal an, ein gewisser Makler hätte eben mit einem Eisbeutel auf einen von den Heilsarmee-Weihnachtsmännern eingepöbeln. Gut, dann halte ich Ausschau nach deinem Wagen.«

Sie klappte ihr Handy zu. »Er ist unterwegs.«

Theophilus Crowes Handy spielte acht Takte von »Tangled Up in Blue«, mit einer nervigen, elektronischen Stimme, die wie ein Chor Not leidender Stubenfliegen klang, oder wie Jiminy Cricket im Heliumrausch, oder, na ja, ihr wisst schon, Bob Dylan ... jedenfalls, als er das Ding endlich aufgeklappt hatte, warfen ihm fünf Leute in der Gemüseabteilung derart böse Blicke zu, dass beinahe der Rucola-Salat in seinem Einkaufswagen verwelkt wäre. Er lächelte, als wollte er sagen: *Tut mir Leid, ich kann diese Dinger auch nicht leiden, aber was soll man machen?*, dann sagte er: »Constable Crowe«, nur um die Umstehenden daran zu erinnern, dass er nicht zu seinem Vergnügen hier rumhing, dass er DAS GESETZ war.

»Auf dem Parkplatz vom *Thrifty-Mart*? Okay, ich komme.«

Wow, das war ja praktisch! Das Gute an dem Job als Gesetzhüter in einem Ort mit nur fünftausend Einwohnern war, dass man es nie weit hatte, wenn es irgendwo Ärger gab. Theo parkte seinen Einkaufswagen am Ende des Gangs und trabte an den Kassen vorbei durch die Automatiktüren hinaus auf den Parkplatz. (Er war eine Gottesanbeterin von einem Mann, in Jeans und Flanell, eins fünfundneunzig groß, neunzig Kilo, und er kannte nur drei Geschwindigkeiten: Schlendern, Trab und Stillstand.) Draußen fand er Lena Marquez, die sich krümmte und nach Atem rang. Ihr Exmann, Dale Pearson, stieg gerade in seinen Gelände-Pick-up.

»Stehen bleiben, Dale. Warte«, sagte Theo.

Theo überzeugte sich davon, dass Lena nur die Luft weggeblieben war und sie bald wieder okay sein würde, dann widmete er sich dem stämmigen Makler, der mit einem Stiefel auf dem Trittbrett stand, als wollte er fahren, sobald die heiße Luft aus dem Wagen abgezogen war.

»Was ist hier los?«

»Die blöde Kuh hat mir ihre Glocke um die Ohren gehauen,«

»Hab ich nicht«, keuchte Lena.

»Man hat mir gemeldet, du hättest sie mit einem Eisbeutel geschlagen, Dale. Das ist Körperverletzung.«

Dale Pearson sah sich kurz um und entdeckte die Frauen, die sich drüben im Fitnesscenter am Fenster drängten. Alle wandten sich gleichzeitig ab, kehrten zu den diversen Maschinen zurück, an denen sie trainiert hatten, als das Debakel begann. »Frag die da oben. Sie werden dir bestätigen, dass sie die Glocke direkt an meinem Ohr hatte. Es war reine Notwehr.«

»Er hat gesagt, er wolle was spenden, wenn er aus dem Laden kommt. Hat er aber nicht«, verkündete Lena, als sie langsam wieder Luft bekam. »Wir hatten einen indirekten Vertrag. Er hat ihn gebrochen. Und ich habe ihn nicht geschlagen.«

»Die ist doch total durchgeknallt.« Dale sagte es, als erkläre er, Wasser sei nass ... als verstünde es sich von selbst.

Theo sah von einem zum anderen. Mit den beiden hatte er schon öfter zu tun gehabt, hatte aber gedacht, nach der Scheidung vor fünf Jahren sei Ruhe eingekehrt. (Seit vierzehn Jahren war er Polizist in Pine Cove – er hatte schon viele Pärchen von ihrer dunklen Seite kennen gelernt.) Erste Regel in einem häuslichen Konflikt war es, die Kontrahenten zu trennen, doch das schien hier bereits geschehen zu sein. Man sollte nicht Partei ergreifen, aber da Theo eine Schwäche für Verrückte hatte – er war selbst mit einer verheiratet –, beschloss er, eine Gewissensentscheidung zu treffen und seine Aufmerksamkeit auf Dale zu konzentrieren. Außerdem war der Typ ein Arsch.

Theo klopfte Lena auf die Schulter und trabte hinüber zu Dales Wagen.

»Vergeude nicht deine Zeit, Hippie«, sagte Dale. »Mir reicht's.« Er stieg in seinen Pick-up und machte die Tür zu.

*Hippie?*, dachte Theo. *Hippie?* Seinen Pferdeschwanz hatte er schon vor Jahren abgeschnitten. Er trug keine Birkenstock-Sandalen mehr. Er rauchte nicht mal mehr Gras. Wie kam dieser Typ dazu, ihn als Hippie zu bezeichnen?

*Hippie?*, sagte er zu sich selbst, dann: »Hey!«

Dale ließ seinen Wagen an und legte den ersten Gang ein.

Theo stieg auf das Trittbrett, beugte sich über die Windschutzscheibe und klopfte mit einem Vierteldollar an, den er aus seiner Hosentasche gefischt hatte. »Nicht losfahren, Dale.«

*Klopf, klopf, klopf.* »Wenn du jetzt fährst, muss ich einen Haftbefehl für dich ausstellen.« *Klopf, klopf, klopf.* Jetzt war Theo sauer – da war er ganz sicher. Ja, das war definitiv Unmut.

Dale nahm den Gang raus und drückte den Knopf für den elektrischen Fensterheber. »Was? Was willst du?«

»Lena will Anzeige wegen Körperverletzung erstatten – vielleicht sogar wegen Körperverletzung mit einer gefährlichen Waffe. Ich denke, du solltest dir noch mal überlegen, ob du wirklich wegfahren willst.«

»Gefährliche Waffe? Es war ein Eisbeutel.«

Theo schüttelte den Kopf, sprach mit der vergnügten Stimme eines Märchenonkels: »Ein Fünf-Kilo-Beutel Eis. Hör doch, Dale, wie ich vor den Augen der Geschworenen einen *Fünf-Kilo*-Eisblock auf den Boden im Gerichtssaal fallen lasse. Kannst du es hören? Siehst du, wie die Geschworenen zusammenzucken, wenn ich auf dem Tisch der Verteidigung eine Honigmelone mit einem Fünf-Kilo-Eisblock zermalme? Keine gefährliche Waffe? »Meine Damen und Herren Geschworenen, dieser Mann, dieses verkommene Subjekt, dieser Redneck,

dieses – wenn ich so sagen darf – ungeputzte Katzenklo von einem Mann, hat auf eine wehrlose Frau eingeschlagen, eine Frau, die aus reiner Herzensgüte Spenden für die Armen sammelte, eine Frau, die doch nur ...«

»Aber es war kein Eisblock, es war ...«

Theo hob den Zeigefinger. »Kein Wort mehr, Dale, bevor ich dich nicht auf deine Rechte hingewiesen habe.« Theo spürte, dass es Dale nicht kalt ließ – Adern pulsierten an den Schläfen des Maklers, und sein kahler Schädel lief hellrosa an. *Hippie, hm?* »Lena will auf jeden Fall Anzeige erstatten, nicht, Lena?«

Mittlerweile hatte sich Lena zum Pick-up geschleppt.

»Nein«, sagte Lena.

»Miststück!«, blaffte Theo – es war ihm rausgerutscht, bevor er es verhindern konnte. Er hatte eine echte Glückssträhne gehabt.

»Da siehst du, wie sie ist«, sagte Dale. »Jetzt hättest du auch gern einen Eisbeutel, was, Hippie?«

»Ich bin Polizeibeamter«, erwiderte Theo und wünschte, er hätte eine Waffe oder irgendwas dabei. Er holte seine Brieftasche mit der Marke aus der Hosentasche, kam dann aber zu dem Schluss, dass es wohl zu spät war, jetzt noch seinen Ausweis zu zücken, zumal er Dale seit fast zwanzig Jahren kannte.

»Ja, und ich bin ein Karibu«, sagte Dale stolzer, als er darauf eigentlich hätte sein sollen.

»Ich bin bereit, die ganze Sache zu vergessen, wenn er einen Hunderter in die Spendenbüchse wirft«, erklärte Lena.

»Du hast sie wohl nicht mehr alle!«

»Es ist Weihnachten, Dale.«

»Scheiß auf Weihnachten und scheiß auf dich!«

»Hey, es gibt keinen Grund, so zu reden, Dale«, entgegnete Theo und konzentrierte sich als Friedensstifter auf den *Frieden*.

»Du solltest jetzt einfach aussteigen.«

»Einen Fünfziger in die Sammelbüchse, und er kann gehen«, sagte Lena. »Es ist für die Bedürftigen.«

Theo fuhr herum und sah sie an. »Verhandlungen um eine mildere Strafe führt man nicht auf dem Parkplatz vom *Thrifty – Mart*. Ich hatte ihn schon fast so weit.«

»Halt's Maul, Hippie«, sagte Dale. Dann zu Lena: »Du kriegst zwanzig, und die Bedürftigen können kacken gehen. Sollen sie sich doch einen Job besorgen wie wir anderen auch.«

Theo war sicher, dass er seine Handschellen im Volvo hatte – oder hingen sie noch zu Hause am Bettpfosten? »So wollen wir hier nicht ...«

»Vierzig!«, rief Lena.

»Abgemacht!«, sagte Dale. Er zog zwei Zwanziger aus seiner Brieftasche, knüllte sie zusammen und warf sie aus dem Fenster, so dass sie von Theo Crowes Brust abprallten. Er rammte den Rückwärtsgang rein und setzte zurück.

»Auf der Stelle bleibst du stehen!«, rief Theo.

Dale fuhr los. Als der große, rote Pick-up an Theos Volvo-Kombi vorbeikam, der zwanzig Meter weiter parkte, flog ein Eisbeutel aus dem Fenster und explodierte an der Heckklappe des Volvo, so dass es auf dem Parkplatz Eiswürfel regnete, was jedoch keinen großen Schaden anrichtete. »Frohe Weihnachten, Psychotussi!«, rief Dale aus seinem Fenster, als er auf die Straße einbog. »Und euch allen eine stille Nacht! Hippie!«

Lena hatte die zerknüllten Scheine in ihr Weihnachtsmannkostüm gestopft und umarmte Theo, während der rote Pick-up verschwand. »Danke, dass du mich gerettet hast, Theo.«

»War nicht viel zu retten. Du solltest ihn anzeigen.«

»Ist schon okay. Er wäre sowieso unbeschadet dabei rausgekommen. Er hat zu gute Anwälte. Glaub mir, ich weiß Bescheid. Außerdem ... vierzig Dollar!«

»Tja der Geist von Weihnachten«, sagte Theo und konnte sich

ein Grinsen nicht verkneifen. »Bist du auch bestimmt okay?«

»Mir geht es gut. Es war ja nicht das erste Mal, dass er mir gegenüber die Beherrschung verloren hat.« Sie klopfte an die Tasche ihres Weihnachtsmannkostüms. »Wenigstens hat es diesmal was gebracht.« Sie machte sich auf den Weg zu ihrer Sammelbüchse, und Theo folgte ihr.

»Du hast eine Woche Zeit, Anzeige zu erstatten, falls du es dir anders überlegen solltest«, sagte Theo.

»Weißt du was, Theo? Ich möchte wirklich nicht noch ein Weihnachtsfest damit verbringen, mir darüber Gedanken zu machen, was für eine komplette Zeitverschwendung es ist, etwas Menschliches in Dale Pearson zu suchen. Das will ich nicht. Und vielleicht haben wir ja Glück, und er wird eines von diesen Feiertagsopfern, von denen man immer hört.«

»Das wäre schön«, sagte Theo.

»Bringt einen richtig in Festtagsstimmung.«

In einer anderen Weihnachtsgeschichte würde Dale Pearson, der böse Immobilienmakler, selbstgefällige Frauenhasser und scheinbar unverbesserliche Miesepeter vielleicht bei Nacht und Nebel von Geistern heimgesucht, die ihm seine kläglichen Weihnachtsfeste vorführen, um ihn zu Großzügigkeit und allgemeiner Herzenswärme zu bewegen. Mit so einer Weihnachtsgeschichte haben wir es allerdings nicht zu tun, und deshalb wird hier jemand dem elenden Scheißkerl in nicht allzu ferner Zukunft mit einem Spaten den Garaus machen. Das ist der Geist von Weihnachten, mit dem wir es hier zu tun bekommen. Ho, ho, ho.

## 2

### ***Die Dorfschönheiten haben's drauf***

Das *Warrior Babe of the Outland* lenkte den Honda-Kombi die Cypress Street entlang, musste aber alle drei Meter anhalten, um Touristen durchzulassen, die zwischen den parkenden Autos einfach auf die Straße latschten und dem fließenden Verkehr keinerlei Beachtung schenkten. Ein *Königreich für einen Kuhfänger mit Messern dran, damit ich mir eine Schneise durch diese Herde ignoranter Bauerntölpel schlagen kann*, dachte sie. Dann: *Oha, ich glaube, ich sollte dringend wieder meine Medikamente nehmen*. Also sagte sie: »Die tun ja gerade so, als wären wir hier in Disneyland – als ob die Cypress Street gar nicht zum Fahren da wäre. Ihr Jungs würdet so was nicht tun, oder?«

Sie warf einen Blick über die Schulter auf die beiden pitschnassen Teenager, die sich hinten auf der Rückbank in die Ecke drückten. Hektisch schüttelten sie die Köpfe. Einer sagte: »Nein, Miss Michon, das würden wir nie tun. Echt nicht.«

Eigentlich hieß sie Molly Michon, aber vor Jahren war sie eine B-Movie Queen gewesen und hatte in acht Filmen »Kendra«, *Warrior Babe of the Outland*, gespielt. Ihr Haar war eine wilde Mähne, blond mit grauen Strähnen, und gebaut war sie wie ein Fitness-Model. Sie konnte für dreißig oder fünfzig durchgehen, je nachdem wie spät es war, was sie anhatte oder wie schwer sie medikamentiert war. Die Fans waren sich einig, dass sie vermutlich Anfang bis Mitte vierzig sein musste.

Fans. Die beiden Bengel auf der Rückbank des Wagens waren Fans. Sie hatten den Fehler begangen, einen Teil ihrer Weihnachtsferien dafür zu verwenden, nach Pine Cove zu fahren und sich auf die Suche nach dem berühmten Kultfilmstar Molly Michon zu machen, weil sie Autogramme auf ihre nagelneuen

DVDs von *Warrior Babe VI: Die Rache der Wilden Wilden* haben wollten, gerade erschienen, mit unveröffentlichten Outtakes davon, wie Mollys Brüste aus ihrem gusseisernen BH schwappten. Molly hatte gesehen, wie sie sich draußen vor der Hütte herumdrückten, die sie mit Theo Crowe, ihrem Mann, bewohnte. Sie war zur Hintertür hinausgeschlichen und hatte den beiden mit einem Gartenschlauch aufgelauert. Sie hatte die Jungs ordentlich abgespritzt und durch den Wald gejagt, so weit der Schlauch reichte, dann hatte sie den Größeren in den Schwitzkasten genommen und gedroht, ihm das Genick zu brechen, wenn der andere nicht auf der Stelle stehen blieb.

Da ihr in diesem Moment bewusst wurde, dass sie möglicherweise hinsichtlich ihrer Öffentlichkeitsarbeit einen schweren Fehler beging, lud Molly ihre Fans ein, mitzukommen und ihr zu helfen, einen Weihnachtsbaum für die »Lonesome Christmas Party«, das Fest der Einsamen Herzen in der Kapelle von Santa Rosa, auszusuchen. (Sie hatte mehr als nur ein paar kleinere Fehlentscheidungen getroffen, seit sie vor einer Woche ihre Medikamente abgesetzt hatte, um Geld für Theos Weihnachtsgeschenk zu sparen.)

»Wo kommt ihr zwei eigentlich her?«, fragte sie gut gelaunt.

»Bitte, tun Sie uns nichts«, sagte Bert, der größere und dünnere der Jungen. (Für sie waren die beiden Ernie und Bert – nicht weil sie tatsächlich wie die Puppen aussahen, sondern weil sie ihnen von der Körperform her ähnelten –, nur dass sie natürlich keine große Hand im Hintern hatten.)

»Ich werde euch nichts tun. Es ist toll, dass ihr mitkommt. Die Typen, die hier die Tannenbäume verkaufen, sind nicht so gut auf mich zu sprechen, seit ich vor ein paar Jahren einen ihrer Kollegen an ein Seeungeheuer verfüttert habe, und ihr zwei könnt mir wunderbar als Puffer dienen.« *Verdammt*, das mit dem Seeungeheuer hätte sie lieber nicht sagen sollen. Sie hatte so viele Jahre zurückgezogen gelebt, seit sie aus dem Filmgeschäft ausgestiegen war (bis ihre Filme ein Revival erlebt hatten

und Kultstatus erlangten), dass sie gar nicht mehr wusste, wie man mit Leuten umging. Und dann waren da diese fünfzehn Jahre, in denen sie keine Verbindung zur Wirklichkeit gehabt hatte, als man sie nur als die »Irre von Pine Cove« kannte, aber seit sie mit Theo zusammen war und ihre Antidepressiva nahm, lief alles viel besser.

Sie bog auf den Parkplatz des Eisenwarenladens ein, wo man einen halben Quadratkilometer für den Weihnachtsbaumverkauf umzäunt hatte. Als ihr Wagen auftauchte, verkrümelten sich drei nicht mehr ganz junge Männer mit Leinenschürzen im Laden, schoben den Riegel vor und drehten das Schild an der Tür um, so dass da nun GESCHLOSSEN stand.

Sie hatte schon befürchtet, dass so etwas passieren würde, aber sie wollte Theo überraschen, ihm beweisen, dass sie in der Lage war, einen Baum für die Kapellenparty zu besorgen. Und jetzt durchkreuzten die engstirnigen Black & Decker-Lakaaien ihre Pläne für ein perfektes Weihnachtsfest. Sie holte tief Luft und versuchte, sich beim Ausatmen in einen Moment der Stille zu versetzen, wie ihre Yoga-Lehrerin es ihr beigebracht hatte.

Wohnte sie nicht mitten in einem Kiefernwald? Vielleicht sollte sie einfach losgehen und sich selbst einen Weihnachtsbaum schlagen.

»Fahren wir zurück zur Hütte, Jungs. Da hab ich 'ne Axt, mit der es gehen müsste.«

»Neeeeeeiiiiin!«, schrie Ernie, langte über seinen feuchten Freund hinweg und drückte die Tür des Honda auf, so dass die beiden aus dem fahrenden Wagen in eine Palette mit Plastik-Rentieren kullerten.

»Na, meinetwegen«, sagte Molly. »Macht's gut, Jungs. Ich will mal sehen, ob ich nicht bei uns im Garten einen Baum fällen kann.« Sie wendete auf dem Parkplatz und fuhr nach Hause.

Schweißnass entledigte sich Lena Marquez ihres Weihnachts-

mannkostüms wie eine kleine Echse, die sich aus einem flauschig roten Ei pellt. Noch vor dem Ende ihrer Schicht am *Thrifty-Mart* war die Außentemperatur bis auf siebenundzwanzig Grad im Schatten angestiegen, und es kam ihr vor, als hätte sie in dem schweren Anzug mindestens drei Kilo ausgeschwitzt. Nur mit BH und Slip bekleidet, tappte sie ins Badezimmer und hüpfte auf die Waage, um sich an dem unerwarteten Gewichtsverlust zu erfreuen. Die Scheibe drehte sich und blieb bei ihrem normalen Prä-Pinkel-Gewicht stehen. Genau richtig für ihre Größe, wenig für ihr Alter, aber verflucht noch eins, sie hatte mit ihrem Exmann gestritten, war mit Eiswürfeln verprügelt worden, hatte für die Interessen der Unterprivilegierten geworben und acht Stunden lang die Hitze im Weihnachtsmannkostüm ertragen – für ihre Bemühungen hatte sie sich doch etwas verdient.

Sie zog BH und Slip aus und stieg noch einmal auf die Waage. Kein erkennbarer Unterschied. Verdammt! Sie setzte sich hin, pinkelte, wischte ab und sprang erneut auf die Waage. Vielleicht zweihundert Gramm unter normal. Ah.', dachte sie und strich den Bart beiseite, damit sie die Waage besser ablesen konnte. Das mochte das Problem gewesen sein. Also nahm sie den weißen Bart und ihre rote Mütze ab, warf beides ins angrenzende Wohnzimmer, schüttelte ihr langes, schwarzes Haar und wartete darauf, dass die Waage sich beruhigte.

Oh ja. Zwei Kilo. Vor Freude vollführte sie einen kleinen Tae-Bo-Kick und stieg unter die Dusche. Als sie sich einseifte und dabei an eine wund Stelle neben ihrem Solarplexus kam, zuckte sie zusammen. Sie hatte blaue Flecken von diesem Eisbeutel. Zwar hatte sie schon schlimmere Schmerzen gehabt, nach zu vielen Sit-ups im Fitness-Center, doch diesen Schmerz spürte sie bis ins Herz. Vielleicht war es der Gedanke daran, das Weihnachtsfest das erste Mal seit der Scheidung allein verbringen zu müssen. Ihre Schwester, bei der sie die letzten Jahre Weihnachten verbracht hatte, flog mit ihrem Mann und den

Kindern nach Europa. Dale – kompletter Wichser, der er war – hatte sie früher in alle möglichen Feiertags-Aktivitäten verstrickt, von denen sie nun ausgeschlossen war. Der Rest ihrer Familie lebte drüben in Chicago, und seit Dale hatte sie mit Männern nicht viel Glück gehabt – zu viel Restzorn und Misstrauen. (Er war nicht nur ein Wichser gewesen, er hatte sie betrogen.) Ihre Freundinnen, die allesamt verheiratet oder mit semipermanenten Freunden zusammen waren, erklärten ihr, sie müsse eine Weile Single bleiben und etwas Zeit damit verbringen, sich selbst kennen zu lernen. Das war natürlich völliger Schwachsinn. Sie kannte sich, mochte sich, wusch sich, zog sich an, kaufte sich Geschenke, führte sich selbst abends aus und hatte sogar hin und wieder Sex mit sich selbst, was am Ende immer besser war als damals mit Dale.

»Oh, dieses ganze Lern-dich-selber-kennen wird dich in den Wahnsinn treiben«, sagte ihre Freundin Molly Michon. »Und, glaub mir, ich bin die ungekrönte Königin des Wahns. Als ich mich beim letzten Mal richtig kennen gelernt habe, hat sich rausgestellt, dass da drinnen eine ganze Bande von Weibern war, mit denen ich fertig werden musste. Ich kam mir vor wie die Rezeptionistin in einer Irrenanstalt. Aber eins muss ich sagen: Sie hatten alle hübsche Titten. Egal, vergiss es. Geh los und tu was für andere. Das ist viel besser für dich. ›Sich selbst kennen lernen‹ – was soll das bringen? Was ist, wenn du dich kennen lernst und feststellst, dass du ein fieser Drache bist? Klar, ich mag dich, aber auf mein Urteil kannst du nicht bauen. Geh und tu was für andere Leute.«

Sie hatte Recht. Molly konnte manchmal ... mh, exzentrisch sein, aber gelegentlich kam doch etwas Vernünftiges heraus. Also hatte sich Lena freiwillig für eine Sammelbüchse der Heilsarmee gemeldet, hatte Dosenfutter und tiefgefrorene Trutzhähne für Pine Coves Anonyme Lebensmittelspende gesammelt, und morgen Abend, bevor es dunkel wurde, wollte sie losgehen, echte Weihnachtsbäume besorgen und sie Leuten vor die Tür le-

gen, die sich wahrscheinlich keine leisten konnten. Damit wollte sie sich ablenken. Und falls es nicht klappte, wollte sie Heiligabend auf der Lonesome Christmas Party in der Kapelle von Santa Rosa verbringen. Oh Gott, jetzt war es so weit. Es wurde weihnachtlich, und so war ihr auch zumute – sie fühlte sich einsam ...

Für Mavis Sand, die Besitzerin des *Head-of-the-Slug*-Saloons, klang das Wort *einsam* wie das Glöckchen einer Registrierkasse. Zur Weihnachtszeit füllte sich Pine Cove mit Touristen auf der Suche nach kleinstädtischem Charme, und das *Head of the Slug* füllte sich mit einsamen, entrechteten Jammerlappen auf der Suche nach etwas Trost. Den servierte Mavis ihnen liebend gern in Form ihres ureigenen (und überteuerten) Weihnachtscocktails. Er nannte sich *Schön Langsame Nummer auf dem Rücksitz vom Rentierschlitten* und bestand aus – »Hey, verpiss dich, wenn du wissen willst, was drin ist«, sagte Mavis dann. »Ich hab schon hinterm Tresen gestanden, als dein Daddy den Präser weggespült hat, in dem deine einzige Hoffnung auf ein bisschen Hirn steckte, also werd mal ein bisschen weihnachtlich und bestell dir endlich den verdammten Drink.«

Mavis war eigentlich immer in Weihnachtsstimmung, bis hin zu den Tannenbaum-Ohringen, die sie das ganze Jahr trug, weil sie diesen »Neuwagenduft« mochte. Ein Bund Mistelzweige von der Größe eines Elchschädels hing über ihrem Tresen, und während der gesamten Feiertage mussten ahnungslose Trunkenbolde, die sich zu weit herüberlehnten, um ihre Bestellung in eine von Mavis' Hörhilfen zu brüllen, feststellen, dass sie jenseits der klimpernden, schwarzen Nylonpeitschen ihrer falschen, mit Mascara verputzten Wimpern, jenseits des behaarten Leberflecks und der dick gespachtelten Schichten von blutrotem Lippenstift, jenseits des Marlboro-100-Atems und der klackernden Zahnprothesen, doch immer noch mit ihrer Zunge umzugehen wusste. Einer taumelte japsend zur Tür und behauptete, sie hätte an seinem Kleinhirn geleckert und Visionen heraufbeschworen, er

müsse im dunklen Schrank des Todes ersticken – was Mavis als Kompliment nahm.

Etwa zur selben Zeit, als Dale und Lena ihr Scharmützel drüben beim *Thrifty Mart* hatten, kauerte Mavis auf ihrem Hocker hinterm Tresen, sah von ihrem Kreuzworträtsel auf und erblickte den schönsten Mann, der je die Schwingtüren des *Slug* aufgestoßen hatte. Was einst Wüste gewesen war, erblühte nun im tiefen Tal, wo jahrelang ein staubiges Flussbett gewesen war, floss nun ein mächtiger Strom. Ihr Herz tat einen Sprung, und der Defibrillator, den man ihr in die Brust gepflanzt hatte, versetzte ihr einen kleinen Schock, so dass sie elektrisiert von ihrem Hocker rutschte, um ihm zu Diensten zu sein. Sollte er einen *Wallbanger* bestellen, würde sie so heftig kommen, dass sie sich bestimmt die Tennisschuhe ruinierte, weil sich ihre Zehennägel in den Boden gruben – sie wusste es, sie spürte es, sie brauchte es. Mavis war eine Romantikerin.

»Kann ich Ihnen helfen?«, fragte sie und klimperte mit den Wimpern, was aussah, als krümmten sich spastische Wolfsspinnen hinter ihren Brillengläsern.

Ein paar Stammgäste hockten am Tresen und sahen sich auf ihren Hockern nach dem Grund für Mavis' Unterwürfigkeit um. Das konnte unmöglich ihre Stimme sein. Normalerweise klang sie nur verächtlich und verräuchert.

»Ich bin auf der Suche nach einem Kind«, sagte der Fremde. Er hatte langes, blondes Haar, das über seinen schwarzen Trenchcoat fiel. Seine Augen waren veilchenblau, die Züge gleichermaßen zart und markig, fein geschnitten und ohne eine Falte des Alters oder der Erfahrung.

Mavis drehte an dem kleinen Knopf an ihrem rechten Hörgerät herum und neigte den Kopf wie ein Hund, der eben in ein Plastikkotelett gebissen hat. Oh, wie schnell brechen doch die Säulen der Lust unter der Last der Dummheit in sich zusammen. »Sie sind auf der Suche nach einem *Kind*?«, fragte Mavis.

»Ja«, sagte der Fremde.

»In einer Bar? An einem Montagnachmittag? Sie suchen ein Kind?«

»Ja.«

»Ein bestimmtes Kind oder einfach irgendein Kind?«

»Das weiß ich, wenn ich es sehe«, erwiderte der Fremde.

»Du kranker Pisser«, sagte einer der Stammgäste, und ausnahmsweise nickte Mavis einmal zustimmend. Ihre Halswirbel klickten wie ein Steckschlüssel.

»Verschwinde aus meiner Bar«, sagte sie. Ein langer, lackierter Fingernagel deutete zur Tür. »Mach schon, verzieh dich. Was glaubst du, wo wir hier sind? In Bangkok?«

Der Fremde betrachtete ihren Finger. »Christi Geburt naht. Stimmt's?«

»Ja. Samstag ist Heiligabend.« Mavis knurrte. »Was zum Teufel soll mir das sagen?«

»Dann brauche ich vor Samstag noch ein Kind«, erklärte der Fremde.

Mavis langte unter den Tresen und holte ihren Mini-Baseballschläger hervor. Wenn er auch hübsch war, wäre er doch bestimmt durch einen kleinen Schlag auf den Hinterkopf mit einem ordentlichen Stück Hartholz noch zu verbessern. Männer: ein Zwinkern, ein Ständer, ein feuchter Fleck, und bevor man sich es versah, war es an der Zeit, Beulen zu verteilen und Zähne auszuschlagen. Mavis war eine pragmatische Romantikerin: Liebe – so sie denn richtig gehandhabt wurde – tat weh.

»Gib's ihm, Mavis!«, johlte einer der Stammgäste.

»Welcher Perverse trägt bei fünfundzwanzig Grad im Schatten schon einen Mantel?«, fügte ein anderer hinzu. »Ich sage: Zieh ihm eins über!«

Drüben am Billardtisch wurden Wetten abgegeben.

Mavis zupfte an einem verirrten Kinnhaar und sah sich den Fremden über den Rand ihrer Brille hinweg an. »Meinst du nicht, du möchtest deine Suche irgendwo anders fortsetzen?«

»Was für ein Tag ist heute?«, fragte der Fremde.

»Montag.«

»Dann nehme ich eine Cola Light.«

»Was ist mit dem Kind?«, fragte Mavis und unterstrich die Frage, indem sie den Baseballschläger in ihre Handfläche schlug (was höllisch wehtat, aber sie würde nicht mit der Wimper zucken, nie im Leben).

»Ich hab noch bis Samstag Zeit«, sagte der hübsche Kinderschänder. »Erst mal eine Cola Light ... und ein Snickers. Bitte.«

»Das war's«, sagte Mavis. »Du bist ein toter Mann.«

»Aber ich habe *bitte* gesagt«, erwiderte Blondie, was irgendwie am Thema vorbeiging.

Sie machte sich nicht mal die Mühe, den Durchgang im Tresen hochzuklappen, sondern tauchte darunter hindurch und griff an. In diesem Moment läutete eine Glocke, und ein Lichtstrahl fiel in die Bar, was darauf hindeutete, dass jemand hereingekommen war. Als sich Mavis wieder aufrichtete – wobei sie sich schwer auf ihr hinteres Bein stützte, weil sie ausholte, um die Hoden des Fremden bis über die Staatsgrenze zu ballern –, war er nicht mehr da.

»Gibt's ein Problem, Mavis?«, fragte Theophilus Crowe. Der Constable stand genau da, wo eben noch der Fremde gestanden hatte.

»Verdammt, wo ist er hin?« Mavis wart einen Blick hinter Theo, dann zu den Stammgästen hinüber. »Wo ist er hin?«

»Kein Schimmer«, sagten sie, ein Ballett von Schulterzuckern.

»Wer?«, fragte Theo.

»Blonder Typ im schwarzen Trenchcoat«, sagte Mavis. »Du müsstest ihm begegnet sein, als du reingekommen bist.«

»Trenchcoat? Es sind fünfundzwanzig Grad im Schatten«, sagte Theo. »Jemand im Trenchcoat wäre mir aufgefallen.«

»Das war 'n Perverser!«, rief jemand von weiter hinten.

Theo blickte auf Mavis herab. »Wollte der Typ was von dir?«

Ihr Größenunterschied lag bei fast sechzig Zentimetern, und Mavis musste einen Schritt zurückweichen, um ihm in die Augen zu sehen. »Scheiße, nein. Außerdem mag ich Männer, die sagen, was sie wollen. Der Typ war auf der Suche nach einem Kind.«

»Das hat er gesagt? Er ist hier reingekommen und hat gesagt, er sucht ein Kind?«

»Genau das. Ich wollte ihm gerade zeigen, was ...«

»Bist du sicher, dass er nicht *sein* Kind verloren hat? So was kommt vor, Weihnachtseinkäufe, da laufen sie einfach weg ...«

»Nein, er hat kein bestimmtes Kind gesucht. Er war einfach auf der Suche nach *einem* Kind.«

»Na, vielleicht spielt er heimlich den Weihnachtsmann«, sagte Theo und verlieh damit einem Vertrauen auf das Gute im Menschen Ausdruck, das jeglicher Grundlage entbehrte, »und will was Gutes tun.«

»Gottverdammte, Theo, du Blindfisch, man muss doch einen Priester nicht erst mit der Brechstange von seinem Ministranten wegzerren, um darauf zu kommen, dass er dem Kind nicht mit dem Rosenkranz zur Hand geht. Der Typ war pervers.«

»Tja, wahrscheinlich sollte ich mich mal nach ihm umsehen.«

»Tja, das solltest du vielleicht wirklich tun.«

Theo wollte schon zur Tür hinausgehen, doch dann drehte er sich noch einmal um. »Ich bin kein Blindfisch, Mavis. So musst du nicht mit mir reden.«

»Entschuldige, Theo«, sagte Mavis und ließ den Baseballschläger sinken, um zu zeigen, wie aufrichtig ihre Reue war. »Wieso bist du eigentlich hier reingekommen?«

»Hab ich vergessen.« Theo zog seine Augenbrauen hoch, forderte sie heraus.

Mavis lächelte ihn an. Theo war ein guter Kerl – ein bisschen verrückt, aber ein guter Kerl. »Ehrlich?«

»Nee, ich wollte nur mal kurz mit dir über das Essen auf der Weihnachtsparty reden. Du wolltest doch grillen, oder?«

»Das hatte ich vor.«

»Also, ich hab im Radio gehört, dass es unter Umständen regnet. Du solltest dir vielleicht einen Plan B überlegen.«

»Mehr Schnaps?«

»Ich dachte eher an etwas, bei dem das Essen nicht draußen zubereitet wird.«

»Also mehr Schnaps?«

Theo schüttelte den Kopf und machte sich auf den Weg zur Tür. »Ruf mich oder Molly an, wenn du Hilfe brauchst.«

»Es wird schon nicht regnen«, sagte Mavis. »Im Dezember regnet es nie.«

Aber Theo war bereits weg, draußen auf der Straße, wo er nach dem Fremden im Trenchcoat suchte.

»Könnte schon sein, dass es Regen gibt«, erklärte einer der Stammgäste. »Die Wissenschaftler sagen, vielleicht kriegen wir dieses Jahr El Niño.«

»Na klar, als wenn sie es uns sagen würden, bevor der halbe Staat unter Wasser steht«, erwiderte Mavis. »Scheißwissenschaftler.«

Aber El Niño *war* im Anmarsch.

*El Nino.* Das Kind.

### 3

## ***Weihnachten im Eimer***

Dienstagabend. Es waren noch vier Tage bis Heiligabend, aber dennoch rollte der Weihnachtsmann in seinem großen, roten Pick-up auf der Hauptstraße mitten durch den Ort, winkte den Kindern zu, fuhr Schlangenlinien, rülpste in seinen Bart, mehr als nur leicht angetrunken. »Ho, ho, ho!«, rief Dale Pearson, der böse Immobilienmakler und Weihnachtsmann der Karibu Lodge im sechsten Jahr in Folge. »Ho, ho, ho!«, rief er und unterdrückte den Drang, *und 'ne Buddel voll Rum* hinzuzufügen, denn sein Benehmen glich eher Käpt'n Blackbeard als dem Weihnachtsmann. Eltern zeigten auf ihn, Kinder winkten und hüpfen herum.

Mittlerweile war ganz Pine Cove von vorweihnachtlicher Freude erfüllt. Sämtliche Hotels waren ausgebucht, und es fand sich kein einziger Parkplatz mehr auf der Cypress Street, wo Kauflustige ihre Kreditkarten derart zum Glühen brachten, dass man Kastanien darauf hätte rösten können. Es duftete nach Zimt und Tannen, Pfefferminz und Glückseligkeit. Das hier war kein ungehobelter Weihnachtskommerz wie in Los Angeles oder San Francisco. Das war der reine, unverfälschte Kommerz der kleinen Städtchen in Neuengland, wo Norman Rockwell vor hundert Jahren das Weihnachtsfest erfunden hatte. Das war echt.

Nur Dale begriff es nicht. »Fröhliche, selige ... ach, leck mich doch am Arsch.« Dale grinste hinter seinen getönten Scheiben.

Im Grunde war es den Bewohnern von Pine Cove ein Rätsel, wieso ihr Dorf zur Weihnachtszeit so beliebt war. Es war ja nicht gerade ein Winterwunderland. Die mittlere Temperatur zu dieser Jahreszeit lag bei neunzehn Grad Celsius, und nur ein paar uralte Männer konnten sich daran erinnern, wie es mal geschneit hatte. Ebenso wenig war es ein tropischer Zufluchtsort.

Das Meer hier oben war bitterkalt, mit einer durchschnittlichen Unterwassersicht von fünfundvierzig Zentimetern und einer gewaltigen Kolonie von Seeelefanten am Ufer. Im Winter lagen Tausende dieser rundlichen Flossenfüßer über die Strände von Pine Cove verteilt wie große, bellende Scheißhaufen, und mochten sie auch selbst nicht gefährlich sein, so waren sie doch die Hauptnahrungsquelle des Weißen Hais, der sich im Laufe von 120 Millionen Jahren zur perfekten Ausrede entwickelt hatte, wenn man nie weiter als bis zu den Knöcheln ins Wasser gehen wollte. Wenn es also weder am Wetter noch am Wasser lag, was zum Teufel war es dann? Vielleicht lag es einfach an den Bäumen. Den Weihnachtsbäumen.

»Verdammt, meine Bäume«, grummelte Dale vor sich hin.

Pine Cove lag im weltweit letzten natürlichen Wald aus Monterey-Kiefern. Monterey-Kiefern sind genau die Bäume, die man als Weihnachtsbäume züchtet. Die gute Nachricht war, dass man sich fast auf jedem unbebauten Grundstück im Ort einen ansehnlichen Weihnachtsbaum schlagen konnte. Die schlechte Nachricht war, dass es strikt verboten war, solange man keine Genehmigung dafür besaß und nicht im Gegenzug fünf Bäume pflanzte. Die Monterey-Kiefern waren geschützt, und jeder Bauunternehmer am Ort konnte ein Lied davon singen, denn wann immer sie ein paar Bäume schlugen, um ein Haus zu bauen, mussten sie als Ersatz einen ganzen Wald anpflanzen.

Ein Kombi mit einem Weihnachtsbaum auf dem Dach setzte direkt vor Dales Pick-up zurück. »Schaff deine Schrottkiste von meiner Straße«, blaffte Dale. »Und frohe Weihnachten euch Mistkäfern«, fügte er hinzu.

Eher unfreiwillig war Dale Pearson zum Johnny Appleseed der Weihnachtsbäume geworden, nachdem er Zehntausende von Setzlingen gepflanzt hatte, als Ersatz für die Tausenden, die in seinem Auftrag mit Kettensägen niedergemäht worden waren, damit er reihenweise Ferienwohnungen auf den Hügeln von Pine Cove errichten konnte. Zwar besagte das Gesetz, dass die

Ersatzbäume innerhalb der Stadtgrenzen von Pine Cove gepflanzt werden mussten, allerdings stand da nicht, dass sie irgendwo in der Gegend stehen mussten, wo sie geschlagen worden waren, und so pflanzte Dale sämtliche Bäume um den Friedhof der alten Kapelle von Santa Rosa herum. Dieses Land, zehn Morgen, hatte er schon vor Jahren erworben, in der Hoffnung, es unterteilen und dort Luxushäuser bauen zu können, aber irgendwelche Hippie-Spinner von der *California Historical Society* waren dazwischengegangen und hatten die alte Kapelle zum historischen Wahrzeichen erklärt, so dass er das Land nicht mehr bebauen durfte. Also pflanzten seine Arbeiter Monterey-Kiefern – ohne Rücksicht auf den natürlichen Wuchs eines Waldes – in geraden Reihen, bis die Bäume dicht an dicht um die Kapelle standen, wie Federn am Rücken eines Vogels.

In den letzten vier Jahren war – immer in der Woche vor Weihnachten – jemand auf Dales Grundstück gewesen und hatte ganze Lastwagenladungen von Weihnachtsbäumen ausgegraben. Er hatte genug davon, den Behörden Rede und Antwort stehen und die Bäume ersetzen zu müssen. Dabei interessierten ihn die Bäume einen Dreck, aber er wollte verdammt sein, wenn er sich damit abfand, dass ihm irgendwer ständig die Wachhunde der Behörden auf den Hals hetzte. Er war seiner Pflicht den Karibukumpels gegenüber nachgekommen und hatte ihnen und ihren Frauen lustige Geschenke gemacht, aber jetzt wollte er einen Dieb stellen. Er selbst wünschte sich in diesem Jahr zu Weihnachten etwas mehr Gerechtigkeit. Mehr wollte er gar nicht, nur etwas Gerechtigkeit.

Er bog von der Cypress ab, fuhr zur Kapelle hinauf und täsichelte den stupsnasigen 38er Revolver, den er in seinen breiten, schwarzen Gürtel geschoben hatte.

Lena hievte den zweiten Weihnachtsbaum auf die Ladefläche ihres kleinen Toyota-Pick-ups und legte ihn in eine der Holzkisten, die sie zu diesem Zweck zusammengezimmert hatte. Die

Unterprivilegierten bekamen dieses Jahr nur eins zwanzig hohe Bäume, höchstens eins fünfzig. Seit Oktober hatte es nur einmal geregnet, so dass sie fast anderthalb Stunden brauchte, um die beiden Setzlinge aus der trockenen, harten Erde zu graben. Sie wollte, dass die Menschen echte Weihnachtsbäume bekamen, aber wenn sie ihr Glück mit den Zwei-Meter-Dingern versuchte, wäre sie die ganze Nacht da draußen und hätte am Ende nur ein paar Bäume. *Das ist richtige Arbeit*, dachte Lena. Tagsüber kümmerte sie sich um die Ferienhausvermietungen eines örtlichen Grundstücksmaklers, wo sie während der Hochsaison manchmal zehn bis zwölf Stunden täglich arbeitete, aber ihr wurde bewusst, dass abgesessene Stunden und echte Arbeit nicht das Gleiche waren. Das dachte sie jedes Jahr, wenn sie hierher kam und ihren roten Spaten zur Hand nahm.

Schweiß lief über ihr Gesicht. Mit dem Rücken ihres gamsledernen Handschuhs wischte sie sich das Haar aus den Augen, was einen schmutzigen Streifen an der Stirn zurückließ. Sie zog das Flanellhemd aus, das sie wegen der kühlen Nachtluft übergezogen hatte, und arbeitete in engem, schwarzem Tanktop und olivfarbener Cargo-Hose. Mit ihrem roten Spaten in der Hand sah sie dort am Waldrand aus wie eine Art Weihnachtsüberfallkommando.

Sie stieß den Spaten in die Kiefernadeln, etwa einen Schritt neben dem nächsten Baum, auf den sie es abgesehen hatte, und sprang auf die Schaufel, hüpfte auf und ab, bis sie bis zum Stiel eingegraben war. Sie zerrte am Griff herum, versuchte, den Waldboden aufzugraben, als zwei helle Scheinwerfer über den Waldrand strichen. Sie blieben stehen und beleuchteten Lenas Wagen in Stereo.

*Kein Grund zur Sorge*, dachte sie. *Ich werde mich nicht verstecken, ich werde nicht weglaufen.* Sie tat nichts Unrechtes. Nicht wirklich. Ja, sicher, technisch gesehen war es Diebstahl, und sie brach ein paar Verordnungen hinsichtlich des Abholzens von Monterey-Kiefern, aber sie holzte sie ja gar nicht wirklich

ab, oder? Sie pflanzte sie nur um. Und ... und sie spendete den Armen. Sie war wie Robin Hood. Und niemand legte sich mit Robin Hood an. Nichtsdestotrotz lächelte sie ins Scheinwerferlicht und zuckte – wie sie hoffte – niedlich mit den Schultern, als wollte sie sagen: »Oha, da haben Sie mich wohl erwischt.« Sie schützte ihre Augen mit einer Hand und versuchte, ins Licht zu blinzeln, um zu sehen, wer den Pick-up fuhr. Ja, sie war sicher, dass es ein Pick-up war.

Stotternd erstarb der Motor. Leise Übelkeit stieg in Lenas Kehle auf, als ihr bewusst wurde, dass es ein Diesel war. Die Tür ging auf, und als die Innenbeleuchtung anging, sah Lena kurz jemanden mit rotweißer Mütze hinterm Lenkrad sitzen.

Hä?

Aus dem grellen Licht kam ihr der Weihnachtsmann entgegen. Der Weihnachtsmann mit einer Taschenlampe. Und was war das da in seinem Gürtel? Der Weihnachtsmann hatte einen Revolver.

»Verdammt, Lena, ich hätte wissen sollen, dass du es bist«, sagte er.

Josh Barker hatte Probleme. Ernste Probleme. Er war erst sieben und doch einigermaßen sicher, dass sein Leben verpfuscht war. Er hastete die Church Street entlang und versuchte, sich etwas einfallen zu lassen, wie er das alles seiner Mom erklären sollte. Anderthalb Stunden zu spät. Es war bereits dunkel. Und er hatte nicht mal angerufen. Und das kurz vor Weihnachten. Aber viel schlimmer als das mit seiner Mom war: Wie wollte er es dem Weihnachtsmann erklären?

Nun, der Weihnachtsmann hätte vielleicht Verständnis, denn er kannte sich mit Spielzeug aus. Aber seine Mom würde es ihm nicht abkaufen. Er hatte *Barbarian Georges Big Crusade* auf der PlayStation zu Hause bei seinem Freund Sam gespielt, und sie waren auf das Territorium der Ungläubigen geraten und hatten

Tausende Turbanträger gekillt, aber es gab einfach keine Möglichkeit, dieses Spiel zu beenden. Es war nicht dafür gemacht, dass man jemals wieder rauskam, und plötzlich war es draußen dunkel, und er hatte alles vergessen, und Weihnachten war im Eimer. Er wünschte sich eine Xbox 2, aber die würde ihm der Weihnachtsmann niemals bringen, weil auf seiner Liste stand: *erst nach Hause gekommen, als es schon lange dunkel war UND hat nicht mal Bescheid gesagt.*

Sam hatte Joshs Lage zusammengefasst, als er ihn vor die Tür begleitete und zum nächtlichen Himmel aufsah: »Junge, bist du gearscht.«

»Ich bin nicht gearscht, du bist gearscht«, entgegnete Josh.

»Ich bin nicht gearscht«, sagte Sam. »Ich bin Jude. Ohne Weihnachtsmann. Bei uns gibt's kein Weihnachten.«

»Na, dann bist du aber *echt* gearscht.«

»Halt's Maul, ich bin nicht gearscht.« Aber während Sam das sagte, schob er die Hände in die Hosentaschen, und Josh konnte hören, wie er mit seinem Dreidel gegen den Asthma-Inhalator klickte, und er hatte das Gefühl, als sei sein Freund tatsächlich gearscht.

»Okay, du bist nicht gearscht«, sagte Josh. »Tut mir Leid. Ich muss los.«

»Yeah«, sagte Sam.

»Yeah«, sagte Josh, und ihm wurde klar: Je länger er brauchte, um nach Hause zu kommen, desto gearschter wäre er. Als er jedoch die Church Street entlangrannte, um möglichst schnell nach Hause zu kommen, sah er, dass möglicherweise im letzten Augenblick noch Rettung nahte, denn dort am Waldrand stand der Weihnachtsmann höchstpersönlich. Und wenn der Weihnachtsmann auch einen reichlich wütenden Eindruck machte, richtete sich sein Zorn doch gegen eine Frau, die knietief in einem Loch stand und einen roten Spaten in Händen hielt.

Der Weihnachtsmann hielt eine dieser schweren schwarzen Maglite-Taschenlampen in der Hand, leuchtete der Frau damit ins Gesicht und schrie sie an.

»Das sind *meine* Bäume! *Meine*, verdammt!«, schrie der Weihnachtsmann.

*Aha!*, dachte Josh. *Verdammt* war nicht so schlimm, dass man deshalb auf der schwarzen Liste stand, wenn schon der Weihnachtsmann es sagte. Das hatte er seiner Mom zwar auch schon erklärt, aber sie bestand darauf, dass man mit *verdammt* sehr wohl auf die Liste kam.

»Ich will doch nur ganz wenige«, sagte die Frau. »Für Leute, die sich keinen Weihnachtsbaum leisten können. Das kannst du den armen Leuten doch nicht abschlagen.«

»Scheiße! Und ob ich das kann!«

Nun, Josh war sicher gewesen, dass man damit ganz bestimmt auf der Liste landete. Er war schockiert.

Der Weihnachtsmann leuchtete der Frau direkt in die Augen. Sie stieß die Taschenlampe beiseite.

»Hör zu«, sagte sie, »ich nehme nur noch diesen einen, und dann geh ich.«

»Das wirst du nicht tun!« Wieder hielt der Weihnachtsmann der Frau die Taschenlampe ins Gesicht, doch als sie diesmal seine Hand beiseite stieß, drehte er die Lampe um und zog ihr damit eins über.

»Autsch!«

Das hatte wehgetan. Josh spürte noch auf der anderen Straßenseite, wie der Frau bei diesem Schlag die Zähne klapperten. Offenbar hegte der Weihnachtsmann tiefe Gefühle für seine Bäume.

Wieder schlug die Frau mit dem Spaten die Taschenlampe aus ihrem Gesicht. Und wieder zog ihr der Weihnachtsmann mit der Taschenlampe eins über, fester diesmal. Die Frau heulte auf und

sank in der Grube auf die Knie. Dann langte der Weihnachtsmann in seinen breiten, schwarzen Gürtel, zog einen Revolver hervor und richtete ihn auf die Frau. Da kam sie hoch, schwang den Spaten in weitem Bogen und traf den Weihnachtsmann mit einem dumpfen Schlag seitlich am Kopf. Der Weihnachtsmann geriet ins Taumeln und hob seinen Revolver an. Die Frau kauerte am Boden und hielt die Arme schützend über ihren Kopf, mit dem umgekehrten Spaten unterm Arm. Doch während er zielte, verlor der Weihnachtsmann das Gleichgewicht und stürzte vorwärts in den Spaten. Wie eine Klinge bohrte er sich unter seinen Bart, und plötzlich war der Bart genauso rot wie sein Anzug. Er ließ die Waffe und die Taschenlampe fallen, gab ein gurgelndes Geräusch von sich und ging zu Boden, so dass Josh ihn nicht mehr sehen konnte.

Josh hörte kaum das Weinen der Frau, als er nach Hause rannte und ihm der Puls wie Schlittenglöckchen in den Ohren klingelte. Der Weihnachtsmann war tot. Weihnachten war im Eimer. Josh war gearscht.

Apropos gearscht: Drei Blocks weiter trabte Tucker Case mit Jammermiene die Worchester Street entlang, um sein Junk-Food-Abendessen mit einem kleinen Spaziergang unter der Last einer erheblichen Portion Selbstmitleid abzuarbeiten. Er ging auf die vierzig zu, war gut in Form, blond und braun gebrannt – sah aus wie ein alternder Surfer oder ein Golfprofi in den besten Jahren. Fünfzehn Meter über ihm segelte ein großer Flughund durch die Bäume, lautlos auf ledernen Schwingen in der Nacht. Damit er sich an Pfirsiche und so Zeug anschleichen konnte, ohne sich erwischen zu lassen, dachte Tuck.

»Roberto, mach dein Geschäft, damit wir endlich wieder ins Hotel können«, rief Tuck in den Himmel. Der Flughund bellte und hielt sich im Vorüberfliegen an einem Ast fest, wobei ihn der Schwung fast in einen Looping warf, bis er ins Pendeln kam und kopfüber hängen blieb. Dann bellte er erneut, leckte seine kleinen Hundelefzen und hüllte sich in seine großen Flügel, um

sich vor der kalten Meeresluft zu schützen.

»Gut«, sagte Tuck, »aber du kommst erst wieder ins Zimmer zurück, wenn du dein Geschäft gemacht hast.«

Er hatte den Flughund von einem philippinischen Navigator geerbt, den er aus Mikronesien kannte, wo er den Privatjet eines Arztes geflogen hatte. Er war damals darauf angewiesen gewesen, weil er seine amerikanische Fluglizenz verloren hatte, denn er war mit dem pinkfarbenen Jet von *Mary Jean Cosmetic* abgeschmiert, weil er eine junge Frau in den Mile-High Club eingeführt hatte. Betrunkener. Von Mikronesien aus war er mit dem Flughund und seiner hübschen neuen Inselfrau in die Karibik gezogen und hatte ein Chartergeschäft eröffnet. Mittlerweile, sechs Jahre später, führte seine hübsche Frau das Chartergeschäft gemeinsam mit einem Zwei-Meter-Rastamann, und Tucker Case waren nur der Flughund und ein gelegentlicher Job als Hubschrauberpilot bei der Drogenfahndung geblieben, die in der Wildnis von Big Sur Marihuana-Felder aufspüren wollte. Was ihn nach Pine Cove geführt hatte, in ein billiges Motelzimmer, vier Tage vor Heiligabend, allein. Einsam. Gearscht.

Früher war Tuck ein Aufreißer erster Güte gewesen, ein Don Juan, ein Casanova, ein Kennedy ohne Kohle, doch jetzt saß er in einem Dorf, in dem er keine Menschenseele kannte und in dem er bisher keiner einzigen Frau begegnet war, die er hätte verführen können. Die paar Ehejahre hatten ihn ruiniert. Er hatte sich an liebevolle, weibliche Gesellschaft gewöhnt, für die kaum Manipulation und List und Tücke nötig waren. Das fehlte ihm. Verdammt, er wollte Weihnachten nicht allein sein. Und doch: Hier war er.

Und da war sie. Eine Jungfer in Not. Eine Frau, allein, bei Nacht hier draußen, weinend – und nach allem, was Tuck im Licht der Scheinwerfer eines parkenden Pick-ups erkennen konnte, hatte sie eine tolle Figur. Wundervolles Haar. Hübsche, hohe Wangenknochen, voller Tränen und Erde, aber ... nun ja,

irgendwie exotisch. Tuck vergewisserte sich, dass Roberto noch über ihm hing, dann zupfte er seine Bomberjacke zurecht und überquerte die Straße.

»Hey, alles okay bei Ihnen?«

Die Frau zuckte zusammen, schrie auf, sah sich panisch um, bis sie ihn entdeckt hatte. »Oh, mein Gott!«, sagte sie.

Tuck hatte schon schlimmere Reaktionen erlebt. Er blieb am Ball. »Alles okay bei Ihnen?«, wiederholte er. »Es sah aus, als hätten Sie irgendwie Schwierigkeiten.«

»Ich glaube, er ist tot«, sagte die Frau. »Ich glaube, ich habe ihn umgebracht.«

Tuck warf einen Blick auf den rotweißen Haufen am Boden zu seinen Füßen und merkte erst jetzt, was da lag: ein toter Weihnachtsmann. Ein normaler Mensch wäre vielleicht ausgeflippt, hätte erst mal einen großen Schritt zurück gemacht, aber Tucker Case war Pilot, dafür ausgebildet, in lebensbedrohlichen Situationen zu funktionieren, geübt darin, die Ruhe zu bewahren, und außerdem war er einsam, und diese Frau war rattenscharf.

»So«, sagte Tuck. »Ein toter Weihnachtsmann. Wohnen Sie hier in der Gegend?«

»Ich wollte ihn nicht umbringen. Er ist mit einem Revolver auf mich losgegangen. Ich hab mich nur geduckt, und als ich wieder hingesehen habe ...« Sie deutete auf den roten Toten.

»Ich glaube, er hat sich den Spaten in den Hals gerammt.« Sie schien sich ein wenig zu beruhigen.

Tuck nickte nachdenklich. »Soso. Der Weihnachtsmann ist also mit einem Revolver auf Sie losgegangen?«

Die Frau deutete auf die Waffe, die am Boden neben der Maglite lag. »Verstehe«, sagte Tuck. »Kannten Sie diesen ...«

»Ja. Er heißt Dale Pearson. Er trinkt.«

»Ich nicht. Hab schon vor Jahren aufgehört«, sagte Tuck. »Übrigens: Ich bin Tucker Case. Sind Sie verheiratet?« Er hielt

ihr seine Rechte hin. Es schien, als nähme sie ihn jetzt erst wahr.

»Lena Marquez. Nein, ich bin geschieden.«

»Ich auch«, sagte Tuck. »Ist schwer über die Feiertage, nicht? Kinder?«

»Nein, Mr. – äh – Case, das hier ist mein Exmann, und er ist tot.«

»Jep. Ich hab meiner Ex gerade das Haus und meine Firma überlassen, aber das hier scheint mir erheblich billiger zu sein«, sagte Tuck.

»Wir haben uns gestern gestritten, vor dem Supermarkt, vor den Augen von einem Dutzend Leuten. Ich hatte ein Motiv, die Gelegenheit und die Möglichkeit dazu ...« Sie zeigte auf den Spaten. »Alle werden denken, ich hätte ihn ermordet.«

»Ganz zu schweigen davon, dass Sie ihn ja auch wirklich auf dem Gewissen haben.«

»Und ich kann wohl davon ausgehen, dass sich die Medien darauf stürzen werden. Das ist mein Spaten, der da in seinem Hals steckt.«

»Vielleicht sollten Sie Ihre Fingerabdrücke und so was abwischen. Sie haben bei ihm doch keine DNA hinterlassen, oder?«

Sie zog ihr T-Shirt lang und begann, am Spatengriff herumzutupfen. »DNA? Was zum Beispiel?«

»Sie wissen schon: Haare, Blut, Sperma? Nichts dergleichen?«

»Nein.« Sie polierte wild mit ihrem knappen Hemdchen am Spaten herum, achtete darauf, dass sie dem Ende, das in dem Toten steckte, nicht zu nahe kam. Merkwürdigerweise fand Tuck das alles nicht unerotisch.

»Ich glaube, die Fingerabdrücke haben Sie jetzt, aber ich bin etwas in Sorge wegen der Stelle da, wo Ihr Name mit Magic Marker auf dem Stiel geschrieben steht. Es könnte Sie verraten.«

»Die Leute geben Gartengeräte nie zurück, wenn man nicht seinen Namen draufschreibt«, sagte Lena. Dann fing sie wieder

an zu weinen. »Oh, mein Gott, ich habe ihn ermordet.«

Tuck trat neben sie und legte einen Arm um ihre Schulter. »Hey, hey, hey, ist doch nicht so schlimm. Wenigstens haben Sie keine Kinder, denen Sie es erklären müssen.«

»Was soll ich nur machen? Mein Leben ist zerstört.«

»Sagen Sie so was nicht«, erwiderte Tuck und gab sich alle Mühe, heiter zu klingen. »Sie haben da 'ne prima Schaufel, und die Grube ist fast fertig. Ich würde sagen, wir rollen den Weihnachtsmann da rein, räumen drum herum ein bisschen auf, und ich lade Sie zum Essen ein.« Er grinste.

Sie blickte zu ihm auf. »Wer *sind* Sie?«

»Nur ein netter Kerl, der einer Lady helfen will.«

»Und Sie wollen mich zum Essen einladen?« Sie sah mehr als nur ein bisschen verwirrt aus.

»Nicht sofort. Sobald wir das alles hier im Griff haben.«

»Ich habe gerade einen Menschen umgebracht«, sagte sie.

»Ja, aber nicht mit Absicht, oder?«

»Ein Mensch, den ich einmal geliebt habe, ist tot.«

»Verdammt schade«, sagte Tuck. »Mögen Sie Italienisch?«

Sie trat einen Schritt zurück und musterte ihn von oben bis unten, wobei sie der rechten Schulter seiner Bomberjacke besondere Aufmerksamkeit widmete, wo das braune Leder so abgewetzt war, dass es wie Wildleder aussah. »Was ist mit Ihrer Jacke passiert?«

»Mein Flughund klettert gern auf mir rum.«

»Ihr Flughund?«

»Hören Sie, es bleibt nicht aus, dass sich im Leben etwas Gepäck ansammelt, oder?« Tuck nickte zu dem Verblichenen hinüber, um zu zeigen, was er meinte. »Ich erklär es Ihnen beim Essen.«

Lena nickte langsam. »Wir werden seinen Wagen verstecken müssen.«

»Selbstverständlich.«

»Okay, also«, sagte Lena, »wären Sie so nett, den Spaten ... mh, ich kann nicht glauben, was hier passiert.«

»Hab ihn«, sagte Tuck, als er in die Grube sprang, um dem Weihnachtsmann den Spaten aus dem Hals zu ziehen. »Sehen Sie es als vorzeitiges Geschenk.«

Tuck legte seine Jacke ab und begann, den harten Boden aufzugraben. Er war ein wenig benommen und fast ausgelassen, freute sich, dass er Weihnachten nicht wieder allein mit seinem Flughund würde verbringen müssen.

## 4

### ***Stille Nacht, höllische Nacht***

Josh wischte sich die Tränen aus dem Gesicht, holte tief Luft und nahm den Weg zum Haus hinauf. Noch immer zitterte er, denn schließlich hatte er gesehen, wie der Weihnachtsmann einen Spaten in die Kehle bekam, und doch wurde ihm langsam bewusst, dass ihm dieser Umstand den Ärger vielleicht nicht ersparen würde. Als Erstes würde seine Mom sagen *Was hast du auch so spät noch draußen zu suchen?* Und der blöde Brian, der nicht sein richtiger Vater, sondern nur der bescheuerte Freund seiner Mutter war, würde sagen: »Ja, wahrscheinlich wäre der Weihnachtsmann noch am Leben, wenn du nicht so lange bei Sam geblieben wärest.« Also beschloss er draußen vor der Haustür, es mit einem hysterischen Anfall zu versuchen. Er fing an, schnell zu atmen, presste ein paar Tränen hervor, brachte ein ordentlich wimmerndes Schluchzen zustande, dann machte er die Tür mit einem nachdieselnden Schluchzer auf. Er sank auf die Fußmatte und stieß ein ohrenbetäubendes Feuerwehrowagen-Sirenenengeheul aus. Und nichts passierte. Niemand sagte ein Wort. Keiner kam angelaufen.

Also robbte Josh ins Wohnzimmer, mit einem hübschen, glitzernden Sabberfaden, der von seiner Unterlippe auf den Teppich hing, während er sein schleimiges »Mami« winselte, wohlwissend, dass es ihren Zorn abkühlen und sie dazu bewegen würde, ihn vor dem blöden Brian zu beschützen, den er nicht so leicht einwickeln konnte. Doch keiner rief ihn, keiner kam angelaufen, der blöde Brian lag nicht breit und bräsig auf dem Sofa wie das dicke Faultier, das er war.

Josh schaltete einen Gang zurück. »Mom?« Nur der Hauch von einem Schluchzer war noch da, bereit, gleich wieder loszulegen, falls sie antwortete. Er ging in die Küche, wo die Memo-

Leuchte an Moms Anrufbeantworter blinkte. Josh wischte sich die Nase am Ärmel und drückte auf den Knopf.

»Hi, Joshy«, sagte Mom mit ihrer freundlichen, immer müden Stimme. »Brian und ich mussten mit ein paar Kunden essen gehen. Da ist eine Packung *Stouffer's* Käsemakkaroni im Kühlschrank. Wir sind wahrscheinlich vor acht wieder da. Mach deine Hausaufgaben. Ruf mich auf meinem Handy an, wenn was ist.«

Josh konnte sein Glück nicht fassen. Er sah auf die Uhr an der Mikrowelle. Erst halb acht. Genial! Sturmfreie Bude für das Schlüsselkind! Yeah! Der blöde Brian hatte ein Geschäftsessen. Er holte das *Stouffer's* aus dem Kühlschrank, schob es – mit Karton und allem – in die Mikrowelle und stellte die Zeit ein. Man musste die Plastikfolie nicht wirklich abziehen, wie es da stand. Wenn man das Zeug einfach im Karton verstrahlte, verhinderte die Pappe, dass es in der Mikrowelle explodierte, wenn sich die Folie auflöste. Josh wunderte sich, dass das nicht in der Anleitung stand. Er ging wieder ins Wohnzimmer, machte den Fernseher an und ließ sich davor auf den Teppich sinken, um zu warten, bis die Mikrowelle piepste.

Vielleicht sollte er bei Sam anrufen, dachte er. Ihm das vom Weihnachtsmann erzählen. Aber Sam glaubte nicht an den Weihnachtsmann. Er sagte, der Weihnachtsmann sei nur erfunden worden, damit die *Gois* nicht traurig waren, weil sie keine Menora hatten. Das war natürlich Quatsch. *Gois* (ein jüdisches Wort für *Girls* und *Boys*, wie Sam erklärt hatte) wollten überhaupt keine Menora. Sie wollten *Toys*. Sam sagte das nur, weil er sauer war, dass sie ihm statt Weihnachten zu feiern ein Stück von seinem Schniedel abgeschnitten und Mazeltov gesagt hatten.

»Wow, ist echt scheiße, du zu sein«, sagte Josh.

»Wir sind die Auserwählten«, sagte Sam.

»Nicht beim Völkerball«, sagte Sam.

»Halt die Klappe.«

»Nein, halt du die Klappe.«

»Nein, halt du die Klappe.«

Sam war Joshs bester Freund, und sie verstanden sich gut, aber ob Sam wusste, was man bei einem Mord unternahm? Besonders bei einem Mord an einer Person des öffentlichen Lebens? In einer solchen Situation sollte man zu einem Erwachsenen gehen, da war Josh ziemlich sicher. Ein Feuer, einen verletzten Freund, eine unsittliche Berührung sollte man einem Erwachsenen melden, Vater oder Mutter, einem Lehrer oder einem Polizisten, und dann wäre auch keiner böse auf einen. (Nur wenn man gesehen hatte, wie Moms Freund einen gewaltigen Chili-Bier-Furz in der Garage anzündete, wollte die Polizei absolut nichts davon wissen. Das hatte Josh auf die harte Tour lernen müssen.)

Es kam Werbung, und Joshs Käsemakkaroni surfen noch immer auf den Mikrowellen, also überlegte er, ob er die Polizei anrufen oder beten sollte, und entschied sich für ein Gebet.

Wie bei der Polizei durfte man auch beim Beten nicht mit Kleinigkeiten ankommen. Zum Beispiel war es Gott egal, ob man seinen Tasmanischen Teufel auf der PlayStation bis zum Fire Level bekam oder nicht, und wenn man da um Hilfe bat, war die Wahrscheinlichkeit groß, dass er einen ignorierte, wenn man wirklich mal Hilfe brauchte, wie bei einem Diktat oder wenn Mom Krebs bekam. Josh dachte sich, es sei wohl wie mit Handyminuten, aber das hier schien ihm doch ein echter Notfall zu sein.

»Vater unser, der Du bist im Himmel«, begann Josh. Man verwendete nie Gottes Vornamen – das war wie ein Gebot oder so was. »Hier spricht Josh Barker, Worchester Street 671, Pine Cove, Kalifornien 93754. Heute Abend habe ich den Weihnachtsmann gesehen, was toll war, und ich danke Dir dafür, aber dann, gleich nachdem ich ihn gesehen hatte, wurde er mit einem Spaten erschlagen, und deshalb fürchte ich, dass es nichts zu

Weihnachten gibt, aber ich war brav, was Du ja bestimmt sehen kannst, wenn Du einen Blick auf die Liste vom Weihnachtsmann wirfst. Könntest Du nicht vielleicht so nett sein und den Weihnachtsmann wieder zum Leben erwecken, damit es auch Geschenke gibt?» Nein, nein, nein, das klang zu egoistisch. Eilig fügte er hinzu: »Und ein fröhliches Chanukka Dir und dem ganzen jüdischen Volk wie Sam und seiner Familie. Mazeltov.« Genau. Perfekt. Er fühlte sich schon viel besser.

Die Mikrowelle piepste, und Josh rannte in die Küche, direkt einem riesenhaften Mann zwischen die Beine, der einen langen, schwarzen Mantel trug und dort am Küchentresen stand. Josh schrie auf, und der Mann packte ihn bei den Armen, hob ihn hoch und betrachtete ihn, als wäre er ein Edelstein oder ein echt leckerer Nachtisch. Josh strampelte und trat um sich, aber der blonde Mann hielt ihn fest.

»Du bist ein Kind«, sagte der Mann.

Josh hörte einen Moment lang auf zu strampeln und blickte in die unfassbar blauen Augen des Fremden, der ihn nun in etwa so in Augenschein nahm wie ein Bär einen tragbaren Fernseher, während er überlegte, wie er die leckeren, kleinen Leute da drinnen rauskriegen konnte.

»Tja, blöd, oder?«, sagte Josh.

Der Tannenbaum scherte im weiten Bogen links auf die Cypress Street ein. Da es ihm etwas verdächtig vorkam, setzte sich Constable Theophilus Crowe dahinter, holte das kleine Blaulicht aus dem Handschuhfach seines Volvo und setzte es aufs Dach. Theo war ziemlich sicher, dass sich irgendwo unter dem Weihnachtsbaum ein Fahrzeug befand, aber momentan konnte er zwischen den Zweigen nur die Rückleuchten erkennen. Als er dem Baum die Cypress hinauf folgte, vorbei am Burgerladen und *Brine's Bait, Tackle and Fine Wines*, wo es Köder, Angelzeug und feine Weine gab, löste sich ein Kiefernzapfen von der Größe eines

Footballs und rollte an den Straßenrand, hüpfte und prallte gegen eine Zapfsäule drüben an der Tankstelle.

Theo stellte einmal kurz die Sirene an, nur ein Zwitschern, denn er dachte, er sollte den Wagen besser anhalten, bevor jemand zu Schaden kam. Unmöglich konnte der Fahrer unter dem Weihnachtsbaum die Straße richtig sehen. Der Baum fuhr mit dem Fuß voran, so dass die breitesten, dicksten Zweige vorn auf dem Wagen lagen. Die Reifen schleiften schon am Kotflügel. Der Baum machte das Licht aus, quietschte um die Ecke an der Worchester Street und ließ eine Spur rollender Zapfen und tannenfrischer Abgase hinter sich zurück.

Unter normalen Umständen hätte Theo sofort beim Sheriff Verstärkung angefordert, wenn ihm ein Verdächtiger zu entkommen versuchte, in der Hoffnung, dass ein Deputy in der Nähe war, der ihm helfen konnte, aber er wollte um keinen Preis melden, dass er einem flüchtigen Tannenbaum auf den Fersen war. Theo ließ seine Sirene heulen und brettete den Hügel hinauf, der flüchtenden Konifere hinterher, und zum fünfzigsten Mal an diesem Tag dachte er, dass sein Leben um einiges einfacher gewesen war, als er noch gekifft hatte.

»Junge, so was sieht man auch nicht jeden Tag«, sagte Tucker Case, der an einem Fenstertisch im H.P.'s Café saß und darauf wartete, dass Lena von der Toilette zurückkam, wo sie sich etwas frisch machen wollte. Das H.P.'s – eine Mischung aus Pseudo-Tudor und Landküchenkitsch – war das beliebteste Restaurant von Pine Cove, und heute Abend war es proppenvoll.

Die Kellnerin, ein hübscher Rotschopf in den Vierzigern, sah von ihrem Tablett mit den Getränken auf, die sie eben brachte, und sagte: »Ja, Theo verfolgt nur selten jemanden.«

»Dieser Volvo war hinter einem Tannenbaum her«, sagte Tuck.

»Könnte sein«, erwiderte die Kellnerin. »Theo hat früher

Drogen genommen.«

»Nein, ehrlich ...«, wollte Tuck erklären, aber sie war schon wieder auf dem Weg in die Küche. Lena kam an den Tisch zurück. Noch immer trug sie dieses schwarze Tanktop unter ihrem offenen Flanellhemd, aber sie hatte sich den Dreck aus dem Gesicht gewaschen, und das dunkle Haar fiel gekämmt auf ihre Schultern. Tuck fand, sie sah aus wie eine von diesen sexy, aber hartgesottenen Indianerinnen im Film, die immer eine Gruppe verklemmter Geschäftsleute in die Wildnis führten, wo sie von bösen Rednecks, mutierten Bären (nach dem Kontakt mit phosphathaltigem Waschmittel) oder übellaunigen Indianergeistern angegriffen wurden.

»Du siehst toll aus«, sagte Tuck. »Bist du indianisch?«

»Was war das da eben mit der Sirene?«, fragte Lena, als sie sich auf den Platz ihm gegenüber gleiten ließ.

»Nichts. Irgendwas draußen auf der Straße.«

»Es ist einfach falsch.« Sie sah sich um, als wüssten alle, wie falsch es war. »Falsch.«

»Nein, es ist gut«, sagte Tuck mit breitem Lächeln und versuchte, seine blauen Augen im Kerzenschein blitzen zu lassen, hatte aber vergessen, wo genau seine Blitzmuskeln lagen. »Wir essen nett zusammen, lernen uns ein bisschen kennen.«

Sie beugte sich über den Tisch und flüsterte harsch: »Da draußen liegt ein toter Mann. Ein Mann, mit dem ich mal verheiratet war.«

»Schschscht«, schschchte Tuck, drückte sanft einen Finger an ihre Lippen, gab sich Mühe, tröstend und vielleicht ein wenig europäisch zu klingen. »Jetzt ist nicht der rechte Zeitpunkt, darüber zu sprechen, meine Hübsche.«

Sie packte seinen Finger und bog ihn um. »Ich weiß nicht, was ich tun soll.«

Tuck saß verdreht auf seinem Platz und lehnte sich zurück, um

dem unnatürlichen Winkel entgegenzuwirken, in dem sein Finger gebogen war. »Appetizer?«, schlug er vor. »Salat?«

Lena ließ seinen Finger los und schlug die Hände vors Gesicht. »Ich kann das nicht.«

»Was? Es ist doch nur ein Abendessen«, sagte Tuck. »Ohne Verpflichtung.« Er war noch nicht oft mit Frauen ausgegangen – er hatte sich zwar mit vielen Frauen getroffen und sie verführt, aber nie über mehrere Abende hinweg bei Essen und Gespräch. Normalerweise hatten ein paar Drinks und anzügliche Bemerkungen in der Bar des Flughafenhotels genügt. Er hatte das Gefühl, es wurde Zeit, dass er sich wie ein Erwachsener benahm und eine Frau kennen lernte, bevor er mit ihr ins Bett ging. Der Vorschlag war von seiner Therapeutin gekommen, kurz bevor sie die Behandlung abbrach, weil er sie angebaggert hatte. Es würde nicht leicht werden. Seiner Erfahrung nach lief es mit Frauen erheblich besser, bevor sie ihn näher kennen lernten ... solange sie noch Hoffnung und Potenzial auf ihn projizieren konnten.

»Wir haben gerade meinen Exmann begraben«, sagte Lena.

»Schon, aber dann haben wir den Armen Weihnachtsbäume gebracht. Sieh es positiv, hm? Schon viele Leute haben ihre Ehepartner begraben.«

»Aber nicht selbst. Und nicht mit dem Spaten, mit dem sie ihn ermordet haben.«

»Du solltest vielleicht etwas leiser sprechen.« Tuck sah sich nach den anderen Gästen an den Nachbartischen um, wollte sichergehen, dass sie nicht belauscht wurden, aber alle schienen über den Baum zu diskutieren, der eben draußen vorbeigefahren war. »Reden wir von was anderem. Interessen? Hobbys? Filme?«

Lena schüttelte den Kopf, als hätte sie ihn nicht richtig verstanden, dann starrte sie ihn an, als wollte sie sagen: *Spinnst du?*

»Also, zum Beispiel«, fuhr er fort, »habe ich gestern Abend

einen echt seltsamen Film gesehen. Wusstest du, dass *Babes in Toyland* ein Weihnachtsfilm ist?«

»Natürlich. Was hast du denn gedacht?«

»Na, ich dachte, also ... jetzt bist du dran. Was ist dein Lieblingsfilm?«

Lena beugte sich nah an Tuck heran und blickte ihm tief in die Augen, wusste nicht, ob er scherzte. Tuck klimperte mit den Wimpern, versuchte, unschuldig auszusehen.

»Wer bist du?«, fragte Lena schließlich.

»Hab ich doch schon gesagt.«

»Aber was ist los mit dir? Du solltest nicht so ... so gelassen sein, wenn ich ein nervliches Wrack bin. Hast du so was schon mal gemacht?«

»Klar. Soll das ein Witz sein? Ich bin Pilot, ich hab schon überall auf der Welt in Restaurants gegessen.«

»Nicht essen, du Idiot! Ich weiß, dass du schon mal essen warst! Was ist, bist du irgendwie zurückgeblieben?«

»Okay, *jetzt* gucken alle. Man darf in der Öffentlichkeit nicht einfach so ›zurückgeblieben‹ sagen. Es kränkt die Menschen, denn – weißt du – auf viele von ihnen trifft es zu. Man soll ›in ihrer geistigen Entwicklung behindert‹ sagen.«

Lena stand auf und warf ihre Serviette auf den Tisch. »Tucker, danke, dass du mir geholfen hast, aber ich kann das nicht. Ich geh und rede mit der Polizei.« Sie drehte sich um und stürmte durch das Restaurant zur Tür.

»Wir kommen gleich wieder«, rief Tuck der Kellnerin zu. Er nickte zu den Nachbartischen hinüber. »Sie müssen entschuldigen. Sie ist etwas nervös. Sie wollte nicht ›zurückgeblieben‹ sagen.« Dann riss er seine Lederjacke von der Lehne und rannte Lena hinterher.

Er holte sie ein, als sie eben um die Ecke zum Parkplatz bog. Er hielt sie an der Schulter fest und drehte sie um, sorgte dafür,

dass sie ihn lächeln sah. Blinkende Weihnachtslichter schimmerten rot und grün auf ihrem dunklen Haar, was die finstere Miene, mit der sie ihn anstarrte, festlich wirken ließ.

»Lass mich in Frieden, Tucker. Ich geh zur Polizei. Ich werde denen erklären, dass es nur ein Unfall war.«

»Nein, das lasse ich nicht zu. Das darfst du nicht.«

»Wieso darf ich nicht?«

»Weil ich dein Alibi bin.«

»Wenn ich mich stelle, brauche ich kein Alibi.«

»Ich weiß.«

»Und?«

»Ich möchte Weihnachten mit dir verbringen.«

Lena wurde sanfter, und ihre geweiteten Augen füllten sich mit Tränen. »Wirklich?«

»Wirklich.« Tuck war angesichts seiner eigenen Ehrlichkeit mehr als unwohl zumute – er stand da, als hätte ihm gerade jemand heißen Kaffee über die Hose gegossen und er wollte nun verhindern, dass er vorne den Stoff berührte.

Lena breitete die Arme aus, und Tuck schlenderte hinein, schob ihre Hände unter seine Jacke. Er drückte seine Wange an ihr Haar und atmete tief ein, genoss den Duft von Shampoo und Kiefernadeln. Sie roch nicht wie eine Mörderin – sie roch wie eine Frau.

»Okay«, flüsterte sie. »Ich weiß nicht, wer du bist, Tucker Case, aber ich glaube, ich würde auch gern Weihnachten mit dir verbringen.«

Sie vergrub ihr Gesicht an seiner Brust und hielt ihn, bis sie einen dumpfen Schlag an seinem Rücken hörte, gefolgt von einem Kratzen an der Jacke. Sie schob ihn von sich und sah das Flattertier, das mit seinem kleinen Hündchengesicht hinter der Schulter des Piloten hervorlugte und bellte. Lena machte einen Satz zurück und kreischte wie ein Meerschweinchen im Mixer.

»Was zum Teufel ist das?«, fragte sie und wich rückwärts über den Parkplatz zurück.

»Roberto«, sagte Tuck. »Ich hatte ihn schon erwähnt.«

»Das ist zu viel. Einfach zu viel.« Lena stimmte einen Sing-sang an und lief im Kreis herum, wobei sie alle paar Sekunden zu Tuck und seinem Flughund aufblickte. Sie blieb stehen. »Er trägt eine Sonnenbrille.«

»Ja, und glaub nicht, dass es einfach war, eine Ray Ban in seiner Größe zu finden.«

Mittlerweile hatte Theophilus Crowe den flüchtigen Tannenbaum oben an der Kapelle von Santa Rosa eingeholt. Er richtete die Scheinwerfer seines Volvo auf den dubiosen Nadelbaum und ging hinter seiner Fahrertür in Deckung. Hätte er einen Lautsprecher gehabt, hätte er damit Kommandos geben können, aber da ihm das County keinen zugestanden hatte, musste er laut rufen.

»Steigen Sie aus dem Fahrzeug, mit ausgestreckten Händen, das Gesicht zu mir!«

Hätte er eine Waffe gehabt, hätte er sie gezückt, aber seine Glock lag oben im Schrank, gleich neben Mollys altem, eingekerbtem Breitschwert. Er merkte, dass die Fahrertür nur dem unteren Drittel seines Körpers Schutz bot, also bückte er sich und kurbelte die Scheibe hoch. Weil er sich damit irgendwie komisch vorkam, knallte er die Tür zu und trabte zum Weihnachtsbaum hinüber.

»Gottverdammte noch eins, raus aus dem Baum! Aber sofort!«

Er hörte eine Scheibe abwärts summen, dann eine Stimme: »Oh, la la. Wie energisch Sie sind, Officer!« Eine vertraute Stimme. Irgendwo da drunter war ein Honda CRV – und die Frau, die er geheiratet hatte.

»Molly?« Er halle es wissen müssen. Selbst wenn sie ihre

Medikamente nahm, was sie eigentlich versprochen hatte, konnte sie kreativ sein, »schöpferisch«. Ihre Formulierung.

Die Zweige der großen Kiefer raschelten, und seine Frau trat daraus hervor, mit grüner Weihnachtsmütze, Jeans, roten Turnschuhen und einer Jeansjacke mit nietenbesetzten Ärmeln. Ihr Haar war zu einem Pferdeschwanz gebunden, der ihr über den Rücken fiel. Sie hätte auch als Biker-Elfe durchgehen können. Sie kam unter den Zweigen hervor, als duckte sie sich unter den Rotoren eines Hubschraubers, dann lief sie zu ihm.

»Guck dir mal diesen prächtigen Burschen an!« Sie deutete auf den Baum, legte einen Arm um seine Hüften, zog ihn nah heran und rieb sich kurz an seinem Bein. »Ist der nicht klasse?«

»Der ist auf jeden Fall ... äh, groß. Wie hast du ihn auf den Wagen gekriegt?«

»Hat 'ne Weile gedauert. Ich hab ihn mit ein paar Seilen hochgehievt und bin dann druntergefahren. Meinst du, er kriegt da 'ne platte Stelle, wo er über die Straße geschleift wurde?«

Theo sah sich den Baum von oben bis unten an, von hinten bis vorn, sah die Auspuffgase zwischen den Zweigen qualmen.

Er war nicht sicher, ob er es wirklich wissen wollte, aber er musste fragen. »Den hast du doch nicht im Eisenwarenladen gekauft, oder?«

»Nein, da gab es ein Problem. Aber dann hab ich einen ganzen Batzen Geld gespart. Hab ihn selbst geschlagen. Hat mein Breitschwert komplett ruiniert, aber guck dir den Burschen an! Sieh dir dieses Prachtstück nur mal an!«

»Du hast ihn mit deinem Schwert geschlagen?« Theo war nicht so sehr in Sorge darum, dass sie ihn geschlagen hatte, sondern wo. Er hatte nämlich ein Geheimnis, im Wald, bei der Hütte.

»Yeah! Soweit ich weiß, sind wir nicht im Besitz einer Kettensäge, oder?«

»Nein.« In Wahrheit besaßen sie doch eine, in der Garage, hinter ein paar Farbdosen. Er hatte sie versteckt, als ihre »schöpferischen« Momente regelmäßiger wurden. »Das ist nicht das Problem, Süße. Ich glaube, das Problem dürfte eher sein, dass er zu groß ist.«

»Nein«, sagte sie, während sie den Baum der Länge nach abschritt und kurz zwischen die Zweige sprang, um den Motor abzustellen. »Da täuschst du dich aber. Bedenke, dass die Kapelle Doppeltüren hat.«

Theo bedachte es. Die Kapelle hatte tatsächlich Doppeltüren. Nur eine einsame Quecksilberdampflampe beleuchtete den Kies auf dem Parkplatz, aber er konnte die kleine, weiße Kapelle ohne weiteres erkennen, und dahinter, im matten Licht, die Schatten von Grabsteinen – ein Friedhof, auf dem man seit hundert Jahren die Bewohner von Pine Cove zu Grabe trug.

»Und die Decke des Hauptraums ist an der Spitze zehn Meter hoch. Dieser Baum ist nur neun Meter sechzig. Wir ziehen ihn rückwärts durch die Tür und richten den Burschen auf. Ich werde deine Hilfe brauchen, aber das macht dir ja nichts aus.«

»Macht mir nichts aus?«

Molly knöpfte ihre Jeansjacke auf und hielt Theo seine Lieblingsbrüste unter die Nase, einschließlich der glänzenden Narbe, die quer oben über der rechten Brust verlief, hochgezogen wie eine sonderbare, dunkelrote Augenbraue. Es war, als träfe er überraschend mit zwei lieben Freunden zusammen, beide etwas blass, weil sie nicht genug in die Sonne kamen, mit den Jahren etwas bescheidener geworden, mit frechen, rosigen Nasen, die sich in der kühlen Nachtluft aufrichteten. Aber so schnell, wie sie gekommen waren, war die Jacke auch schon wieder zu, und Theo fühlte sich wie ausgesperrt – allein in der Kälte.

»Okay, macht mir nichts aus«, sagte er, versuchte, Zeit zu schinden, bis sein Gehirn wieder durchblutet war. »Woher weißt du, dass die Decke zehn Meter hoch ist?«

»Von unseren Hochzeitsbildern. Ich hab dich ausgeschnitten und den ganzen Bau mit dir ausgemessen. Er ist fast genau fünf Theos hoch.«

»Du hast unsere Hochzeitsfotos zerschnitten?«

»Die guten nicht. Komm schon, hilf mir, den Baum vom Wagen zu holen.« Eilig drehte sie sich um, und ihre Jacke blähte sich hinter ihr auf.

»Molly, ich wünschte, du würdest hier draußen nicht so rumlaufen.«

»Du meinst: so?« Sie fuhr herum, mit beiden Revers in Händen.

Und da waren sie wieder, seine pinknasigen Freunde.

»Lass uns den Baum aufstellen und es dann auf dem Friedhof treiben, okay?« Sie hüpfte kurz zur Untermalung ihres Vorschlags, und Theo nickte, folgte dem Wippen. Er hatte den Verdacht, dass er manipuliert wurde, dass man sich seine sexuelle Schwäche zunutze machte, aber er konnte sich nicht recht erklären, wieso das was Schlechtes sein sollte. Schließlich war er unter Freunden.

»Süße, ich bin Gesetzeshüter, ich kann doch nicht ...«

»Komm schon, das wird versaut.« Sie sagte *versaut*, als bedeutete es *herrlich*, was sie auch meinte.

»Molly, wir sind schon fünf Jahre zusammen. Ich bin nicht sicher, ob wir uns unanständig benehmen sollten.« Doch während er es sagte, war Theo bereits auf dem Weg zum großen Immergrün und suchte nach den Seilen, mit denen der Baum am Honda befestigt war.

Drüben auf dem Friedhof murmelten die Toten, die alles mit angehört hatten, untereinander, voll Sorge wegen des neuen Weihnachtsbaumes und der bevorstehenden Sexshow.

Sie hatten alles schon gehört, die Toten: weinende Kinder, klagende Witwen, Beichten, Flüche, Fragen, die sie nicht beant-

worten konnten, Halloween-Mutproben, phantasierende Trinker, die Geister beschwören wollten oder einfach um Verzeihung baten, weil sie lebten, Möchtegern-Hexen, die gleichgültige Geister riefen, Touristen, die mit Papier und Kohle an den alten Grabsteinen herumschmirkelten wie neugierige Hunde, die an Gräbern kratzten, um eingelassen zu werden. Bestattungen, Konfirmationen, Kommunionen, Hochzeiten, Squaredances, Herzattacken, sexuelle Handarbeiten Minderjähriger, fehlgeschlagene Totenwachen, Vandalismus, Händels *Messias*, eine Geburt, einen Mord, dreiundachtzig Passionsspiele, fünfundachtzig Krippenspiele, ein Dutzend Bräute, die wie in Taft gehüllte Seelöwinnen über die Gräber hinwegbrüllten, während der Trauzeuge es ihnen von hinten besorgte, und hin und wieder Pärchen, die was Düsteres brauchten, das nach feuchter Erde roch, um ihrem Sexualleben wieder etwas Würze zu verleihen: Die Toten hatten alles schon gehört.

»Oh ja, oh ja, oh ja!«, rief Molly breitbeinig auf dem Schoß des Dorfpolizisten, der sich auf einem unbequemen Bett aus Plastikrosen kaum zwei Meter über einer toten Lehrerin räkelte.

»*Sie denken immer, sie wären die Ersten. Ooooooh, lass es uns auf dem Friedhof tun*«, sagte Bess Leander, deren Mann ihr zu ihrem letzten Frühstück Fingerhut-Tee serviert hatte.

»*Ich weiß, da liegen drei benutzte Präservative auf meinem Grab, allein von letzter Woche*«, sagte Arthur Tannbeau, Orangenfarmer, verstorben vor fünf Jahren.

»*Woher weißt du das?*«

Sie hörten alles, aber ihre Sicht war eingeschränkt.

»*Es riecht.*«

»*Das ist widerwärtig*«, sagte Esther, die Lehrerin.

Es ist schwer, Tote zu schockieren. Esther spielte ihren Ekel nur.

»*Was ist das für ein Lärm? Ich habe geschlafen.*« Malcolm

Cowley, Antiquar, Myokardinfarkt bei der Dickens-Lektüre.

»*Theo Crowe, der Polizist, und seine verrückte Frau treiben es auf Esthers Grab*«, sagte Arthur. »*Ich wette, sie nimmt ihre Medikamente nicht mehr.*«

»*Fünf Jahre sind sie verheiratet und machen noch immer solche Sachen?*« Seit ihrem Tod hatte Bess eine eher schlechte Meinung, was Beziehungen anging.

»*Nachehelicher Sex ist so gewöhnlich.*« Wieder Malcolm, wie stets gelangweilt vom provinziellen Kleinstadt-Tod.

»*Ich könnte gut ein bisschen nachtödlichen Sex vertragen*«, sagte der verstorbene Marty am Morgen, Radio KGOB's Top-DJ mit einer Kugel im Kopf – ein frühes Carjack-Opfer damals, als noch toupierte Bands den Äther beherrschten. »»*A Rave in the Grave*«, wenn ihr versteht, was ich meine.«

»*Hört sie euch an. Der würde ich auch gerne mal meinen Knochen zeigen*«, sagte Jimmy Antalvo, der mit seiner Kawasaki einen Pfahl geküsst hatte und für immer neunzehn bleiben würde.

»*Welchen denn?*«, kicherte Marty.

»*Der neue Weihnachtsbaum klingt wundervoll*«, sagte Esther. »*Ich hoffe wirklich, sie singen dieses Jahr ›Guter König Wenzeslaus*«.«

»*Sollten sie es tun*«, sprudelte es aus dem schimmligen Buchhändler hervor, »*wirst du Zeuge werden, wie ich mich aus gutem Grund in meinem Grab umdrehe.*«

»*Das hättest du wohl gern*«, sagte Jimmy Antalvo. »*Verdammt, das hätte ich wohl gern.*«

Die Toten drehten sich nicht in ihren Gräbern um, sie rührten sich nicht – und konnten auch nicht sprechen, nur untereinander, Stimmen ohne Luft. Sie schliefen meist, erwachten, um zu lauschen und ein wenig zu plaudern, um dann schließlich nie mehr aufzuwachen. Manchmal dauerte es zwanzig Jahre,

manchmal sogar vierzig, bis sie in tiefen Schlaf sanken, aber niemand konnte sich erinnern, eine Stimme gehört zu haben, die älter gewesen wäre.

Zwei Meter über ihnen unterstrich Molly ihre letzten paar zuckenden Bocksprünge vor dem Höhepunkt mit: »ICH-WERD-DIR-SO-WAS-VON-DEINEN-VOLVO-WIENERN-WENN-WIR-NACH-HAUSE-KOMMEN! JA! JA! JA!«

Dann seufzte sie und sank nach vorn, um sich an Theos Brust zu kuscheln, während sie nach Luft schnappte.

»Ich weiß nicht, was das bedeutet ...«, sagte Theo.

»Es bedeutet, dass ich dir dein Auto waschen werde.«

»Ach, dann ist es gar keine Umschreibung wie *den alten Volvo wienern*. Zwinker, zwinker, grins, grins?«

»Nein. Es ist deine Belohnung.«

Nachdem sie nun fertig waren, fiel es Theo schwer, über die Plastikblumen hinwegzusehen, die sich in seinen nackten Hintern bohrten. »Ich dachte, das hier war meine Belohnung!« Er deutete auf ihre nackten Schenkel links und rechts von sich, die Mulden, die ihre Knie im Erdreich hinterlassen hatten, ihr Haar, das über seine Brust fiel.

Molly richtete sich auf und blickte auf ihn herab. »Nein, das war deine Belohnung dafür, dass du mir mit dem Weihnachtsbaum geholfen hast. Das Autowaschen ist deine Belohnung für das hier.«

»Oh«, sagte Theo. »Ich liebe dich.«

»Oh, *ich glaube, gleich wird mir übel*«, sagte eine jüngst verstorbene Stimme vom Wald her.

»Wer ist der Neue?«, fragte Marty am Morgen.

Das Funkgerät an Theos Gürtel, das um seine Knie hing, knisterte. »Pine Cove Constable, bitte kommen. Theo?«

Theo machte einen unbeholfenen Sit-up und schnappte sich das Funkgerät. »Zentrale, ich höre.«

»Theo, wir haben einen zwo-null-sieben-A in der sechs-sieben-eins Worchester Street. Das Opfer ist allein, und der Verdächtige könnte sich noch in der Gegend aufhalten. Ich habe zwei Streifenwagen alarmiert, aber die sind mal eben zwanzig Minuten austreten.«

»Ich kann in fünf Minuten da sein«, sagte Theo.

»Der Verdächtige ist weiß, männlich, über einsachtzig, langes blondes Haar, trägt einen schwarzen Regenmantel oder so was.«

»Roger, Zentrale. Bin unterwegs.« Theo versuchte, sich mit einer Hand die Hose hochzuziehen, während er mit der anderen das Funkgerät bediente.

Molly war bereits auf den Beinen, von der Hüfte abwärts nackt, klemmte sich ihre Jeans und die Turnschuhe unter ihren linken Arm. Sie streckte eine Hand aus, um Theo aufzuhelfen.

»Was ist zwo-null-sieben?«

»Weiß nicht genau«, erwiderte Theo, während er sich von ihr auf die Beine ziehen ließ. »Entweder ein Entführungsversuch oder ein Opossum mit Handfeuerwaffe.«

»Da kleben Plastikblumen an deinem Arsch.«

»Wahrscheinlich Ersteres. Sie hat nichts davon gesagt, dass Schüsse abgegeben wurden.«

»Nein, lass nur. Sieht süß aus.«

## 5

### ***Zeit für neue Freundschaften***

Theo raste mit achtzig die Worchester Street entlang, als der blonde Mann hinter einem Baum hervortrat und mitten auf die Straße lief. Der Volvo machte gerade einen Satz über eine ausgebesserte Stelle im Asphalt, so dass der Kühlergrill aufwärts blickte, den blonden Mann etwa in Hüfthöhe traf und direkt vor dem Wagen durch die Luft schleuderte. Theo stieg auf die Bremse, doch während das Antiblockiersystem noch rumpelte, schlug der Mann auf den Asphalt, und der Volvo überrollte ihn, was ein ekelhaftes Knirschen und Knacken mit sich brachte, als seine Körperteile in den Radkästen rumpelten.

Theo starrte in den Rückspiegel, als der Wagen stand, und sah, dass der Mann im roten Licht der Bremsleuchten liegen blieb. Theo zog das Funkgerät aus seinem Gürtel, während er ausstieg, und wollte eben Hilfe rufen, als die Gestalt auf der Straße Anstalten machte, aufzustehen.

Theo ließ das Funkgerät sinken. »Hey, Mann, bleiben Sie, wo Sie sind! Ganz ruhig. Hilfe ist unterwegs.« Er wollte schon zu dem Mann hinübertraben, blieb dann aber stehen.

Inzwischen war der blonde Kerl auf Händen und Knien.

Außerdem sah Theo, dass sein Kopf falsch herum auf den Schultern saß und langes, blondes Haar zu Boden wallte. Es knackte, als sich der Kopf des Mannes drehte, bis er zu Boden blickte. Dann stand er auf. Er trug einen langen, schwarzen Mantel. Das war der »Tatverdächtige«.

Theo wich zurück. »Bleiben Sie, wo Sie sind! Hilfe ist unterwegs.« Noch während er es sagte, hatte Theo nicht gerade das Gefühl, als bräuchte der Mann Hilfe.

Knirschend kam der umgedrehte Fuß nach vorn. Zum ersten

Mal blickte der Blonde zu Theo auf.

»Au«, sagte er.

»Das muss doch wehtun«, sagte Theo. Wenigstens hatte er keine rot glühenden Augen. Theo wich in die offene Fahrertür des Volvo zurück. »Vielleicht sollten Sie sich lieber hinlegen und auf den Krankenwagen warten.« Zum zweiten Mal in ebenso vielen Stunden wünschte er, er hätte seine Waffe dabei.

Der blonde Mann hielt Theo die Hand entgegen, bis er merkte, dass der Daumen völlig verdreht war. Er packte ihn mit der anderen Hand und ließ ihn einrasten. »Geht schon«, sagte der Blonde ausdruckslos.

»Also ... sollte sich dieser Mantel gleich auch noch selbst reinigen, werde ich Sie höchstpersönlich als Gouverneur vorschlagen«, sagte Theo, um Zeit zu schinden, während er überlegte, was er der Zentrale sagen sollte.

Der blonde Mann kam langsam auf ihn zu – humpelte die ersten Schritte fürchterlich, aber das Humpeln wurde besser, je näher er kam. »Bleiben Sie, wo Sie sind«, sagte Theo. »Sie sind verhaftet – wegen zwei-null-sieben-A.«

»Was ist das?«, fragte der Blonde, kaum ein paar Schritte vom Volvo entfernt.

Theo war mittlerweile relativ sicher, dass es sich bei einem 207A keineswegs um ein Opossum mit Handfeuerwaffe handelte, nur war er nicht sicher, was es sonst sein sollte, also sagte er: »Kleinen Jungs zu Hause Angst einjagen. Und jetzt bleiben Sie genau da stehen, wo Sie sind, oder ich puste Ihnen das gottverdammte Hirn weg.« Theo richtete die Antenne seines Funkgeräts auf den blonden Mann.

Und der Blonde blieb stehen, nur zwei Schritte von ihm entfernt. Theo sah die tiefen Schnitte an den Wangen des Mannes, wo er über die Straße geschrammt war. Da war kein Blut.

»Sie sind größer als ich«, sagte der Mann.

Theo schätzte ihn auf etwa eins fünfundachtzig, vielleicht siebenundachtzig. »Hände aufs Wagendach«, sagte er, während er die Antenne seines Funkgeräts zwischen diese unfassbar blauen Augen gerichtet hielt.

»Das gefällt mir nicht«, sagte der Mann.

Theo ging kurz in die Hocke, so dass es schien, als wäre er ein paar Zentimeter kleiner als der Blonde.

»Danke.«

»Hände auf den Wagen.«

»Wo ist die Kirche?«

»Das ist mein Ernst. Legen Sie Ihre Hände aufs Dach und breiten Sie die Arme aus!« Theos Stimme überschlug sich, als mache er einen zweiten Stimmbruch durch.

»Nein.« Der Blonde riss Theo das Funkgerät aus der Hand und zerknüllte es, dass es nur so splitterte. »Wo ist die Kirche? Ich muss zur Kirche.«

Theo sprang in den Wagen, rutschte über den Sitz und stieg auf der anderen Seite wieder aus. Als er übers Dach des Wagens sah, stand der Blonde da und starrte ihn an – wie ein Wellensittich, der sich seihst im Spiegel betrachtet.

»Was!?!«, schrie Theo.

»Die Kirche?«

»Oben an der Straße kommen Sie zu einem Wald. Von da aus läuft man noch ungefähr hundert Meter.«

»Danke«, sagte der Mann und machte sich auf den Weg.

Theo sprang in seinen Volvo. Wenn er den Kerl noch einmal überfahren musste, dann sollte es eben so sein, doch als er vom Armaturenbrett aufblickte, war niemand mehr zu sehen. Plötzlich fiel ihm ein, dass Molly möglicherweise noch oben bei der Kapelle war.

Ihr Haus duftete nach Eukalyptus und Sandelholz und besaß einen Holzofen mit Glasscheibe, der den Raum in warmes, orangefarbenes Licht tauchte. Der Flughund war über Nacht ausgesperrt.

»Bist du ein Bulle?«, fragte Lena und rückte auf der Couch ein Stück von Tucker Case weg. Das mit dem Flughund hatte sie geschluckt. Er hatte es ihr erklärt, mehr oder weniger. Er war mit einem Mädchen von einer Pazifikinsel verheiratet gewesen, und der Flughund war ihm im Rahmen des Vormundschaftsverfahrens zugesprochen worden. So was kam vor. Sie hatte nach ihrer Scheidung von Dale das Haus bekommen, und da gab es so einen Whirlpool aus schwarzem Marmor mit anzüglichen, griechischen Bronzestatuen am Beckenrand. Das Strandgut einer Scheidung kann schon peinlich sein, und weder eine Badewanne noch einen Flughund sollte man jemandem zum Vorwurf machen, wenn er sie aus dem Schiffbruch einer Liebe gerettet hatte, aber vielleicht wäre es doch eine Erwähnung wert gewesen, dass er Polizist war, bevor er mit dem Vorschlag kam, ihren Ex zu vergraben und danach Essen zu gehen.

»Nein, nein, kein richtiger Bulle. Ich arbeite hier für die Drogenfahndung.« Tuck rutschte ein Stück näher an sie heran.

»Dann bist du Drogenfahnder?« Er sah nicht wie ein Bulle aus. Ein Golfprofi vielleicht, mit blondem Haar und Falten um die Augen von zu viel Sonne, aber kein Bulle. Ein Fernsehbulle vielleicht – der eitle, böse Cop, der was mit der Staatsanwältin laufen hat.

»Nein, ich bin Hubschrauberpilot. Die nehmen Selbständige unter Vertrag, die ihre Leute in Marihuana-Anbaugebiete wie Big Sur fliegen sollen, um die Felder im Wald per Infrarot aufzuspiüren. Ich bin nur für ein paar Monate hier.«

»Und nach den paar Monaten?« Lena konnte nicht fassen, dass sie von diesem Kerl eine verbindliche Zusage erwartete.

»Suche ich mir einen anderen Job.«

»Dann gehst du also weg.«

»Nicht unbedingt. Ich könnte auch bleiben.«

Lena rückte wieder näher heran und suchte in seinem Gesicht nach einem süffisanten Grinsen. Das Problem war, dass er sie eigentlich ständig mit süffisantem Grinsen ansah. Es stand ihm gut. »Warum solltest du bleiben?«, sagte sie. »Du kennst mich ja nicht mal.«

»Nun, vielleicht hat es gar nichts mit dir zu tun.« Er lächelte.

Sie erwiderte sein Lächeln. Es hatte mit ihr zu tun. »Es hat mit mir zu tun.«

»Ja.«

Er beugte sich vor, und jeden Augenblick würde es zu einem Kuss kommen, und das wäre auch okay, dachte sie, wenn nur dieser Abend nicht so grauenvoll gewesen wäre. Es wäre okay, wenn sich nicht in so kurzer Zeit so viel Gemeinsamkeit entwickelt hätte. Es wäre okay, wenn ... wenn ...

Er küsste sie.

Okay, sie täuschte sich. Es war okay. Sie schlang die Arme um ihn und erwiderte den Kuss.

Zehn Minuten später trug sie nur noch ihren Sweater und den Slip, hatte Tucker Case so weit in die Couchecke getrieben, dass er Kissen um die Ohren hatte und sie nicht hören konnte, als sie zurückwich und sagte: »Das heißt aber nicht, dass ich mit dir ins Bett gehe.«

»Ich auch«, sagte Tuck und zog sie näher heran.

Wieder wich sie zurück. »Du kannst nicht einfach davon ausgehen, dass es passiert.«

»Ich glaub, ich hab noch eins in meiner Brieftasche«, sagte er und versuchte, ihr den Sweater über den Kopf zu ziehen.

»So was tu ich nicht«, sagte sie, während sie mit seiner Gürtelschnalle kämpfte.

»Ich bin erst letzten Monat für meinen Pilotenschein getestet worden«, sagte er, als er ihre Brüste aus dem Joch gekämmter Baumwolle befreite. »Zum Blasen freigegeben.«

»Du hörst mir überhaupt nicht zu!«

»Du bist wunderschön in diesem Licht.«

»Meinst du, wenn wir es tun, du weißt schon ... so kurz nachdem ... bin ich deshalb schlecht?«

»Klar darfst du ihn ›Hecht‹ nennen.«

Und mit derart zarter Ehrlichkeit und offenherzigem Bekenntnis vertrieben die beiden Verschwörer ihre Einsamkeit, während der Raum vom romantischen Duft nach Totengräberschweiß durchweht war, als sie sich ineinander verliebten. Zumindest ein bisschen.

Entgegen Theos Sorge war Molly nicht in der alten Kapelle, denn sie hatte Besuch von einem alten Freund. Kein echter Freund, eher eine Stimme aus der Vergangenheit.

»Also, das war doch irre«, sagte er. »Damit kann es dir doch unmöglich gut gehen!«

»Halt die Klappe«, entgegnete Molly. »Ich versuch, hier zu fahren.«

Nach dem *DSH-1V*, dem *Diagnostisch-Statistischen Handbuch für Geistige Störungen*, waren mindestens zwei von mehreren Symptomen nötig, damit von einer »psychotischen Episode« die Rede sein konnte, oder – wie Molly es gern sah – einem »schöpferischen« Moment. Allerdings gab es eine Ausnahme, ein einzelnes Symptom, mit dem man auf der Stelle bei den Geisteskranken landete, und zwar »eine oder mehrere Stimmen, die Aktivitäten des täglichen Lebens kommentieren«. Molly nannte ihn den »Erzähler«, und sie hatte seit fünf Jahren nichts mehr von ihm gehört – seit sie ihre Medikamente regelmäßig nahm, wie sie es Theo versprochen hatte. Das war die Abmachung

gewesen. Wenn sie ihre Medikamente nahm, würde Theo seine absetzen – nun, genauer gesagt: Theo würde die Finger von seiner Lieblingsdroge lassen – Marihuana. Als sie sich kennen lernten, war er seit zwanzig Jahren ziemlich drauf.

Molly hatte sich an die Abmachung gehalten. Sie war sogar offiziell wieder für zurechnungsfähig erklärt worden und bekam mittlerweile keine finanzielle Unterstützung mehr. Ein Wiederaufleben der Tantiemen für ihre alten Filme hatte die Kosten gedeckt, aber in letzter Zeit hielt sie sich nicht immer an ihr Versprechen.

»Man nennt es Krücke«, sagte der Erzähler. »*Der Drogenfreak und seine Warrior-Babe-Krücke, das seid ihr zwei.*«

»Halt die Klappe, er ist kein Drogenfreak«, erwiderte sie, »und ich bin nicht das *Warrior Babe*.«

»*Da draußen auf dem Friedhof hast du es ihm aber richtig besorgt*«, sagte der Erzähler. »*So benimmt sich keine Frau, die noch ganz bei sich ist, so benimmt sich nur Kendra, Warrior Babe of the Outland.*«

Die Erwähnung ihrer großen Rolle ließ Molly zusammenzucken. Gelegentlich war die Figur des *Warrior Babe* von der Leinwand in ihre Wirklichkeit geschwappt. »Er sollte nur nicht merken, dass ich vielleicht nicht hundertprozentig da bin.«

»*Vielleicht nicht hundertprozentig da bin? Du hast einen Weihnachtsbaum durch die Gegend gefahren, der so groß war wie ein Wohnmobil. Du bist weit davon entfernt, hundertprozentig da zu sein, Süße.*«

»Was weißt du denn schon? Mir geht's gut.«

»*Du redest mit mir, oder?*«

»Na ja ...«

»*Ich glaube, mehr muss ich wohl nicht sagen.*«

Sie hatte ganz vergessen, wie selbstgefällig er sein konnte.

Okay, vielleicht hatte sie ein paar schöpferische Momente

mehr als sonst, aber bisher stand sie mit der Realität noch nicht auf Kriegsfuß. Und es war für einen guten Zweck. Mit dem Geld, das sie bei den Medikamenten sparte, hatte sie das Weihnachtsgeschenk für Theo bezahlt. Sie hatte es zurücklegen lassen, unten in der Glasbläsergalerie: ein mundgeblasenes, dichromatisches Glasbong im Tiffany-Stil. Sechshundert Scheine, aber Theo würde es lieben! Er hatte seine Sammlung aus Bongs und Wasserpfeifen weggeworfen, kurz nachdem sie ein Paar geworden waren, als Beweis dafür, dass er das Kiffen aufgab, aber sie wusste, wie sehr es ihm fehlte.

»Yeah«, sagte der Erzähler. »Das Bong wird er brauchen, wenn er feststellt, dass zu Hause das Warrior Babe auf ihn wartet.«

»Halt die Klappe. Theo und ich hatten nur ein kleines romantisches Abenteuer. Ich habe keinen Schub.«

Sie hielt bei *Brine's Bait, Tackle and Fine Wines*, um ein Sixpack von dem dunklen, bitteren Bier zu holen, das Theo so gern mochte, und Milch für morgen früh. Der kleine Laden war ein Wunder an eklektischem Angebot, einer der wenigen Orte auf dem Planeten, an dem man einen brauchbaren Sonoma Merlot, ein Stück reifen, französischen Brie, eine Dose 10W-30er Motoröl und einen Karton Angelwürmer bekommen konnte. Robert und Jenny Masterson hatte der Laden schon gehört, bevor Molly in den Ort gezogen war. Sie sah Robert allein hinter dem Tresen stehen, hoch aufgeschossen und mit meliertem Haar. Er sah etwas zerknirscht aus, wie er da sein Wissenschaftsmagazin las und an einer Pepsi Light nuckelte. Molly mochte Robert. Er war immer nett zu ihr gewesen, auch als man sie noch allgemein für die dorfeigene Irre gehalten hatte.

»Hey, Robert«, sagte sie, als sie eintrat. Der Laden roch nach Frühlingsrollen. Die bereiteten sie hinten im Laden zu, wo sie eine Druckfriteuse stehen hatten. Molly stürmte am Tresen vorbei zur Kühltruhe, wo das Bier stand.

»Hey, Molly.« Robert blickte auf, etwas verwundert. »Äh, alles okay, Molly?«

Mist, dachte sie. Hatte sie vergessen, sich die Kiefernadeln aus dem Haar zu kämmen? Wahrscheinlich sah sie furchtbar aus. Sie sagte: »Ja, mir geht's gut. Theo und ich haben eben in der Kapelle den Weihnachtsbaum aufgestellt. Du kommst doch mit Jenny zur Weihnachtsfeier, oder?«

»Selbstverständlich«, erwiderte Robert, aber seine Stimme klang noch immer etwas angespannt. Er gab sich Mühe, sie nicht anzusehen. »Mh, Molly, wir haben hier normalerweise so was Ähnliches wie Vorschriften.« Er tippte auf das Schild am Tresen. KEIN HEMD, KEINE SCHUHE, KEINE BEDIENUNG.

Molly blickte an sich herab. »Du meine Güte, hab ich ganz vergessen.«

»Ist schon okay.«

»Ich hab meine Turnschuhe im Wagen gelassen. Ich lauf schnell raus und zieh sie an.«

»Das wäre nett, Molly. Danke.«

»Kein Problem.«

»Ich weiß, es steht nicht auf dem Schild, Molly, aber wenn du schon mal dabei bist, solltest du dir vielleicht auch gleich eine Hose anziehen. Das gehört in gewisser Weise dazu.«

»Na klar«, sagte sie, huschte am Tresen entlang und zur Tür hinaus und spürte, dass es – ja –, es schien ihr jetzt doch etwas kühler geworden zu sein. Und – ja – da lagen ihre Jeans und ihr Slip auf dem Beifahrersitz, gleich neben den Turnschuhen.

»Ich hab es dir gesagt«, erklärte der Erzähler.

## 6

### ***Seid guter Dinge, sie hätten euch auch einen Baum in den Hintern rammen können***

Nach einiger Überlegung kam der Erzengel Raziel zu dem Schluss, dass er sich gar nicht so gern von einem schwedischen Automobil überfahren ließ. Was den »Erdenpfuhl« anging, hatte er etwas für Snickers, gegrillte Schweinerippchen und Pinokel übrig; außerdem mochte er *Spider-Man*, *Zeit der Sehnsucht* und *Krieg der Sterne* (auch wenn die Idee der Fiktionalität von Filmen seinen Horizont überstieg und er sie allesamt für Dokumentationen hielt); und unschlagbar war natürlich, Feuer auf die Ägypter regnen zu lassen oder den Philistern mit Blitzen einen Heidenschrecken einzujagen (das mit dem Wetter beherrschte Raziel), aber alles in allem konnte er auf Erdenmissionen, Menschen und ihre Maschinen im Allgemeinen und (jetzt) Volvo-Kombis im Besonderen verzichten. Seine gebrochenen Knochen waren hübsch wieder zusammengewachsen, und die tiefen Schnitte in seiner Haut heilten bereits, als er zur Kapelle ging, aber wenn er es recht bedachte, konnte er ohne weiteres glücklich werden, ohne in absehbarer Zeit wieder von einem Volvo überrollt zu werden.

Er bürstete am Profilabdruck herum, den der Allwetterreifen auf dem schwarzen Mantel und auf seinem Engelsgesicht hinterlassen hatte. Als er sich über die Lippen leckte, schmeckte er vulkanisiertes Gummi und dachte, mit scharfer Soße oder Schokoladenstreuseln wäre es vielleicht nicht schlecht. (Im Himmel steht nur eine ausgesprochen begrenzte Auswahl an Geschmacksnoten zur Verfügung, und im Laufe der Äonen wurden Unmengen fader, weißer Kekse an die heiligen Heerscharen

verfüttert, so dass Raziel dazu übergegangen war, Dinge zu kosten, wenn er im Erdenpfuhl weilte, nur zur Abwechslung. Einmal, im 3. Jahrhundert v. Chr., hatte er sich fast einen ganzen Eimer Kamelurin einverleibt, bis ihm der Erzengel Zoe das Ding aus der Hand schlug und ihn darüber in Kenntnis setzte, dass es trotz des pikanten Bouquets unappetitlich sei.

Das hier war nicht seine erste Weihnachtsmission. Nein, tatsächlich war ihm schon die allererste übertragen worden, doch aufgrund der Tatsache, dass er unterwegs eine kurze Pause eingelegt hatte, um eine Partie Pinokel zu spielen, war er mit zehn Jahren Verspätung aufgetaucht und hatte dem präpubertären Sohn höchstselbst verkündet, er »würde das Kindlein finden, in Windeln gewickelt, in einer Krippe liegend«. Peinlich? Allerdings. Und nun, knapp zweitausend Jahre später, war er wieder auf Weihnachtsmission, und jetzt war er sicher, dass er das Kind gefunden hatte, so dass die Sache diesmal eleganter über die Bühne gehen würde (zumindest musste er hier keinen Hirten Angst einjagen – damals hatte er ein richtig schlechtes Gewissen gehabt). Nein, am Heiligen Abend wäre seine Mission erfüllt, er würde sich einen Teller Rippchen schnappen und sich dann mit Volldampf auf den Weg in den Himmel machen.

Erst aber musste er den richtigen Ort für das Wunder finden.

Zwei Streifenwagen des Sheriffs und ein Krankenwagen standen draußen vor dem Haus der Barkers, als Theo eintraf.

»Crowe, wo zum Teufel sind Sie gewesen?«, brüllte der Deputy schon, bevor Theo aus seinem Volvo steigen konnte. Der Mann hatte das Kommando über die zweite Schicht und hieß Joe Metz. Er war gebaut wie ein Footballspieler und arbeitete mit intensivem Gewichtheben und Marathon-Biertrinken an seinem äußeren Erscheinungsbild. Theo war ihm ein Dutzend Mal begegnet, in etwa ebenso vielen Jahren. Ihre Beziehung hatte sich von leiser Geringschätzung zu offener Respektlosigkeit entwickelt – was mehr oder weniger generell auf Theos sämtliche Beziehungen zu den Mitarbeitern beim

County Sheriff von San Junipero zutraf.

»Ich habe den Verdächtigen gesehen und die Verfolgung aufgenommen. Leider habe ich ihn im Wald etwa eine Meile östlich von hier verloren.« Theo beschloss, für sich zu behalten, was er tatsächlich gesehen hatte. Um seine Glaubwürdigkeit war es ohnehin nicht gut bestellt.

»Wieso haben Sie das nicht gemeldet? Wir sollten hier überall unsere Einheiten haben.«

»Hab ich.«

»Die Meldung habe ich nicht gehört.«

»Ich musste von meinem Handy aus anrufen. Mein Funkgerät ist kaputt.«

»Wieso weiß ich nichts davon?«

Theo zog die Augenbrauen hoch, als wollte er sagen: *Vielleicht weil Sie ein großes, halsloses Arschgesicht sind.* Zumindest hoffte er, dass seine Mimik genau das ausdrückte.

Metz warf einen Blick auf das Funkgerät an seinem Gürtel, dann wandte er sich ab, um zu verbergen, was er tat, als er den Lautstärkeregler betätigte. Augenblicklich hörte man die Stimme der Zentrale, die den Schichtführer rief. Metz drückte auf das Mikro am Schulterstück seines Uniformhemdes und meldete sich.

Theo stand da und versuchte, nicht zu grinsen, während die Zentrale erneut über die Lage informierte. Theo machte sich keine Gedanken um die beiden Einheiten, die oben im Wald auf dem Weg zur Kapelle waren. Er war sicher, dass sie niemanden finden würden. Wer dieser Typ in Schwarz auch sein mochte, er konnte sich in Luft auflösen, und Theo wollte lieber gar nicht wissen, wie er das machte. Theo war noch einmal zur Kapelle umgekehrt, wo er kurz gesehen hatte, wie der blonde Mann durch den Wald strich und dann verschwand. Theo hatte zu Hause angerufen, um sicherzugehen, dass mit Molly alles okay war. War es.

»Kann ich mit dem Jungen sprechen?«, fragte Theo.

»Sobald die Rettungssanitäter ihn sich angesehen haben«, sagte Metz. »Die Mutter ist unterwegs. Sie war mit ihrem Freund zum Essen in San Junipero. Der Junge ist schon wieder auf dem Damm, nur reichlich mitgenommen. Er hat ein paar Prellungen an den Armen, wo der Verdächtige ihn hochgehoben hat, ist aber ansonsten unverletzt, soweit ich sehen konnte. Der Kleine konnte nicht sagen, was der Kerl wollte. Es ist nichts entwendet worden.«

»Haben Sie eine Beschreibung?«

»Der Junge nennt uns dauernd Namen von Figuren aus Videospielen. Was wissen wir über ›Mung-Fu, den Bezwungenen‹? Haben Sie ihn sich genauer ansehen können?«

»Ja«, antwortete Theo und räusperte seinen Frosch im Hals beiseite. »Ich würde sagen, Mung-Fu trifft es ganz gut.«

»Legen Sie sich nicht mit mir an, Crowe.«

»Weiß, langes, blondes Haar, blaue Augen, glatt rasiert, eins fünfundachtzig, trägt einen schwarzen Mantel, bis auf den Boden. Seine Schuhe waren nicht zu sehen. Die Zentrale weiß Bescheid.« Dauernd musste Theo an die tiefen Schnitte in den Wangen des Blondes denken. Er fing an, in ihm einen »Ghostbot« zu sehen. Videospiele – genau.

Metz nickte. »Die Zentrale sagt, er ist zu Fuß unterwegs. Wieso ist er Ihnen entkommen?«

»Ist dichter Wald da oben.«

Metz warf einen Blick auf Theos Gürtel. »Wo ist Ihre Waffe, Crowe?«

»Hab sie im Wagen gelassen. Wollte den Jungen nicht erschrecken.«

Wortlos ging Metz zu Theos Volvo und öffnete die Beifahrertür. »Wo?«

»Bitte?«

»Wo in Ihrem *unverschlossenen* Wagen liegt Ihre Waffe?«

Theo spürte, wie ihn die Kräfte verließen. Er war nicht gut, was Konfrontationen anging. »Sie liegt bei mir zu Hause.«

Metz grinste wie ein Barkeeper, der gerade eine Lokalrunde angekündigt hatte. »Wissen Sie, vielleicht sind Sie genau der Richtige für die Verfolgung dieses Verdächtigen, Theo.«

Theo konnte es nicht leiden, wenn die Sheriffs ihn bei seinem Vornamen nannten. »Wieso das, Joseph?«

»Der Junge hat gesagt, er glaubt, der Typ könnte etwas zurückgeblieben sein.«

»Versteh ich nicht«, erwiderte Theo und versuchte, nicht zu grinsen.

Kopfschüttelnd machte sich Metz auf den Weg. Er stieg in seinen Streifenwagen, und als er rückwärts an Theo vorbeikam, surrte das Beifahrerfenster herunter. »Schreiben Sie einen Bericht, Crowe. Und wir müssen den Schulen am Ort eine Beschreibung von dem Typen schicken.«

»Jetzt sind Weihnachtsferien.«

»Himmelsarsch, Crowe, irgendwann werden sie ja wohl wieder zur Schule gehen, oder?«

»Dann glauben Sie also nicht, dass Ihre Jungs ihn schnappen?«

Ohne ein Wort ließ Metz die Scheibe aufwärts surren und prügelte den Streifenwagen aus der Auffahrt, als hätte er eben einen dringenden Notruf erhalten.

Theo lächelte, als er zum Haus ging. Mochte dieser Abend auch noch so aufregend, erschreckend und zutiefst sonderbar sein – plötzlich fühlte er sich gut. Molly war in Sicherheit, der Junge war in Sicherheit, der Weihnachtsbaum stand oben in der Kapelle, und es gab doch nichts Schöneres, als einem aufgeblästen Bullen genüsslich eins reinzuwürgen. Auf der obersten Stufe blieb er stehen und überlegte einen Moment, ob er – nachdem er nun selbst schon fünfzehn Jahre im Polizeidienst

war – nicht mittlerweile über diese sehr spezielle Vergnügung hinausgewachsen sein sollte.

Nö.

»Haben Sie schon mal einen erschossen?«, fragte Joshua Barker. Er saß auf einem Barhocker am Küchentresen. Ein Mann in grauer Uniform war damit beschäftigt, ihn zu untersuchen.

»Nein, ich bin Rettungssanitäter«, sagte der Rettungssanitäter. Er riss die Manschette des Blutdruckmessgeräts von Joshs Arm. »Wir helfen den Menschen, wir erschießen sie nicht.«

»Haben Sie Ihr Blutdruckdings schon mal jemandem um den Hals gelegt und aufgepumpt, bis seine Augen rausgequollen sind?«

Der Rettungssanitäter sah Theophilus Crowe an, der gerade die Küche der Barkers betrat. Theo runzelte bedeutungsvoll die Stirn. Josh widmete seine Aufmerksamkeit dem schlaksigen Polizisten, und ihm fiel auf, dass der Mann zwar eine Marke am Gürtel, aber keine Waffe bei sich trug.

»Haben Sie schon mal einen erschossen?«

»Klar«, sagte Theo.

Josh war beeindruckt. Zwar hatte er Theo schon mal gesehen, und seine Mom sagte immer »Hi!« zu ihm, aber er hätte nie geglaubt, dass der Typ auch was machte. Zumindest nicht so was Cooles. »Von denen hier hat noch keiner einen erschossen.« Josh deutete auf die beiden Hilfssheriffs und die zwei Rettungssanitäter, die sich in der kleinen Küche drängten, und warf ihnen einen Blick zu, der *Weicheier* bedeuten sollte, mit aller Verachtung, die er mit seinen unschuldigen, siebenjährigen Zügen zustande brachte.

»War er so richtig tot?«, fragte er Theo.

»Jep.«

Josh wusste nicht, was er jetzt noch sagen sollte. Wenn er

keine Fragen mehr stellte, würde sicher Theo anfangen, ihm welche zu stellen, genau wie die Sheriffs vorhin, und er wollte keine Fragen mehr beantworten. Der blonde Mann hatte ihm gesagt, er solle es niemandem weitererzählen. Der Sheriff sagte, der blonde Mann könne ihm nichts anhaben, aber der Sheriff wusste nicht, was Josh wusste.

»Deine Mom ist unterwegs, Josh«, sagte Theo. »Sie müsste in ein paar Minuten hier sein.«

»Ich weiß. Ich hab mit ihr gesprochen.«

Zu den Rettungssanitätern und Hilfssheriffs sagte Theo: »Jungs, kann ich Josh mal einen Moment allein sprechen?«

»Wir sind hier fertig«, erwiderte der Chefsanitäter und ging.

Die beiden Hilfssheriffs waren jung und konnten es kaum erwarten, dass man sie bat, etwas zu unternehmen, und sei es nur, vor die Tür zu gehen. »Wir sind draußen und schreiben schon mal unseren Bericht«, erklärte der Letzte, der ging. »Sergeant Metz hat gesagt, wir sollen bleiben, bis die Mutter nach Hause kommt.«

»Danke, Jungs«, sagte Theo und staunte, wie nett die beiden waren. Sie konnten noch nicht lange beim Sheriff sein. Sie hatten noch nicht gelernt, auf ihn herabzusehen, weil er nur ein kleiner Dorfpolizist war, ein archaischer und überflüssiger Job, wenn man die Gesetzeshüter aus der Gegend fragte.

Als sie draußen waren, wandte er sich Josh zu. »Also, erzähl mir von dem Mann, der hier war.«

»Das hab ich den anderen Polizisten schon erzählt.«

»Ich weiß. Aber du musst es mir erzählen. Was passiert ist. Sogar das Merkwürdige, was du für dich behalten hast.«

Josh gefiel nicht, dass Theo anscheinend bereit war, alles zu glauben. Er war nicht übermäßig freundlich und redete mit ihm auch nicht wie mit einem Baby.

»Da war nichts merkwürdig. Ich hab alles erzählt.« Josh

nickte, während er sprach, in der Hoffnung, er würde so glaubwürdiger aussehen. »Er hat mich nicht angefasst oder so. Ich weiß Bescheid. So was war es nicht.«

»Das meine ich nicht, Josh. Ich meine merkwürdige Dinge, die du nicht erzählt hast, weil sie einfach nicht zu glauben sind.«

Da wusste Josh wirklich nicht mehr, was er sagen sollte. Er überlegte, ob er weinen sollte, schniefte kurz mal testhalber, um zu sehen, ob er was zum Laufen bringen konnte. Theo streckte die Hand aus und nahm sein Kinn, hob es an, bis Josh ihm in die Augen sehen musste. Wieso machten Erwachsene so was? Jetzt würde er ihn etwas fragen, und es würde wirklich schwierig werden, ihn zu belügen.

»Was hat er hier gewollt, Josh?«

Josh schüttelte den Kopf, vor allem, um Theos Hand loszuwerden und diesem Lügendetektorblick zu entkommen. »Ich weiß nicht. Er ist nur reingekommen, hat mich festgehalten, und dann ist er wieder gegangen.«

»Warum ist er gegangen?«

»Ich weiß nicht. Ich weiß es nicht. Ich bin nur ein Kind. Weil er verrückt ist oder so. Oder vielleicht ist er ein bisschen zurückgeblieben. So redet er jedenfalls.«

»Ich weiß«, sagte Theo.

»Tun Sie?« Tat er?

Theo beugte sich vor. »Ich habe ihn gesehen, Josh. Ich habe mit ihm gesprochen. Ich weiß, dass er nicht ganz normal ist.«

Josh fühlte sich, als hätte er gerade zum ersten Mal wieder geatmet, seit er bei Sam losgelaufen war. Er hatte nicht gern Geheimnisse – nach Hause zu schleichen und zu lügen wäre schon schlimm genug gewesen, aber zu sehen, wie der Weihnachtsmann ermordet wurde ... und dann tauchte noch dieser komische, blonde Mann auf. Aber wenn Theo schon über den Blondnen Bescheid wusste ... »Dann ... dann haben Sie gesehen, wie er leuchtet?«

»Er leuchtet? Scheiße!« Theo stand auf und fuhr herum, als hätte ihn ein Paintball an der Stirn getroffen. »Geleuchtet hat er auch? Scheiße!« Der große Mann wetzte herum wie ein Grashüpfer in der Mikrowelle. Nicht, dass Josh gewusst hätte, wie das war, denn das wäre ja grausam gewesen, und so was würde er nie tun, echt jetzt, aber jemand hatte es ihm mal erzählt.

»Er hat also geleuchtet?«, fragte Theo, als wollte er alles richtig verstehen.

»Nein, so hab ich das nicht gemeint.« Irgendwie musste Josh da rauskommen. Theo fischte im Trüben. Für heute hatte er genug von Erwachsenen, die im Trüben fischten. Bald würde seine Mom nach Hause kommen und in ihrem Haus einen Haufen Polizisten vorfinden, und dann ginge die Sache erst so richtig los. »Ich meine, er war echt verrückt. Sie wissen schon, keine große Leuchte.«

»Das hast du nicht gemeint.«

»Nicht?«

»Er hat tatsächlich geleuchtet, oder?«

»Na ja, nicht immer. Nur so ein bisschen. Dann hat er mich nur angestarrt.«

»Warum ist er abgehauen, Josh?«

»Er hat gesagt, er hätte jetzt, was er bräuchte.«

»Was war das? Was hat er mitgenommen?«

»Ich weiß nicht.« Langsam machte sich Josh Sorgen um diesen Polizisten. Er sah aus, als müsste er sich jeden Moment übergeben. »Sind Sie sicher, dass Sie das mit dem Leuchten glauben wollen, Constable Crowe? Ich könnte mich auch täuschen. Ich bin ein Kind. Wir sind dafür berichtigt, unzuverlässige Zeugen zu sein.«

»Woher hast du das denn?«

»CSI.«

»Diese Typen wissen alles.«

»Die haben die coolsten Geräte.«

»Ja«, sagte Theo wehmütig.

»So coole Geräte kriegen Sie wohl nicht, oder?«

»Nein.« Jetzt klang Theo richtig traurig.

»Aber Sie haben schon mal einen erschossen, nicht?«, sagte Josh fröhlich, um Theo etwas aufzuheitern.

»Ich habe gelogen. Tut mir Leid, Josh. Ich sollte gehen. Bald kommt deine Mom nach Hause. Erzähl ihr alles. Sie passt schon auf dich auf. Die Hilfssheriffs bleiben bei dir, bis sie kommt. Wir sehen uns, Kleiner.« Theo zerzauste ihm die Haare und machte sich auf den Weg nach draußen.

Josh wollte es ihr nicht erzählen. Er wollte nicht, dass Theo ging. »Da ist noch etwas.«

Theo drehte sich um und sah ihn an. »Okay, Josh ... ich bleib in der Nähe ...«

»Heute Abend hat jemand den Weihnachtsmann ermordet«, brach es aus Josh hervor.

»Die Kindheit endet viel zu früh. Hab ich Recht, Kleiner?«, sagte Theo und legte Josh die Hand auf die Schulter.

Hätte Josh eine Waffe gehabt, hätte er ihn erschossen, aber da er unbewaffnet und ein Kind war, kam er zu dem Schluss, dass unter allen Erwachsenen dieser komische Constable vielleicht der Einzige sein könnte, der ihm glauben würde, was mit dem Weihnachtsmann passiert war.

Die beiden Hilfssheriffs hatten Joshs Mutter – Emily Barker – ins Haus begleitet. Theo wartete, bis dem Jungen vor lauter Umarmungen glatt die Luft wegblieb, dann versicherte er ihr, alles sei okay, und machte sich aus dem Staub. Als er die Verandastufen hinunterstieg, sah er am Vorderreifen seines Volvo etwas gelblich leuchten. Er überzeugte sich davon, dass ihm keiner der Hilfssheriffs gefolgt war, dann ging er am Reifen in die Hocke, langte in den Radkasten und holte ein Bündel blonder

Haare hervor, das sich dort verfangen hatte. Eilig stopfte er es in seine Hemdtasche und stieg in den Wagen. Es fühlte sich an, als würde das Haar an seiner Brust pulsieren, wie ein Lebewesen.

Das *Warrior Babe of the Outland* musste sich eingestehen, dass es ohne Medikamente machtlos und dem Leben nicht mehr gewachsen war. Diesen Schritt hakte Molly in Theos kleinem Buch der Anonymen Narkotiker ab.

»Machtlos«, murmelte sie vor sich hin und erinnerte sich an Zeiten, in denen Mutanten sie in *Outland Steel: Kendras Rache* im Bau des Behemo-Badger an einen Felsen gekettet hatten. Hätte nicht Selkirk, der abtrünnige Sandpirat, eingegriffen, lägen ihre Eingeweide noch heute vertrocknet auf den Salzstalgmiten im Bau von diesem Riesendachs.

»Das muss ganz schön wehtun, was?«, sagte der Erzähler.

»Halt die Klappe. Es ist nicht wirklich passiert.« Oder doch? Sie hatte es in Erinnerung, als wäre es so gewesen.

Der Erzähler war ein Problem. Im Grunde *das* Problem. Wäre es nur um etwas unberechenbares Verhalten gegangen, hätte sie sich vielleicht bis zum nächsten Ersten durchschummeln und dann die Medikamente wieder einnehmen können, ohne dass Theo etwas davon gemerkt hätte, aber als der Erzähler auftauchte, wusste sie, dass sie Hilfe brauchte. Sie hatte sich das Buch der Anonymen Narkotiker genommen, das Theos ständiger Begleiter gewesen war, als er seine Marihuana-Sucht bekämpft hatte. Ständig hatte er davon gesprochen, dass er die Schritte genau befolgen musste und es anders nie geschafft hätte. Sie musste etwas unternehmen, um die schwammiger werdende Grenze zwischen Molly Michon, der Party-Planerin, Keksbäckerin und ehemaligen Schauspielerin, und Kendra, der Mutantenbezwingerin und verführerischen Kriegerin, zu stärken.

»Zweiter Schritt«, las sie. »Akzeptieren Sie, dass eine höhere Macht als wir selbst unseren Verstand wieder gesunden lassen

kann.« Sie überlegte einen Moment und blickte aus dem Fenster, ob sie die Scheinwerfer von Theos Wagen sah. Sie hoffte inständig, dass sie alle zwölf Schritte schaffen würde, bevor er nach Hause kam.

»Nigoth, der Wurmgoth, soll meine höhere Macht sein«, erklärte sie, nahm ihr zerbrochenes Breitschwert vom Kaffeetisch und schwenkte es trotzig vor dem Sony-Wega-Fernseher, der dunkel in der Ecke thronte. »In Nigoths Namen will ich mich aufmachen und allen Mutanten oder Sandpiraten den Garaus machen, die meinen Weg kreuzen, denn ihr Leben will ich opfern, und ihre blutigen Hoden sollen den Totempfahl meiner Hütte schmücken.«

*»Und die Bösen sollen vor der Erhabenheit deiner dreckverschmierten, wohlgeformten Schenkel kauern«,* sagte der Erzähler mit einiger Begeisterung.

»Versteht sich von selbst«, erwiderte Molly. »Okay, dritter Schritt. »Übereignen Sie Ihr Leben Gott, wie Sie ihn begreifen.««

*»Nigoth verlangt ein Opfer!«,* rief der Erzähler. *»Ein Körperteil! Hack es dir vom Leib und spieß es zuckend auf das purpurrote Horn des Wurmgottes.«*

Molly schüttelte den Kopf, um den Erzähler ein wenig aufzurütteln. »Alter«, sagte sie. Molly »alterte« nur selten jemanden. Theo hatte das Wort während einer Patrouille im Skateboard-Park von Pine Cove aufgeschnappt und verwendete es ganz allgemein, um seinem Staunen angesichts der Unverfrorenheit dessen Ausdruck zu verleihen, was jemand gesagt oder getan hatte – die korrekte Aussprache des Wortes wäre *Aaaalter*, *bitte, das soll ja wohl ein Witz sein, dass du mir so was überhaupt vorschlägst. Hast du Halluzinationen, oder was?* (In letzter Zeit hatte Theo öfter »Yo, voll fett, yo« ausprobiert. Aber Molly hatte ihm verboten, es außerhalb der Wohnung zu benutzen, denn – wie sie ihm erklärte – es gäbe kaum etwas Absurderes

als Hip-Hop-Slang aus dem Munde eines komischen, großen weißen Vogels von Mitte vierzig. »Großer weißer Albatros, yo!«, hatte Theo sie korrigiert.)

Derart »gealtert« schraubte der Erzähler seine Ansprüche herunter. »*Dann ein Finger! Der abgehackte Finger von einem Warrior Babe ...*«

»Nie im Leben«, sagte Molly.

»*Eine Locke von deinem Haar! Nigoth verlangt ...*«

»Ich hatte eher daran gedacht, eine Kerze anzuzünden, als Symbol dafür, dass ich mich meiner höheren Macht übereigne.« Und um ihre Aufrichtigkeit zu illustrieren, nahm sie ein Einwegfeuerzeug vom Kaffeetisch und zündete eine der Duftkerzen an, die sie in der Mitte des Tisches auf einem Tablett aufbewahrte.

»*Dann ein voll gerotztes Taschentuch!*«, schlug der Erzähler vor.

Aber Molly war schon beim vierten Schritt. »›Nehmen Sie eine eingehende und furchtlose Inventur Ihrer selbst vor.« Ich hab keine Ahnung, was das bedeutet.«

»*Also, da fick mich doch ein blinder Storch, wenn ich das verstehe*«, sagte der Erzähler.

Molly beschloss, den Erzähler in diesem Punkt gar nicht zu beachten. Wenn die Schritte funktionierten, wie sie es sich erhoffte, würde sich der Erzähler schließlich schon bald in Luft auflösen. Auf der Suche nach Klärung tauchte sie in das blaue Buch ein.

Nach weiterem Lesen schien es, als sollte man eine Liste all dessen anlegen, was mit dem eigenen Charakter nicht stimmte.

»*Schreib auf, dass du total bekloppt bist*«, sagte der Erzähler.

»Hab ich«, sagte Molly. Dann fiel ihr auf, dass dieses Buch empfahl, eine Liste sämtlicher Ärgernisse anzulegen. Sie war nicht ganz sicher, was sie damit anfangen sollte, aber eine Viertelstunde später hatte sie drei Seiten voller Ärgernisse aufge-

schrieben, darunter beide Eltern, das Finanzamt, Algebra, vorzeitiger Samenerguss, gute Hausfrauen, französische Autos, italienische Koffer, Anwälte, CD-Verpackungen, IQ-Tests und der Knallkopf, der »Achtung, Gebäck könnte im erhitzten Zustand heiß sein« auf die Pop-Tarts-Box geschrieben hatte.

Sie machte eine kleine Verschnaufpause und las weiter bis zum fünften Schritt, als Scheinwerfer über den Hof strichen und die Front der Hütte beleuchteten. Theo kam nach Hause.

»Fünfter Schritt«, las Molly. »Beichten wir unserer höheren Macht und einem anderen Menschen unsere Missetaten.«

Als Theo eintrat, wandte sich Molly abrupt von der Zimtkerze ab, die Nigoth, dem Wurm-gott, geweiht war, und sagte:

»Ich gestehe! Ich habe für die Jahre fünfundneunzig bis zweitausend keine Steuern angemeldet, ich habe radioaktives Fleisch von Mutanten gegessen, und ich hasse dich dafür, dass du dich beim Pinkeln nicht hinsetzen musst!«

»Hi, Süße«, sagte Theo.

»Halt's Maul, du Wicht«, sagte das *Warrior Babe*.

»Dann krieg ich meinen Volvo also nicht gewienert?«

»Schnauze! Ich beichte gerade, Undankbarer.«

»*Das ist die richtige Einstellung!*«, sagte der Erzähler.

## 7

### ***Morgens um sieben ist die Welt nicht in Ordnung***

Es war Mittwochmorgen, drei Tage vor Weihnachten, als Lena Marquez beim Aufwachen einen fremden Mann in ihrem Bett vorfand. Das Telefon klingelte, und der Typ neben ihr gab ein Stöhnen von sich. Er hatte sich zum Teil bedeckt, aber Lena war ziemlich sicher, dass er darunter nackt sein musste.

»Hallo«, sagte sie ins Telefon. Sie hob die Laken an, um nachzusehen. Jep, er war nackt.

»Lena, angeblich soll es Heiligabend Sturm geben, und wir wollten doch, dass Mavis bei unserer Lonesome Christmas Party grillt, aber sie kann nicht, wenn es regnet, und gestern Abend hab ich Theo angeschrien und bin weggelaufen und zwei Stunden draußen im Dunkeln rumgerannt, und ich glaube, er hält mich für verrückt, und wahrscheinlich solltest du wissen, dass Dale gestern Abend nicht nach Hause gekommen ist, und diese neue – äh, die andere, äh – die, bei der er wohnt, hat in ihrer Panik Theo angerufen, und er ...«

»Molly?«

»Ja, hallo, wie geht's?«

Lena warf einen Blick auf ihren Wecker, dann auf den nackten Mann. »Molly, es ist halb sieben Uhr morgens.«

»Oh. Bei mir es es neunzig vor acht.«

»Was ist denn los?«

»Hab ich doch gesagt: Wir kriegen Sturm. Theo bezweifelt meinen Geisteszustand. Dale wird vermisst.«

Tucker Case rollte sich herum, und obwohl er noch halb schlief, schien er doch einsatzbereit zu sein.

»Na, sieh sich das mal einer an«, dachte Lena bei sich und merkte dann, dass sie es in den Hörer gesagt hatte.

»Was?«, sagte Molly.

Tuck schlug die Augen auf und lächelte sie an, dann folgte er ihrem Blick gen Süden. Er nahm ihr das Laken aus der Hand und verhüllte sich. »Der ist nicht für dich. Ich muss nur pinkeln.«

»Tut mir Leid«, sagte Lena und zog eilig das Laken über ihren Kopf. Es war lange her, seit sie sich zuletzt Sorgen darum hatte machen müssen, aber plötzlich fiel ihr ein Zeitungsartikel ein, in dem stand, man solle sich morgens keinem Mann zeigen, den man nicht schon mindestens drei Wochen kannte.

»Wer war das?«, fragte Molly.

Lena sah unter dem Laken zu Tucker Case hinaus, der gerade aus dem Bett stieg, völlig ungeniert, völlig nackt, seinem Ding zum Badezimmer folgte, es wie eine Wünschelrute schwenkte. Da wurde ihr bewusst, dass sich ohne weiteres immer neue Gründe finden ließen, die Männchen ihrer Spezies zu verachten – Ungeniertheit kam mit auf diese Liste.

»Niemand«, sagte Lena in den Hörer.

»Lena, du hast doch nicht schon wieder mit deinem Ex geschlafen, oder? Sag mir, dass du nicht mit Dale im Bett liegst.«

»Ich liege nicht mit Dale im Bett.« Dann brach der gestrige Abend über sie herein, und ihr war, als müsste sie sich übergeben. Tucker Case hatte sie eine Weile alles vergessen lassen. Okay, das konnte sie den Männern vielleicht als positiv anrechnen, aber jetzt war die Angst wieder da. Sie hatte Dale ermordet. Sie würde im Gefängnis landen. Aber sie musste so tun, als wüsste sie von nichts.

»Was hast du gesagt, was mit Dale los ist, Molly?«

»Und mit wem liegst du jetzt im Bett?«

»Verdammt, Molly, was ist mit Dale passiert?« Sie hoffte, sie klang überzeugend.

»Ich weiß nicht. Seine neue Freundin hat angerufen und gesagt, dass er nach der Weihnachtsparty in der Karibu Lodge nicht nach Hause gekommen ist. Weißt du, ich dachte nur, du solltest Bescheid wissen, für den Fall, dass irgendwas Schlimmes passiert ist.«

»Er wird schon okay sein. Wahrscheinlich hat er im *Head of the Slug* irgendein Flittchen kennen gelernt und mit seinem Proletencharme angebaggert.«

»Urks«, machte Molly. »Oh, entschuldige. Hör zu, Lena, in den Nachrichten haben sie heute früh gesagt, dass ein heftiger Sturm vom Pazifik reinkommt. Dieses Jahr kriegen wir einen El Nino. Wir müssen uns überlegen, was wir bei der Lonesome Christmas Party essen wollen – ganz zu schweigen davon, was wir machen sollen, falls viele Leute kommen. Die Kapelle ist furchtbar klein.«

Lena versuchte noch immer zu überlegen, was sie wegen Dale unternehmen sollte. Am liebsten hätte sie es Molly erzählt. Wenn jemand sie verstand, dann Molly. Lena war ein paar Mal dabei gewesen, als Molly ihre »Einbrüche« hatte. Sie kannte sich damit aus, wenn etwas außer Kontrolle geriet.

»Hör mal, Molly, ich brauche ...«

»Und gestern Abend habe ich Theo angeschrien, Lena. Ganz schlimm. So wütend ist er schon lange nicht mehr abgehauen. Könnte sein, dass ich Weihnachten vermasselt habe.«

»Sei nicht albern, Mol. Das kannst du gar nicht. Theo versteht dich doch.« Gleichbedeutend mit: *Er weiß, dass du verrückt bist, und er liebt dich trotzdem.*

In diesem Augenblick kam Tucker Case wieder ins Zimmer, hob seine Hose vom Boden auf und begann, sie anzuziehen.

»Ich muss meinen Flughund füttern«, sagte Tuck und zog eine Banane halb aus seiner Hosentasche.

Lena riss sich das Laken vom Kopf und suchte nach Worten.

Tuck grinste, zog die Banane ganz heraus. »Ach, du dachtest, ich hab mich nur gefreut, dich zu sehen?«

»Äh – ich – Scheiße.«

Tuck kam herüber und küsste ihre Augenbraue. »Ich *freue* mich, dich zu sehen«, sagte er. »Aber ich muss auch meinen Flughund füttern. Bin gleich wieder da.«

Er ging hinaus, ohne Hemd und ohne Schuhe. Okay, vermutlich würde er wiederkommen.

»Lena, wer war das? Sag schon!«

Lena merkte, dass sie noch immer den Hörer in der Hand hielt. »Hör zu, Molly, ich ruf dich zurück, okay? Und für Freitagabend überlegen wir uns was.«

»Aber ich hab was wieder gutzumachen ...«

»Ich ruf dich an.« Lena legte auf und stieg aus dem Bett. Wenn sie sich beeilte, konnte sie ihr Gesicht waschen und etwas Mascara auflegen, bevor Tucker zurückkam. Sie fing an, durchs Zimmer zu hetzen, nackt, bis sie sich beobachtet fühlte. Es gab ein großes Erkerfenster mit Blick auf den Wald, und da ihr Schlafzimmer im ersten Stock lag, war es, als wachte man in einem Baumhaus auf. Unmöglich konnte jemand hereinsehen. Sie fuhr herum und dort – an der Dachrinne – hing ein Flughund. Und er sah sie an – nein, er sah sie nicht nur an, er musterte sie. Sie nahm das Laken vom Bett und bedeckte sich.

»Geh und iss deine Banane«, rief sie dem Tier zu.

Roberto leckte sich die Lefzen.

Es hatte Zeiten gegeben (während seiner harten Bong-Jahre), in denen Theophilus Crowe jedem, der es hören wollte, liebend gern erklärte, er sei kein Freund von Überraschungen, Routine sei ihm lieber als Vielfalt, Berechenbarkeit lieber als Ungewissheit, das Bekannte lieber als das Unbekannte. Als er dann vor ein paar Jahren mit den Ermittlungen im letzten Mordfall von

Pine Cove beschäftigt war, hatte er Molly Michon kennen gelernt, die Ex-Scream-Queen der B-Movies, und sich in sie verliebt, und das hatte alles verändert. Er hatte eine der wichtigsten Regeln gebrochen – *Geh mit niemandem ins Bett, der noch verrückter ist als du* –, und seitdem liebte er das Leben.

Sie hatten ihre kleine Vereinbarung – wenn er die Finger von seiner Droge ließ (Gras), wollte sie ihre (Antidepressiva) nehmen –, und entsprechend erfreute sie sich seiner ungetrübten Aufmerksamkeit, und er bekam es nur mit den angenehmeren Seiten der *Warrior-Babe*-Rolle zu tun, in die Molly von Zeit zu Zeit abglitt. Er hatte gelernt, sich an ihrer Gesellschaft und den gelegentlichen Seltsamkeiten zu erfreuen, die sie in sein Leben brachte.

Der gestrige Abend war allerdings zu viel für ihn gewesen. Er trat ein und wollte, nein, *musste* seine groteske Geschichte vom blonden Mann dem einzigen Menschen anvertrauen, der ihm glauben und ihn nicht als Kiffer abtun würde, und sie hatte sich ausgerechnet genau diesen Moment ausgesucht, auf ihren feindseligen Wahn-Modus umzuschalten. Also hatte er der Abstinenz entsagt, und als er an diesem Abend wieder zur Hütte kam, hatte er so viel Gras geraucht, dass davon ein ganzer Rasta-Chor ins Koma gesunken wäre.

Dafür war der Grasgarten, den er angelegt hatte, nicht gedacht gewesen. Ganz und gar nicht. Nicht wie in den alten Zeiten, in denen er seine Beete für den persönlichen Gebrauch genutzt hatte. Nein, der kleine Forst aus zwei Meter hohen, klebrigen Blütenstauden, der ihr Grundstück zur Ranch hin begrenzte, war ein rein kommerzielles Unternehmen, wenn auch aus dem richtigen Grund. Aus Liebe.

Obwohl die Aussicht, je wieder zum Film zurückzukehren, im Lauf der Jahre zunehmend trüber wurde, hatte Molly weiterhin mit ihrem Breitschwert trainiert. Nackt bis auf die Unterwäsche oder in Sport-BH und Jogginghose, hatte sie Tag für Tag auf der Lichtung vor der Hütte einem imaginären Partner »en garde«

zugerufen und war gehüpft und gesprungen, hatte gestoßen, pariert, gehackt und geschlagen, bis ihr die Luft ausging. Abgesehen von der Tatsache, dass dieses Ritual sie unglaublich fit hielt, machte es sie glücklich, was wiederum Theo unendlich freute. Er hatte sie sogar dazu ermutigt, sich mit japanischem Kendo zu beschäftigen, worin sie – was nicht überraschen konnte – ausgezeichnet war, so dass sie oft genug Kämpfe gegen Gegner gewann, die fast doppelt so groß waren wie sie.

Und indirekt hatte das alles dazu geführt, dass Theo zum ersten Mal in seinem Leben aus kommerziellen Gründen Marihuana anbaute. Er hatte Möglichkeiten ausgelotet, aber die Banken waren mehr als widerwillig, ihm ein halbes Jahresgehalt zu leihen, um dafür ein Samurai-Schwert zu erwerben. Nun, eigentlich kein Samurai-Schwert, aber ein japanisches Schwert – ein antikes, japanisches Schwert, das der meisterliche Klingenschmied Hisakuni aus Yamashiro im späten 13. Jahrhundert angefertigt hatte. Sechstausend gefaltete Schichten aus Hartstahl, selbst nach achthundert Jahren noch makellos ausbalanciert und rasiermesserscharf. Es war ein *tashi*, ein gebogenes Kavallerieschwert, länger und schwerer als die traditionellen *katanas*, die später von Samurais im Bodenkampf verwendet wurden. Molly würde das Gewicht bei ihrem Training zu schätzen wissen, da es dem des Theater-Breitschwerts glich, das von ihrer gescheiterten Filmkarriere übrig geblieben war. Außerdem würde sie zu schätzen wissen, dass es echt war, und Theo hoffte, sie würde verstehen, dass er ihr damit sagen wollte, wie sehr er alles an ihr liebte, sogar das *Warrior Babe* (er rieb sich nur an manchen Teilen lieber als an anderen). Das *tashi* lag in Samt gewickelt versteckt ganz hinten im obersten Regal von Theos Schrank, wo er früher seine Bong-Sammlung aufbewahrt hatte.

Das Geld? Nun, ein alter Freund von Theo aus den Kiffertagen, ein Pflanzer aus Big Sur, der inzwischen Großhändler geworden war, hatte Theo gern das Geld für seine Ernte vorgestreckt. Es hatte ein rein kommerzielles Unternehmen werden

sollen: rein und raus, keiner kommt zu Schaden. Aber jetzt kam Theo zum ersten Mal seit Jahren zugehörnt zur Arbeit, und er spürte, dass auf eine schlechte Nacht kein guter Tag folgen würde.

Dann kam der Anruf von Dale Pearsons Freundin/Frau/Sonstwas, und der Abstieg in den Höllentag begann.

Theo genehmigte sich einen ordentlichen Spritzer Augentropfen und hielt bei *Brine's Bait, Tackle and Fine Wines*, um sich einen großen Kaffee zu holen, bevor er rüber zu Lena Marquez' Haus fuhr und sich auf die Suche nach ihrem Exmann machte. Zwar mochte nach dem Zwischenfall am *Thrifty-Mart* am Montag und einem guten Dutzend ähnlicher Vorfälle jedermann klar sein, dass ihre Abneigung für einander an blanken Hass grenzte, doch hatte es die beiden nie daran gehindert, sich hin und wieder zu vertrautem, nachehelichem Sex zusammenzufinden. Theo hätte nicht mal was davon gewusst, aber Molly war mit Lena gut befreundet, und Frauen redeten über solche Sachen.

Lena wohnte in einem hübschen, eingeschossigen Holzhaus auf einem halben Morgen Kiefernwald, der an eine der zahlreichen Ranches von Pine Cove grenzte. Es war erheblich mehr Haus, als sich eine kleine Angestellte leisten konnte, aber schließlich hatte sie es sich in fünf Ehejahren mit Dale Pearson redlich verdient, dachte Theo. Er hörte es gern, wie seine Wanderstiefel auf der Veranda klangen, als er die Haustür ansteuerte, und er dachte, dass Molly und er sich auch eine Veranda vor ihre kleine Hütte bauen sollten. Er dachte, sie sollten sich vielleicht ein Windspiel besorgen und eine Schaukel, einen kleinen Ofen, damit sie an kalten Abenden draußen sitzen konnten. Dann – als er die Vibrationen der Schritte spürte, die sich drinnen der Tür näherten – merkte er, dass er total breit war. Dass noch so viel Augentropfen und Kaffee den Umstand nicht verbergen konnten, wie hackedicht er war.

Zwanzig Jahre hatte er bekifft funktioniert, aber das nützte ihm jetzt nichts – er hatte keinen Biss mehr, er war nicht mehr am Ball, das Auge des Tigers war blutunterlaufen.

»Hi, Theo«, sagte Lena, als sie die Tür aufmachte. Sie trug ein überdimensioniertes Herrenhemd und rote Socken. Ihr langes, schwarzes Haar, das normalerweise wie flüssiger Satin über ihren Rücken wallte, war am Hinterkopf verknotet, und auf der einen Seite stand eine verwuschelte Strähne ab. Sexfrisur.

Theo scharrte auf der Veranda herum wie ein kleiner Junge, der sich zum ersten Mal mit dem Mädchen von nebenan auf ein Date verabreden wollte. »Tut mir Leid, wenn ich dich so früh schon belästige, aber ich hab überlegt, ob du Dale vielleicht gesehen hast. Seit Montag, meine ich.«

Sie schien sich von der Tür zurückzuziehen, als müsste sie gleich in Ohnmacht fallen. Theo dachte, es läge daran, dass sie wusste, wie stoned er war. »Nein, Theo, wieso?«

»Na ja, Betsy hat angerufen und gesagt, dass Dale gestern Abend nicht nach Hause gekommen ist.« Betsy war Dales neue Frau/Freundin/Sonstwas. Sie kellnerte unten im H.P.'s Café und war seit Jahren dafür berüchtigt, dass sie Affären mit diversen verheirateten Männern hatte. »Ich dachte nur, äh ...« Warum unterbrach sie ihn nicht? Er wollte nicht sagen, dass er wusste, dass sie und Dale sich gelegentlich zu Sex trafen. Er durfte davon eigentlich nichts wissen. »... also, äh, hab ich nur überlegt.«

»Hi, wer ist da?«, sagte ein blonder Typ, der mit freiem Oberkörper hinter Lena in der Tür erschien.

»Oh, Gott sei Dank«, sagte Theo und holte tief Luft. »Ich bin Theo Crowe. Ich bin hier im Ort die Polizei.« Er sah Lena an, damit sie ihren Besucher vorstellte.

»Das ist Tucker – äh, Tuck.«

Sie hatte keine Ahnung, wie der Typ mit Nachnamen hieß.

»Tucker Case«, sagte Tucker Case, trat hinter Lena hervor und reichte ihm die Hand. »Ich schätze, ich hätte mich Ihnen schon früher vorstellen sollen, da wir beide das gleiche Geschäft betreiben.«

»Welches Geschäft wäre das?« Theo hatte sich nie als Geschäftsmann betrachtet, aber vermutlich war er es jetzt.

»Ich bin Hubschrauberpilot bei der Drogenfahndung«, sagte Tucker Case. »Sie wissen schon, Infrarot, Pflanze und Stoff aufspüren und so.«

*Platz da! Herzstillstand! Fünfhundert Milligramm Adrenalin! Herzspritze! Wir verlieren ihn, Leute! Macht Platz da!*

»Nett, Sie kennen zu lernen«, sagte Theo und hoffte, dass man ihm den Herzinfarkt nicht ansah. »Tja, tut mir Leid, wenn ich Ihnen Umstände bereitet habe. Bin schon wieder unterwegs.« Er ließ Tucks Hand los, machte sich auf den Weg und dachte: *Lauf nicht so bekifft, lauf nicht so bekifft – lieber Gott im Himmel, wie hab ich das all die Jahre gemacht?*

»Äh, Constable«, sagte Tuck. »Weshalb waren Sie denn eigentlich hier? Autsch!«

Theo drehte sich um. Lena hatte dem Piloten eben gegen den Arm geboxt, offensichtlich ziemlich fest – er massierte die Stelle.

»Ach, nichts. Gestern Abend ist nur jemand nicht nach Hause gekommen, und ich dachte, Lena wüsste vielleicht, wo er steckt.« Theo versuchte, sich rückwärts vom Haus zu entfernen, blieb dann aber lieber stehen, als ihm einfiel, dass er gleich die Verandastufen hinunterstolpern würde. Wie wollte er das der Drogenfahndung erklären?

»Gestern Abend? Da wird er ja noch nicht mal vierundzwanzig Stunden vermisst. Autsch! Verdammt, das muss doch nicht sein!« Tucker Case rieb seine Schulter, weil Lena ihn schon wieder geboxt hatte. Theo dachte, dass sie vielleicht ein Gewaltproblem mit Männern hatte.

Lena sah Theo an und lächelte, als wäre ihr der Boxhieb peinlich. »Theo, Molly hat mich heute früh angerufen und mir das von Dale erzählt. Ich habe ihr gesagt, dass ich ihn nicht gesehen habe. Hat sie es dir nicht erzählt?«

»Doch. Doch, sicher, hat sie. Ich dachte nur, du hättest vielleicht eine Idee. Ich meine, dein Freund hat Recht. Dale gilt nicht wirklich als vermisst, offiziell erst in zwölf Stunden oder so, aber, na ja, es ist ein kleiner Ort, weißt du, und ich, na ja, ich tu meinen Job und alles.«

»Danke, Theo«, sagte Lena und winkte ihm zu, obwohl er nur ein paar Schritte entfernt stand und sich nicht vom Fleck bewegte. Auch der Pilot winkte lächelnd. Theo war nicht gern in Gesellschaft Frischverliebter, die gerade eine Nummer geschoben hatten, besonders wenn sein eigenes Liebesleben gerade nicht so gut lief. Sie wirkten selbstgefällig, auch wenn sie sich Mühe gaben, es nicht zu tun.

Etwas Dunkles fiel ihm auf, das vom Verandadach hing, genau da, wo an seiner und Mollys Veranda das Windspiel hängen würde, falls er ihre gemeinsame Zukunft nicht gerade seinem Rückfall in alte Drogengewohnheiten geopfert hatte. Es konnte unmöglich sein, wonach es aussah.

»Also, das ist ein, äh, das sieht aus wie ...«

»Eine Fledermaus«, sagte Lena.

*Verdammte Scheiße*, dachte Theo, *das Vieh ist riesig*. »Eine Fledermaus«, sagte er. »Klar. Natürlich.«

»Flughund«, erklärte Tucker Case. »Aus Mikronesien.«

»Na klar«, erwiderte Theo. Mikronesien war kein realer Ort. Der blonde Typ verarschte ihn. »Okay, wir sehen uns.«

»Wir sehen uns am Freitag bei der Lonesome Christmas Party«, sagte Lena. »Grüß Molly von mir.«

»Logo«, sagte Theo und stieg in seinen Volvo.

Er schloss die Fahrertür. Sie gingen ins Haus. Er knallte den

Kopf aufs Lenkrad.

*Sie wissen es*, dachte er.

»Er weiß es«, sagte Lena mit dem Rücken an der Haustür.

»Er weiß es nicht.«

»Er ist schlauer, als er aussieht. Er weiß es.«

»Er weiß es nicht. Und er sah nicht blöd aus, sondern irgendwie stoned.«

»Nein, er war nicht stoned. Das war Misstrauen.«

»Meinst du nicht, wenn er misstrauisch wäre, hätte er vielleicht gefragt, wo du gestern Abend warst?«

»Na, das konnte er ja sehen, nachdem du ohne Hemd hier rausspaziert gekommen bist, und so wie ich aussah, so ... du weißt schon ... so ...«

»Befriedigt?«

»Nein, ich wollte sagen ›verwuschelt‹.« Sie boxte ihm gegen den Arm. »Meine Güte, komm mal wieder runter.«

»Autsch. Das geht überhaupt nicht!«

»Ich hab Probleme«, sagte Lena. »Du könntest mich ruhig mal ein bisschen unterstützen.«

»Unterstützen? Ich hab dir geholfen, die Leiche zu verstecken. In manchen Ländern würde man das als Engagement bezeichnen.«

Schon wollte sie ihn wieder boxen, dann beherrschte sie sich, ließ ihre Faust aber in der Luft hängen, für alle Fälle.

»Glaubst du wirklich, dass er nicht misstrauisch war?«

»Er hat nicht mal gefragt, wieso draußen an deiner Veranda ein großer Flughund hängt. Er hat keine Ahnung. Er tut nur so als ob.«

»Und wieso hängt da ein großer Flughund draußen an meiner Veranda?«

»Den gibt's umsonst dazu.« Er grinste und wandte sich ab.

Nun fühlte sie sich albern, wie sie so dastand, mit der Faust in der Luft. Sie fühlte sich engstirnig, verklemmt, dämlich, unterentwickelt, alles, was sie sonst nur von anderen Leuten dachte. Sie folgte ihm ins Schlafzimmer, wo er gerade sein Hemd anzog.

»Tut mir Leid, dass ich dich geboxt habe.«

Er rieb seine geprellte Schulter. »Du hast seltsame Neigungen. Soll ich deinen Spaten lieber verstecken?«

»Sag so was nicht.« Fast boxte sie ihn wieder, doch dann gab sie sich Mühe, zivilisierter und nicht so bedrohlich zu erscheinen, und schlang die Arme um ihn. »Es war ein Unfall.«

»Lass mich los. Ich muss mit meinem Helikopter böse Jungs aufspüren«, sagte er und tätschelte ihren Hintern.

»Deinen Flughund nimmst du doch mit, oder?«

»Du willst nicht ein bisschen mit ihm abhängen?«

»Nimm's mir nicht übel, aber er ist mir etwas unheimlich.«

»Wenn du wüsstest«, sagte Tuck.

## 8

### *Holiday Heartbreak*

Weihnachtsamnestie. Man kann den Kontakt zu Freunden schleifen lassen, einfach nicht zurückrufen, E-Mails ignorieren, im *Thrifty-Mart* den Blickkontakt meiden, Geburtstage vergessen, Jahrestage und Schultreffen, und wenn man dann um die Weihnachtsfeiertage vor der Tür steht (mit einem Geschenk), sind sie gesellschaftlich dazu verpflichtet, dir zu verzeihen – so zu tun, als sei nichts gewesen. Der Anstand gebietet, dass die Freundschaft einfach weitergeht, ohne schlechtes Gewissen oder Schuldzuweisungen. Wenn man im Oktober vor zehn Jahren ein Schachspiel begonnen hat, muss man sich nur daran erinnern, wer am Zug ist – oder warum man das Schachbrett in der Zwischenzeit abgestoßen und eine Xbox gekauft hat. (Aufgepasst! Die Weihnachtsamnestie ist eine wunderbare Sache, aber keine Dimensionsverschiebung. Die Gesetze von Zeit und Raum gelten weiter, selbst wenn man seine Freunde *tatsächlich* gemieden hat. Also versuch nicht, die Expansion des Universums als Ausrede vorzuschieben – als hättest du eigentlich mal reinschauen wollen, aber ihr Haus war plötzlich immer weiter weg. So 'n Scheiß funktioniert nicht. Sag einfach: »Tut mir Leid, dass ich nicht angerufen habe. Frohe Weihnachten.« Dann hol dein Geschenk raus. Das Protokoll der Weihnachtsamnestie diktiert, dass dein Freund sagt: »Ist schon okay«, und dich ohne weiteren Kommentar reinlässt. So wurde es schon immer gemacht.)

»Scheiße, wo warst du die ganze Zeit?«, sagte Gabe Fenton, als er die Tür aufmachte und seinen alten Freund Theophilus Crowe dort stehen sah, mit einem Geschenk in der Hand. Gabe war fünfundvierzig, klein und drahtig, unrasiert und schon leicht kahl. Er trug Khakis, die aussahen, als hätte er eine Woche darin geschlafen.

»Fröhliche Weihnachten, Gabe«, sagte Theo und hielt ihm das Geschenk hin, mit einer großen, roten Schleife daran – schwenkte den Karton irgendwie so hin und her, als wollte er sagen: *Hey, ich hab hier ein Geschenk, du darfst mich nicht anmachen, weil ich mich drei Jahre nicht gemeldet habe.*

»Ja, nett«, sagte Gabe. »Aber du hättest ruhig mal anrufen können.«

»Tut mir Leid. Ich wollte ja, aber du warst mit Val beschäftigt, und da wollte ich nicht stören.«

»Sie hat mich sitzen lassen.« Gabe war mit Valerie Riordan, der einzigen Psychiaterin am Ort, zusammen gewesen, jahrelang. Seit dem letzten Monat allerdings nicht mehr.

»Ja, das hab ich schon gehört.« Theo hatte gehört, dass Val sich jemanden wünschte, der etwas mehr an der menschlichen Kultur Anteil nahm.

Gabe war Verhaltensbiologe und beobachtete wilde Nagetiere oder Meeressäuger, je nachdem, wer die Forschung finanzierte. Er wohnte beim Leuchtturm, mit Skinner, seinem zentnerschweren, schwarzen Labrador, in einem kleinen Häuschen, das dem Staat gehörte.

»Du hast es gehört und nicht angerufen?«

Es war fast Mittag, und Theos Dröhnbirne ging es schon viel besser, aber er fühlte sich noch immer etwas angeschlagen. Männer sollten nicht über die mangelnde Unterstützung ihrer Freunde lamentieren, sofern es nicht um eine Kneipenschlägerei oder Hilfe beim Schleppen schwerer Gegenstände ging. Das jetzt war kein normales Verhalten. Vielleicht sollte Gabe tatsächlich mehr Zeit in Gesellschaft menschlicher Wesen verbringen.

»Hier, Gabe, ich hab dir was mitgebracht«, sagte Theo. »Guck mal, wie sich Skinner freut, mich zu sehen!«

Skinner freute sich wirklich. Er drängelte sich mit Gabe im

Eingang. Wie eine Indianertrommel schlug sein dicker Schwanz gegen die offene Tür. Er assoziierte Theo mit Hamburgern und Pizza und hatte in ihm früher den Notfall-Futtermann gesehen (wobei Gabe der Haupt-Futtermann war).

»Na, wahrscheinlich solltest du reinkommen«, sagte Gabe. Der Biologe trat von der Tür zurück und ließ Theo ins Haus. Skinner sagte Hi, indem er Theo seine Nase zwischen die Beine schob.

»Ich arbeite. Deshalb sieht es hier etwas unordentlich aus.«

*Etwas unordentlich?* Eine Untertreibung, als wollte man den Todesmarsch von Bataan mit einem Sonntagsspaziergang vergleichen – es sah aus, als hätte jemand Gabes gesamte Habe in eine Kanone gestopft und mitten durch die Mauer ins Zimmer geschossen. Alles war voll mit schmutziger Wäsche und Geschirr, bis auf Gabes Arbeitsplatz, der war – von den Ratten abgesehen – tadellos.

»Hübsche Ratten«, sagte Theo. »Was machst du mit denen?«

»Ich studiere sie.«

Gabe setzte sich vor eine Reihe leerer 20-Liter-Aquarien, die im Sternmuster um einen zentralen Tank gruppiert und durch kleine Pforten über ein Röhrenlaufsystem miteinander verbunden waren, durch das die Ratten von einer Kammer in die nächste gelangen konnten. Am Rücken jeder Ratte klebte eine Silberscheibe von der Größe eines Vierteldollars.

Theo sah, wie Gabe eine Pforte öffnete und eine der Ratten in den mittleren Tank wetzte, um postwendend deren Bewohnerin zu besteigen. Gabe nahm eine kleine Fernbedienung und drückte den Knopf. Die männliche Ratte machte fast einen Rückwärts-salto, als sie sich zurückzog.

»Ha! Das wird ihm eine Lehre sein«, rief Gabe. »Das Weibchen im mittleren Käfig ist rollig.«

Zögernd wich die Ratte zurück und schnüffelte etwas herum, dann versuchte sie wieder, das Weibchen zu besteigen. Gabe

drückte den Knopf. Das Männchen wurde von ihrem Rücken gerissen.

»Ha! Begreifst du jetzt?!«, sagte Gabe wie irre. Er blickte von den Käfigen auf und sah Theo an. »Sie haben Elektroden an den Hoden. Die silbernen Scheiben sind Batterie und Empfänger gleichzeitig. Jedes Mal, wenn er sexuell erregt ist, gebe ich seinen kleinen Eiern fünfzig Volt.«

Die Ratte unternahm einen weiteren Versuch, und wieder drückte Gabe den Knopf. Die Ratte taumelte in die Ecke des Käfigs.

»Schwachköpfe!«, rief Gabe. »Man sollte meinen, dass sie dazulernen. Jedem von denen habe ich heute schon ein Dutzend Schläge versetzt, aber wenn ich den Käfig morgen aufmache, rennen sie alle wieder rein und versuchen, sie zu begatten. Siehst du? Siehst du, wie wir sind?«

»Wir?«

»Wir, Männchen. Sieh dir an, wie wir sind! Wir wissen, dass es wehtut, aber wir machen es immer und immer wieder.«

Gabe war früher ein ruhiger Kerl gewesen, gelassen, professionell distanziert, wissenschaftsbesessen, verlässlich weltfremd – Theo kam es vor, als redete er mit einem ganz anderen Menschen, als hätte jemand seinen Intellekt abgeschrubbt und die Nerven freigelegt. »Ah, Gabe, ich bin nicht sicher, ob wir uns mit Nagetieren auf dieselbe Stufe stellen sollten. Ich meine ...«

»Na klar. Das sagst du jetzt. Aber du wirst mich anrufen und sagen, dass ich Recht habe. Es wird etwas passieren, und du wirst anrufen. Sie wird auf deinem Herz herumtrampeln, und du wirst das Werk der Zerstörung beenden, das sie beginnt. Hab ich Recht? Hab ich Recht?«

»Äh, ich ...« Theo dachte an den Friedhofssex und den darauf folgenden Streit mit Molly am Abend zuvor.

»Also werde ich die Assoziation verändern. Sieh dir das an!«

Gabe stürmte zu einem Bücherbord, warf einen Haufen Fachzeitschriften und Notizbücher beiseite, bis er gefunden hatte, was er suchte. »Hier. Sieh dir das an!« Gabe hielt den neuesten Katalog von *Victoria's Secret* hoch. Das Model auf dem Cover trug Kleider, die auf spektakuläre Weise unangemessen waren, wenn sie ihre Reize verbergen wollte. Sie sah übergelukkig aus. »Hübsch, nicht? Anbetungswürdig, oder? Halt den Gedanken fest!« Gabe langte in die Tasche seiner Khakis und holte eine Fernbedienung hervor, genauso eine wie auf dem Rattentisch. »Hübsch«, sagte er und drückte auf den Knopf.

Der Biologe krümmte sich und wurde dann plötzlich fünfzehn Zentimeter größer. Alle Muskeln in seinem Körper schienen sich gleichzeitig anzuspannen. Er verkrampfte sich zweimal, dann ging er zu Boden, mit dem zerknüllten Katalog noch in der Hand.

Skinner erlitt einen Bellanfall. *Nicht sterben, Futtermann, mein Napf steht auf der Veranda, und ich krieg die Tür nicht auf*, sagte er. Es war immer das Gleiche. Jedes Mal war er froh, wenn der Futtermann nicht wirklich gestorben war, aber die Krämpfe bereiteten ihm Sorgen.

Theo kam seinem Freund zu Hilfe. Gabe verdrehte die Augen und zuckte ein paar Mal, bevor er tief Luft holte und Theo anblickte. »Siehst du? Man ändert die Assoziation. Es dauert nicht mehr lange, dann kriege ich die gleiche Reaktion auch ohne Elektroden am Sack.«

»Bist du okay?«

»Oh ja. Es wird funktionieren, ich weiß es. Bei den Ratten hat es noch nicht geklappt, aber ich hoffe, es gelingt mir, bevor alle tot sind.«

»Sie sterben daran?«

»Na ja, es muss wehtun, sonst lernen sie es nie.« Gabe hielt seine Fernbedienung hoch, und Theo riss sie ihm aus der Hand.

»Hör auf!«

»Ich hab noch ein paar Elektroden und einen Empfänger. Willst du mal versuchen? Ich kann es kaum erwarten, das Ding in freier Wildbahn auszutesten. Wir könnten in eine Tittenbar gehen.«

Theo half Gabe auf die Beine, dann setzte er ihn auf einen Stuhl, von dem aus der Mann die Ratten nicht sehen konnte, und zog sich selbst einen Stuhl heran.

»Gabe, du bist ja völlig neben der Spur. Tut mir Leid, dass ich nicht angerufen habe.«

»Ich weiß, du hast viel zu tun. Ist schon okay.«

*Großartig, jetzt zeigt er die angemessene Reaktion für die Weihnachtsamnestie*, dachte Theo. »Diese Ratten, diese Elektroden, das alles, das ist doch Mist. Am Ende hast du doch nur einen Haufen paranoider, misogynen Männchen oder einen Leichenberg.«

»Bei dir klingt das, als wäre es was Schlechtes.«

»Man hat dir das Herz gebrochen. Es wird wieder heilen.«

»Sie hat gesagt, ich bin langweilig.«

»Sie sollte das hier sehen.« Theo deutete auf das Zimmer.

»Für meine Arbeit hat sie sich nie interessiert.«

»Ihr beide hattet einen guten Lauf. Fünf Jahre. Vielleicht wurde es einfach Zeit. Du hast mir selbst gesagt, dass das menschliche Männchen nicht für die Monogamie gemacht ist.«

»Ja, aber ich hatte eine Freundin, als ich das gesagt habe.«

»Dann stimmt es also nicht?«

»Doch, es stimmt, aber es hat mir nichts ausgemacht, als ich eine Freundin hatte. Jetzt weiß ich, dass ich biologisch darauf programmiert bin, den Samen meiner Lenden weit und breit zu säen, bei so vielen Weibchen wie möglich, eine endlose Folge heißer, sinnloser Paarungen, nur um weiter zum nächsten fruchtbaren Weibchen zu gelangen. Meine Gene wollen vererbt werden, und ich weiß nicht, wo ich anfangen soll.«

»Vielleicht solltest du erst mal duschen, bevor du anfängst, deinen Samen auszusäen.«

»Meinst du, das wüsste ich nicht? Deshalb habe ich ja versucht, meine Impulse umzuprogrammieren. Sozusagen den Animus zu zähmen.«

»Um nicht duschen zu müssen?«

»Nein, weil ich nicht weiß, wie man mit Frauen redet. Bei Val konnte ich das.«

»Val war eine Professionelle.«

»War sie nicht. In ihrem ganzen Leben hat sie es mit keinem Freier gemacht.«

»Zuhörerin, Gabe. Sie war eine *professionelle Zuhörerin* – eine Psychiaterin.«

»Oh, stimmt. Meinst du, ich sollte es mit einer Prostituierten versuchen ... oder mehreren?«

»Wegen eines gebrochenen Herzens? Ja, das funktioniert bestimmt genauso gut wie die Elektroden an deinem Sack, aber erst musst du was für mich erledigen.« Theo dachte, vielleicht, ganz vielleicht, könnte Arbeit – normale Arbeit – seinen Freund wieder von den Klippen holen. Er griff in seine Hemdtasche und holte das Büschel blonder Haare hervor, das er aus dem Radkasten des Volvo hatte. »Ich möchte, dass du dir das hier ansiehst und dazu was sagst.«

Gabe nahm die Haare und sah sie sich an. »Stammt das von einem Verbrechen?«

»So ungefähr.«

»Woher hast du es? Was willst du wissen?«

»Erzähl mir alles, was du darüber weißt, bevor ich dir was dazu sage.«

»Also, es scheint mir blond zu sein.«

»Danke, Gabe. Ich hatte gehofft, du könntest es dir unter dem

Mikroskop ansehen oder so was in der Art.«

»Hat das County dafür kein Labor?«

»Ja, aber zu denen kann ich damit nicht gehen. Es gibt da gewisse Umstände.«

»Die wären?«

»Die wären, dass sie mich für einen Kiffer oder für verrückt oder beides halten würden. Sieh dir das Haarbüschel an«, sagte Theo. »Du sagst mir was, ich sag dir was.«

»Okay, aber ich hab dieses ganze CSI-Zeug nicht.«

»Ja, aber dafür kleben sich diese Labortypen keine Batterien an die Eier. Das hast du ihnen voraus.«

Zehn Minuten später blickte Gabe von seinem Mikroskop auf.

»Also, menschlich ist das nicht«, sagte er.

»Alles klar.«

»Ich glaube nicht mal, dass es Haar ist.«

»Und was ist es dann?«

»Also, es scheint einiges von Glasfaser zu haben.«

»Dann ist es also künstlich?«

»Nicht so schnell. Es besitzt eine Wurzel und etwas, das eine Außenhülle zu sein scheint, aber es sieht nicht nach Keratin aus. Ich müsste es auf Proteine hin untersuchen. Sollte es von Menschen angefertigt worden sein, so finden sich keine Spuren auf den Produktionsprozess. Es sieht aus, als wäre es gewachsen, nicht hergestellt. Eisbärhaar besitzt Eigenschaften der Glasfaser ... es lenkt Lichtenergie an die schwarze Haut weiter, zur Wärmebildung.«

»Also ist es Eisbärhaar?«

»Nicht so schnell.«

»Gabe, verdammt, woher zum Teufel kommt das?«

»Sag du's mir.«

»Es bleibt unter uns, ja? Dieses Ding bleibt hier, bis wir uns irgendwie sicher sind, okay?«

»Natürlich. Alles okay bei dir, Theo?«

»Ob bei mir alles okay ist? Du fragst mich, ob bei mir alles okay ist?«

»Alles in Ordnung bei dir und Molly? Die Arbeit? Du rauchst doch nicht etwa wieder Dope, oder?«

Theo ließ den Kopf hängen. »Du sagst, du hast noch so ein paar Elektroden?«

Gabe strahlte. »Du musst aber eine kleine Stelle rasieren. Darf ich mein Geschenk auspacken, während du im Badezimmer bist? Du kannst meinen Rasierer benutzen.«

»Nein, pack dein Geschenk ruhig aus. Ich muss dir was erzählen.«

»Wow, eine Salatschleuder. Danke, Theo.«

»Er hat die Salatschleuder mitgenommen«, sagte Molly.

»Wow, hat ihm das Ding denn was bedeutet?«, fragte Lena.

»Es war ein Hochzeitsgeschenk.«

»Ich weiß, du hattest es von mir. Dale und ich hatten das Ding auch zur Hochzeit bekommen.«

»Siehst du, es hatte Tradition.« Molly war untröstlich. Sie trank ihre Cola Light halb aus und knallte den Budweiser-Plastikbecher auf den Tresen, wie ein fluchender Pirat mit einem großen Eierpunsch. »Mistkerl!«

Es war Mittwochabend, und sie saßen im *Head-of-the-Slug*-Saloon, um das Essen für die Weihnachtsfeier zu reorganisieren. Als Mollys Hilferuf kam, wollte Lena erst absagen und zu Hause bleiben, aber während sie noch nach einer passenden Ausrede

suchte, wurde ihr bewusst, dass sie nur allein zu Hause sitzen und sich verrückt machen würde, entweder aus Angst davor, dass man sie wegen des Mordes an Dale schnappte, oder weil dieser merkwürdige, *merkwürdige* Hubschrauberpilot ihr das Herz brechen könnte. Sie kam zu dem Schluss, dass es vielleicht keine so schlechte Idee war, sich mit Molly und Mavis unten im *Slug* zu treffen. Und vielleicht konnte sie von Molly in Erfahrung bringen, ob Theo sie verdächtigte, etwas mit Dales Verschwinden zu tun zu haben. Keine Chance, so wie Molly davon besessen war, was Theo ... was auch immer Theo falsch gemacht haben sollte. Für Lena hörte es sich an, als hätte er eine Salatschleuder mit zur Arbeit genommen. Man sollte an den Problemen seiner Freunde teilhaben, aber letztendlich waren es die Probleme deiner Freunde, und Lenas Freundinnen, speziell Molly, konnten etwas überspannt sein.

In der Bar drängten sich Singles zwischen zwanzig und vierzig, und man spürte die verzweifelte Energie im dunklen Raum, als wäre Einsamkeit minus und Sex wäre plus, und irgendjemand hielt die Drähte über einem Eimer mit Benzin aneinander. Es waren die Auswirkungen der Weihnachts-Herzschmerz-Zyklen, angefangen mit den jungen Männern, die sich aus purem Mangel an stärkerer Motivation, ihr Leben zu verändern, von ihrer momentanen Freundin trennten, damit sie ihr kein Weihnachtsgeschenk kaufen mussten. Die verzweifelten Frauen schmolten dann ein paar Tage, aßen Eiscreme und vermieden es, Verwandtschaft anzurufen, doch dann, wenn die Vorstellung, Weihnachten und Silvester allein verbringen zu müssen, drohend über ihnen aufragte, schwärmten sie ins *Slug* aus, auf der Suche nach jemandem, buchstäblich irgendjemandem, mit dem sie die Feiertage verbringen konnten. Mit Volldampf voraus, vergiss die Geschenke! Pine Coves männliche Singles ließen sich im *Slug* nieder, um ihre neu gewonnene Freiheit zu dokumentieren und von den Zuneigungsbekundungen der zurückgewiesenen Frauen Gebrauch zu machen, und zwar in Form einer

kleinen, erotischen Reise nach Jerusalem, die man begierig zu den Klängen von »Deck the Halls« spielte – wobei jeder hoffte, dass er betrunken auf einem bequemen Schoß zu sitzen kam, bevor das letzte *fa* ausgela-la-lat war.

Lena und Molly jedoch saßen wie unter einer Käseglocke und nahmen an dem Spiel natürlich nicht teil. Zwar waren die beiden sicher attraktiv genug, um die Aufmerksamkeit der jüngeren Männer zu erregen, aber sie hatten so einen geheimnisvollen Nimbus der Erfahrung, des »Kenn-ich-schon-war-nichts-für-mich«, des »Mir-machst-du-nichts-vor«. Im Grunde machten sie den Gästen im *Slug* vor allem Angst, nur nicht den Betrunkenen, doch der Umstand, dass sie ausschließlich Cola Light ohne alles tranken, war wiederum den Schnapsnasen nicht geheuer. Trotz aller persönlichen Probleme hatten Molly und Lena ihre Weihnachtsängste längst überwunden, was der Grund war, wieso sie das mit der Lonesome Christmas Party überhaupt angeschoben hatten. Mittlerweile waren sie zu neuen, individuellen Ängsten übergegangen.

»Würstchen«, sagte Mavis. Eine gewaltige, nikotinreduzierte Rauchwolke untermalte ihre Ansage und ging über Lena und Molly hinweg. Seit Jahren war das Rauchen in kalifornischen Bars nun schon verboten, aber Mavis ignorierte das Gesetz und die Behörden (Theophilus Crowe) und rauchte weiter. »Ich steh auf warme Würstchen.«

»Mavis, es ist Weihnachten«, sagte Lena. Bisher hatte Mavis nur suplige oder soßige Entrees vorgeschlagen – Lena vermutete, dass Mavis schon wieder ihr Gebiss verlegt hatte und deshalb für ein lutschbares Vergnügen plädierte.

»Dann aber mit Pickles. Rote Soße, grüne Pickles, weihnachtlich.«

»Ich meine, sollten wir an Heiligabend nicht was Netteres machen? Nicht nur Würstchen?«

»Bei fünf Dollar pro Nase – hab ich ihr gesagt – kriegt man

die Leute nur mit einem Barbecue satt.« Mavis beugte sich vor und sah Molly an, die boshaft in ihre Eiswürfel murmelte.

»Aber alle scheinen davon auszugehen, dass es regnen wird. Als hätte es im Dezember je geregnet.«

Molly sah auf und knurrte etwas, dann warf sie einen Blick auf den Fernseher hinter Mavis und zeigte hin. Der Ton war ausgeschaltet, aber man sah eine Wetterkarte von Kalifornien. Etwa achthundert Meilen vor der Küste drehte sich ein großer Farbfleck als ruckendes Satellitenfoto, so dass es aussah, als wollte eine Technicolor-Amöbe demnächst die Bay Area verschlingen.

»Das ist gar nichts«, sagte Mavis. »Dem wollen sie noch nicht mal einen Namen geben. Würde es über den Bermudas hängen, hätten sie es schon vorgestern getauft. Und wisst ihr, wieso? Weil diese Dinger bei uns nicht an Land kommen. Der Scheißer wird hundert Meilen vor Anacapa Island rechts abbiegen, abwärts wandern und auf Yucatan niedergehen. Wir dagegen können wegen der Dürre nicht mal unsere Autos waschen.«

»Wenigstens verhindert der Regen die Attacken der Sandpiraten«, verkündete Molly und zerbiss einen Eiswürfel.

»Hä?«, sagte Lena.

»Was hast du gesagt?« Mavis fummelte an ihrem Hörgerät herum.

»Nichts«, antwortete Molly. »Was haltet ihr denn von Lasagne? Ihr wisst schon: ein bisschen Knoblauchbrot, ein kleiner Salat.«

»Ja, ohne Soße und Käse könnten wir das wahrscheinlich für fünf Dollar pro Kopf hinkriegen«, sagte Mavis.

»Lasagne finde ich nicht besonders weihnachtlich«, erklärte Lena.

»Wir könnten sie in Weihnachtsmann-Pfannen zubereiten«, schlug Molly vor.

»Nein!«, fuhr Lena sie an. »Keine Weihnachtsmänner! Einen

Schneemann oder so was meinetwegen, aber keine gottverdammten Weihnachtsmänner!«

Mavis beugte sich vor und tätschelte Lenas Hand. »Der Weihnachtsmann hat viele von uns befummelt, als wir klein waren, Liebes. Wenn dir dein Bart wächst, solltest du über den Scheiß hinweg sein.«

»Ich kriege keinen Bart.«

»Wachst du dich ab? Weil man nämlich gar nichts sieht«, sagte Molly, wollte helfen.

»Ich habe keinen Bart«, sagte Lena.

»Wenn du meinst, Mexikanerinnen hätten es schwer – Rumäninnen fangen mit zwölf an, sich zu rasieren«, erklärte Mavis.

Lena nutzte die Gelegenheit, ihre Ellbogen auf dem Tresen auszubreiten und sich die Haare zu raufen.

»Was?«, sagte Mavis.

»Was?«, sagte Molly.

Und dann folgte ein seltsamer Moment des Schweigens zwischen den dreien – nur das dumpfe Wummern der Jukebox im Hintergrund und die leisen Lügen der Leute. Sie sahen sich um, damit sie nichts sagen mussten, dann wandten sie sich der Eingangstür zu, als Vance McNally, Pine Coves Oberster Rettungssanitäter, hereinkam und einen langen, röhrenden Rülps von sich gab.

Vance war Mitte fünfzig und sah sich selbst als Charmeur und Held, obwohl er in Wahrheit eher ein Tölpel war. Seit über zwanzig Jahren fuhr er nun den Krankenwagen, und nichts bereitete ihm mehr Freude, als schlechte Nachrichten zu überbringen. Es war ein Zeichen dafür, wie wichtig er war.

»Habt ihr schon gehört, dass die Highway Patrol Dale Pearsons Wagen oben in Big Sur am Lime Kiln Rock gefunden hat? Sieht so aus, als wäre er angeln gewesen und ins Wasser gefallen. Tja, wenn erst die Brandung von diesem Sturm da kommt,

werden sie ihn nie finden. Theo ist oben und sieht sich um.«

Lena taumelte zu ihrem Barhocker und kletterte hinauf. Sie war überzeugt davon, dass jedermann in der Bar – zumindest alle Einheimischen – sie anstarrten, um zu sehen, wie sie reagierte. Sie ließ ihr langes Haar vor dem Gesicht herabhängen und versteckte sich dahinter.

»Dann also Lasagne«, sagte Mavis.

»Aber keine beschissenen Weihnachtsmann-Pfannen!«, knurrte Lena, ohne aufzublicken.

Mavis nahm die beiden Plastikbecher vom Tresen. »Unter normalen Umständen hättet ihr genug, aber wie es aussieht, solltet ihr zwei jetzt mal *richtig* mit dem Trinken anfangen.«

## 9

### ***Einheimische haben auch lichte Momente***

Donnerstagmorgen war es offiziell: Dale Pearson, der böse Immobilienmakler, galt als vermisst. Theo Crowe sah sich den großen, roten Truck genau an, der dort am Lime Kiln Rock in der Wildnis von Big Sur oberhalb von Pine Cove am brandenden Pazifik parkte. Es war die Gegend, in der die Hälfte aller Autowerbefilme weltweit gedreht wurde – alles von Detroit Minivans bis hin zu deutschen Lux-O-Cruisers wurde dabei gefilmt, wie es die Klippen von Big Sur umrundete, als müsste man nur die Leasingpapiere unterschreiben, und schon wäre das Leben eine majestätische Küstenstraße und vor einem lägen nur noch Müßiggang und Wohlstand. Dale Pearsons großer, roter Truck sah tatsächlich sorgenfrei und wohlhabend aus, wie er dort am Meer stand, trotz der Salzkruste, die sich auf dem Lack bildete, und der Tatsache, dass der Besitzer allem Anschein nach von der Strömung fortgerissen worden war.

Theo wollte gern, dass es so war. Die Highway Patrol, die den Truck gefunden hatte, notierte einen Unfall. Auf den Felsen lag eine Angel, passenderweise mit einem Monogramm aus Dales Initialen. Und die Weihnachtsmannmütze, die er getragen hatte, wurde in der Nähe angespült. Aber genau das war das Problem. Betsy Butler, Dales Freundin, hatte ausgesagt, Dale sei vor zwei Tagen abends ausgegangen, um in der Karibu Lodge den Weihnachtsmann zu spielen, und sei nicht mehr nach Hause gekommen. Wer ging schon mitten in der Nacht angeln, mit einer Weihnachtsmannmütze auf dem Kopf? Zugegeben, nach Aussage der anderen Karibus hatte Dale »einiges getrunken«, und er war etwas aufgebracht nach der Konfrontation mit seiner Exfrau am Tag zuvor, aber er hatte nicht komplett den Verstand verlo-

ren. Die Klippen am Lime Kiln Rock zum Wasser hinunterzuklettern, war schon tagsüber eine riskante Angelegenheit. Nie im Leben hätte Dale es mitten in der Nacht versucht. (Theo hatte den Halt verloren und war sechs Meter abgerutscht, bis er sich fing, und hatte sich dabei das Kreuz verrenkt. Klar, war er ein bisschen stoned, aber schließlich wäre Dale ein bisschen betrunken gewesen.)

Der Beamte von der Highway Patrol, der mit seinem Bürstenschnitt wie ein Zwölfjähriger aussah (den pädagogischen Lehrfilmen entsprungen, die Theo in der sechsten Klasse im Aufklärungsunterricht gesehen hatte – *Warum Mary Nicht ins Wasser Gehen Will*), ließ Theo seinen Bericht abzeichnen, dann stieg er in seinen Streifenwagen und machte sich auf den Weg die Küste hinauf ins Monterey County. Theo kehrte um und sah sich den Truck noch mal genauer an.

Alles, was da sein sollte – Werkzeug, eine schwarze Maglite-Taschenlampe, zwei Fastfood-Verpackungen, eine zweite Angelrute, eine Rolle mit Bauplänen –, war da. Und alles, was nicht da sein sollte – blutverschmierte Messer, Patronenhülsen, abgetrennte Gliedmaßen, Spuren von Reinigungsmitteln –, war nicht da. Es schien, als wäre der Mann hierher gefahren, das Kliff hinuntergekllettert und einfach weggespült worden. Aber das war doch nicht möglich! Dale konnte geizig sein, ungehobelt und sogar gewalttätig, aber er war nicht dumm. Wenn er sich an diesem Kliff nicht hundertprozentig auskannte und nicht eine gute Taschenlampe bei sich hatte, hätte er im Dunkeln nie den Weg gefunden. Und die Taschenlampe lag noch im Wagen.

Theo wünschte, er hätte sich mit Tatortermittlungen besser ausgekannt. Was er wusste, hatte er größtenteils aus dem Fernsehen, nicht von der Akademie, an der er vor fünfzehn Jahren acht elende Wochen verbringen musste, bis dieser korrupte Sheriff sein kleines Grasbeet gefunden und ihn dann geradewegs aufs Abstellgleis von Pine Cove geschickt hatte. Seit der Akademie war fast jeder Tatort, den er zu sehen bekam, umgehend an

den County Sheriff oder die Highway Patrol weitergereicht worden.

Noch einmal ging er die Kabine des Trucks durch, suchte irgendwas, das als Hinweis gelten konnte. Das einzig irgendwie Ungewöhnliche waren ein paar Hundehaare an der Kopfstütze. Theo konnte sich nicht erinnern, dass Dale einen Hund besaß.

Er steckte die Hundehaare in eine Sandwichtüte und rief von seinem Handy aus bei Betsy Butler an.

Sie wirkte nicht sonderlich niedergeschlagen, weil Dale verschwunden war. »Nein, Dale mochte keine Hunde. Er mochte auch keine Katzen. Er stand eher auf Kühe.«

»Er mochte Kühe? Habt ihr denn eine Hauskuh? Könnten das Kuhhaare sein?«

»Nein, er hat sie gern gegessen, Theo. Alles okay bei dir?«

»Klar, entschuldige, Betsy.« Er war so sicher gewesen, dass er sich nicht bekifft anhörte.

»Krieg ich jetzt also den Wagen wieder? Ich meine, bringt ihr ihn mir her?«

»Keine Ahnung«, sagte Theo. »Sie werden ihn erst mal abschleppen. Ich weiß nicht, ob sie ihn dir überlassen. Ich muss los, Betsy.« Er klappte das Handy zu. Vielleicht war er nur müde. Molly hatte ihn letzte Nacht gezwungen, auf dem Sofa zu schlafen, und gesagt, er habe so was Mutantenmäßiges an sich. Er hatte nicht mal gewusst, dass ihr die Salatschleuder was bedeutete. Bestimmt ahnte sie, dass er Gras geraucht hatte.

Er klappte sein Telefon wieder auf und rief Gabe Fenton an.

»Hey, Theo. Ich weiß nicht, was dieses Zeug ist, das du mir da gebracht hast, aber Haar ist es nicht. Es brennt nicht und schmilzt nicht, und es ist kaum zu schneiden oder zu brechen. Gut, dass es an den Wurzeln rausgerissen wurde.«

Theo zuckte zusammen. Fast hatte er diesen blonden Irren schon vergessen, den er überfahren hatte. Es lief ihm eiskalt

über den Rücken, wenn er daran dachte. »Gabe, ich hab hier noch ein paar Haare, die du dir ansehen solltest.«

»Gott im Himmel, Theo, hast du noch jemanden überfahren?«

»Nein, ich habe niemanden überfahren. Meine Güte, Gabe!«

»Okay, ich bin den ganzen Tag hier. Und den ganzen Abend auch. Ich wüsste sowieso nicht, wohin ich gehen sollte. Und ich habe auch niemanden, den es interessieren würde, ob ich tot oder lebendig bin. Und ich weiß auch nicht ...«

»Okay, ich komm rüber.«

Zwei Männer und drei Frauen, darunter auch Lena, saßen im Büro von *Properties in the Pines*, als Tucker Case zur Tür hereinkam. Die Frauen waren auf der Stelle fasziniert, und die Männer konnten ihn auf der Stelle nicht leiden. So war es bei Tuck schon immer gewesen. Später, wenn sie ihn näher kennen gelernt hatten, winkten die Frauen ab, und die Männer konnten ihn noch immer nicht leiden. Im Grunde war er ein Waschlappen im Körper eines Strahlemanns – das eine oder andere arbeitete gegen ihn.

Der Raum war voller Schreibtische, und Tuck steuerte direkt auf Lenas Tisch zu. Im Gehen nickte er und lächelte die Makler an, die sein Lächeln lahm erwiderten und sich alle Mühe gaben, nicht höhnisch zu grinsen. Sie waren geschafft, nachdem sie ihre Objekte Kurzurlaubern vorgeführt hatten, die nicht mal hierher ziehen würden, wenn sie in dieser Spielzeugstadt Arbeit fänden. Sie hatten es nur versäumt, sich für die Ferien irgendetwas vorzunehmen, und beschlossen, die Kinder mit auf eine lustige Runde »Verarsch den Makler« mitzunehmen.

Lena fing Tucks Blick auf und lächelte instinktiv, dann runzelte sie die Stirn.

»Was machst du hier?«

»Mittagessen? Du. Ich. Essen. Reden. Ich muss dich was fragen.«

»Ich dachte, du musst fliegen.«

Tuck hatte Lena noch nicht in ihrer Arbeitskleidung gesehen – ein schlichter Rock mit Bluse, nur ganz wenig Wimperntusche und Lippenstift, das Haar mit lackierten Stäbchen hochgesteckt, wobei hier und da Strähnen herausfielen und ihr Gesicht umrahmten. Der Look gefiel ihm.

»Ich bin den ganzen Morgen geflogen. Das Wetter spielt nicht mit. Ein Sturm kommt auf.« Am liebsten hätte er ihr die Stäbchen aus dem Haar gezogen, sie auf den Tisch geworfen und ihr gesagt, wie er sich in Wahrheit fühlte – nämlich einigermassen erregt. »Wir könnten uns was Chinesisches holen«, fügte er hinzu.

Lena sah aus dem Fenster. Der Himmel über den Läden auf der anderen Straßenseite war dunkelgrau. »In Pine Cove gibt es keinen Chinesen. Außerdem gehe ich hier gerade in Arbeit unter. Ich kümmere mich um die Ferienvermietung, und heute ist Heiligabend.«

»Wir könnten doch auf eine schnelle Mittagspause zu dir nach Hause gehen. Du glaubst gar nicht, wie schnell ich sein kann, wenn ich mich konzentriere.«

Lena sah hinter ihm ihre Kollegen, die jetzt natürlich herüberstarrten. »Das musstest du mich fragen?«

»Oh, nein, nein, natürlich nicht. Ich würde nie ... das wäre ja, also ... aber ich hab da noch was anderes.« Tuck spürte, dass die Makler ihn beobachteten, ihm zuhörten. Er beugte sich über Lenas Schreibtisch, damit nur sie ihn hören konnte.

»Heute früh hast du gesagt, dass dieser Polizist, mit dem deine Freundin verheiratet ist, in einer Hütte am Rande einer Ranch wohnt. Das ist nicht rein zufällig diese große Ranch nördlich der Stadt, oder?«

Noch immer sah Lena an ihm vorbei. »Doch, die *Beer-Bar Ranch*. Gehört Jim Beer.«

»Und da steht ein alter Wohnwagen-Trailer neben der Hütte?«

»Ja, das war früher Mollys, aber jetzt wohnen sie in der Hütte. Wieso?«

Tuck richtete sich auf und grinste. »Dann also weiße Rosen dazu«, sagte er etwas zu laut, damit das Publikum es mitbekam.

»Ich wusste nur nicht, ob die für Weihnachten auch angemessen sind.«

»Bitte?«, sagte Lena.

»Bis heute Abend«, sagte Tuck. Er beugte sich vor und gab ihr einen Kuss auf die Wange, dann schlenderte er zur Tür und lächelte die erschöpften Makler mitleidig an.

»Frohe Weihnachten euch allen!«, sagte er und winkte an der Tür.

Als Theo Gabe Fentons Hütte betrat, fielen ihm zuallererst die Aquarien mit den toten Ratten auf. Das Weibchen lief im mittleren Käfig herum, schnüffelte, kackte und sah so zufrieden aus, wie eine Ratte zufrieden aussehen kann, aber die anderen, die Männchen, lagen allesamt auf dem Rücken, mit den Beinen in der Luft, wie Plastiksoldaten in einem Diorama des Todes.

»Wie ist das passiert?«

»Sie wollten nichts dazulernen. Sobald sie anfangen, den Schock mit Sex zu assoziieren, begannen sie auch, ihn zu mögen.«

Theo dachte daran, wie seine Beziehung zu Molly in den letzten Tagen gewesen war. Er sah sich selbst als tote Ratte.

»Du hast sie also immer weiter unter Strom gesetzt, bis sie tot waren?«

»Ich musste die Parameter des Experiments konstant halten.«

Theo nickte ernst, als verstünde er, was nicht der Fall war. Skinner kam und stieß ihn mit dem Kopf am Oberschenkel.

Theo kraulte ihm die Ohren, um ihn zu trösten.

Skinner machte sich Sorgen um den Futtermann, und er hoffte, dass ihm der Notfall-Futtermann vielleicht ein paar von den leckeren, weißen Eichhörnchen aus den Käfigen auf dem Tisch geben würde, nachdem es nun den Anschein hatte, als hätte der Futtermann sie fertig gekocht. Dieses »So-tun-als-ob« war fast so schlimm wie damals, als dieser kleine Junge immer so getan hatte, als würde er den Ball werfen, und den Ball dann doch nicht warf. Und wieder so tat, als würde er den Ball werfen, und den Ball dann doch nicht warf. Skinner blieb gar nichts anderes übrig, als den Jungen über den Haufen zu rennen und sich auf sein Gesicht zu setzen. *Junge*, war er dafür *geböserhundet* worden. Nichts tat so weh, wie *geböserhundet* zu werden, aber Skinner wusste, wenn der Futtermann ihn weiter mit den weißen Eichhörnchen ärgerte, würde er ihn über den Haufen rennen und sich auf sein Gesicht setzen, ihm vielleicht sogar einen Haufen in den Schuh machen müssen. *Oh, ich bin ein böser Hund, ein wirklich böser Hund*. Nein, warte, der Notfall-Futtermann kraulte ihm die Ohren. Ah, das fühlte sich gut an. Er war brav. Hunde-Xanax. Auch egal.

Theo reichte Gabe die Sandwichtüte mit den Haaren.

»Was ist diese ölige Substanz in der Tüte.«, fragte Gabe, während er die Probe untersuchte.

»Kartoffelchipsreste. Die Tüte stammt von meinem gestrigen Mittagessen.«

Gabe nickte, dann sah er Theo an, wie der Gerichtsmediziner im Fernsehen immer den Cop ansieht – so etwa: *Sie Hohlkopf! Wissen Sie nicht, dass man schon beim bloßen Einatmen Beweismittel verfälschen kann und es mir erheblich besser ginge, wenn Sie endlich die Luft anhalten würden?*

Er nahm die Tüte mit zum Mikroskop auf dem Küchentresen, holte ein paar Haare heraus und legte sie in einen Objektträger, um diesen in das Mikroskop zu schieben.

»Erzähl mir bitte nicht, dass es von einem Eisbären stammt«, sagte Theo.

»Nein, aber zumindest stammt es von einem Tier. Es scheint mir eine deutliche Sour-Cream-mit-Zwiebeln-Signatur zu haben.« Gabe richtete sich vom Mikroskop auf und grinste Theo an. »Ich verarsch dich nur.« Sanft boxte er Theo gegen den Arm und starrte wieder in sein Mikroskop. »Wow, der Marckanal fehlt, und die Birefringenz ist schwach.«

»Wow«, echote Theo, wobei er sich alle Mühe gab, aber Gabes schwache Birefringenz nicht wirklich nachfühlen konnte.

»Ich muss die Datenbank im Internet checken, aber ich glaube, es stammt von einer Fledermaus.«

»Dafür gibt es eine Datenbank? Wie, Fledermaushaar Dot-com?«

»Das war der eigentliche Zweck des Internets. Wissenschaftliche Informationen zu teilen.«

»Nicht als Viagra- und Pornoversand-System?«, sagte Theo. Vielleicht würde Gabe doch eines Tages wieder normal werden.

Gabe trat an den Computer auf seinem Schreibtisch und klickte sich durch seitenweise Mikroskopbilder von Säugetierhaaren, bis er ein Bild fand, das ihm gefiel, dann kehrte er ans Mikroskop zurück und prüfte es noch einmal nach.

»Wow, Theo, du hast es hier mit einer gefährdeten Art zu tun.«

»Ach was.«

»Woher hast du das? Mikronesischer Riesenflughund.«

»Aus einem Dodge Pick-up.«

»Hm, das ist hier nicht als ihr normaler Lebensraum aufgeführt. Der Wagen stand nicht in Guam, oder?«

Theo fischte seine Autoschlüssel aus der Tasche. »Hör zu, Gabe, ich muss los. Wir sehen uns heute Abend auf ein Bier im *Slug*, okay?«

»Wir können auch jetzt gleich ein Bier trinken. Ich hab was im Kühlschrank.«

»Du musst mal vor die Tür. Ich muss mal vor die Tür. Okay?«  
Rückwärts machte sich Theo auf den Weg.

»Okay, wir treffen uns um sechs. Ich muss im *Thrifty-Mart* noch Lösungsmittel für den Sekundenkleber besorgen.«

»Bis dann.« Theo sprang von der Veranda und trabte zu seinem Volvo.

Skinner bellte ihm im Viervierteltakt hinterher. *Hallo? Leckere weiße Eichhörnchen? Noch in der kleinen Kiste? Hallo? Schon vergessen?*

Als Theo vor Lena Marquez' Haus hielt, parkte dort ein kleiner, weißer Mietwagen (Ein Ford Mucus, dachte er) vor der Tür. Er suchte nach der Fledermaus, die er am Dach der Veranda gesehen hatte, doch sie war nicht mehr da. Er hatte nicht mal gemeldet, dass er den offenbar unzerstörbaren Blondschoopf überfahren hatte, und jetzt sah er sich der Möglichkeit ausgesetzt, dass er vielleicht gleich einen Mörder zur Rede stellen würde. Für alle Fälle hatte er zu Hause angehalten und seine Waffe aus dem Schrank und die Handschellen vom Bettpfosten genommen, wo Molly ihn zuletzt angekettet hatte, als sie noch miteinander sprachen. (Sie war währenddessen draußen hinter der Hütte gewesen und trainierte mit einem *Shinai*-Kendoschwert aus Bambus, das sie benutzte, seit ihr Breitschwert kaputt war – er war unbemerkt rein- und wieder rausgeschlichen.) Er riss das Holster der Glock auf, das hinten an seiner Jeans hing, und drückte auf die Klingel.

Die Tür ging auf. Theo schrie, zückte seine Waffe und machte einen Satz zurück.

Auf der anderen Seite der Schwelle schrie Tucker Case und wich ebenfalls zurück, hielt sich die Hände vors Gesicht. Seine

Kopfbedeckung jaulte leise.

»Keine Bewegung!«, sagte Theo. Er spürte seinen Puls im Nacken.

»Ich bewege mich ja gar nicht! Gütiger Gott, was ist hier denn los?«

»Sie haben eine Fledermaus auf dem Kopf!«

»Ja, und dafür wollen Sie mich erschießen?«

Die Fledermaus hatte ihre großen, schwarzen Flügel um den Kopf des Piloten gelegt, was aussah wie eine pelzbesetzte Ledermütze der Mohawks, mit großen Ohren und einem kleinen Hundegesicht, das Theo anbellte.

»Also, äh, nein.« Theo ließ die Waffe sinken, war ein wenig verlegen. Noch immer hockte er schießbereit am Boden, aber da er die Waffe nun nicht mehr hochhielt, sah er aus, als posiere er als magerster Sumo-Ringer der Welt.

»Dürfte ich mich wieder bewegen?«, fragte Tuck.

»Klar, ich wollte nur mit Lena sprechen.«

Tucker Case war verärgert, und jetzt rutschte ihm auch noch seine Fledermaus aufs Auge. »Die ist im Büro. Hören Sie, wenn Sie sich unbedingt zudröhnen müssen, sollten Sie vielleicht lieber Ihre Kanone zu Hause lassen, hm?«

»Was?« Theo hatte extra Augentropfen genommen, und es war Stunden her, seit er an seiner Purpfeife gezogen hatte. Er sagte: »Ich bin nicht stoned. Ich war seit Jahren nicht mehr stoned.«

»Na klar. Kommen Sie doch lieber rein, Constable.«

Theo stand da und versuchte, den Eindruck abzuschütteln, dass ihn der Schreck, den ihm dieser Typ mit seiner Fledermaus auf dem Kopf eingejagt hatte, fünf Jahre seines Lebens kosten würde. Er folgte Tucker Case in Lenas Küche, wo ihm der Pilot einen Stuhl am Tisch anbot.

»Also, Constable, was kann ich für Sie tun?«

Theo war nicht sicher. Er hatte mit Lena sprechen wollen, oder zumindest mit beiden gemeinsam. »Tja, wie Sie vielleicht wissen, haben wir den Wagen von Lenas Exmann oben in Big Sur gefunden.«

»Sicher, ich habe ihn gesehen.«

»Sie haben ihn gesehen?«

»Vom Hubschrauber aus. Tucker Case, Vertragspilot bei der Drogenfahndung, schon vergessen? Sie können mich überprüfen lassen, wenn Sie wollen. Jedenfalls fliegen wir in der Gegend Patrouille.«

»Ach ja?« Die Fledermaus starrte Theo an, und Theo hatte Probleme, seinen eigenen Gedanken zu folgen. Die Fledermaus trug eine winzige Sonnenbrille. Eine Ray Ban, wie Theo am Markenzeichen in der Ecke eines der Gläser sah. »Entschuldigen Sie, Mr. – äh – Case, könnten Sie vielleicht die Fledermaus von Ihrem Kopf nehmen? Sie lenkt mich ab.«

»Er.«

»Bitte?«

»Sie ist ein Er. Roberto. Er scheut das Licht.«

»Bitte?«

»Haben Freunde von mir immer gesagt. 'Tschuldigung.«

Tucker Case wickelte die Fledermaus von seinem Kopf und setzte sie auf den Boden, wo sie – wie eine Spinne – auf ihren Flügelspitzen ins Wohnzimmer huschte.

»Meine Güte, ist das gruselig«, sagte Theo.

»Yeah. Na ja, Sie wissen schon: Kinder. Was soll man machen?« Tuck setzte ein makellooses Grinsen auf. »Also, den Wagen von diesem Mann haben Sie gefunden? Ihn aber nicht, oder?«

»Nein. Es sollte so aussehen, als hätte ihn das Meer mit sich gerissen, als er beim Angeln auf den Felsen saß.«

»Sollte so aussehen? Sie vermuten also eine Manipulation?«

Tuck zuckte mit den Augenbrauen.

Theo fand, dass der Pilot die Sache etwas ernster nehmen sollte. Es wurde Zeit, die Bombe platzen zu lassen. »Ja. Erstens ist er am Dienstagabend nach der Weihnachtsfeier in der Karibu Lodge nicht nach Hause gekommen, nachdem er den lustigen Weihnachtsmann gespielt hatte. Kein Mensch geht mitten in der Nacht verkleidet zum Brandungsangeln. Wir haben die rote Mütze gefunden und an der Kopfstütze Haare von einem mikronesischen Flughund.«

»Na, wenn das kein Zufall ist! Junge, da muss man ja wohl misstrauisch werden, was?« Tucker Case stand auf und trat an den Küchentresen. »Kaffee? Ich hab gerade welchen gemacht.«

Auch Theo stand auf, weil er nicht wollte, dass ihm der Verdächtige entwischte, oder vielleicht auch, um ihm zu zeigen, dass er größer war, denn das schien ihm der einzige Vorteil zu sein, den er dem Piloten gegenüber hatte.

»Ja, das ist verdächtig. Und am Dienstagabend habe ich mich mit einem kleinen Jungen unterhalten, der sagte, er hätte gesehen, wie eine Frau den Weihnachtsmann mit einer Schaufel getötet hat. Anfangs habe ich mir nichts dabei gedacht, aber jetzt denke ich, der Kleine könnte tatsächlich etwas gesehen haben.«

Tucker Case war damit beschäftigt, Tassen aus dem Schrank zu holen. »Sie haben dem Jungen doch aber gesagt, dass es den Weihnachtsmann gar nicht gibt, oder?«

»Nein, hab ich nicht.«

Da drehte sich Tucker um, mit der Kaffeekanne in der Hand, und musterte Theo. »Aber Sie wissen *schon*, dass es den Weihnachtsmann nicht wirklich gibt, oder, Constable?«

»Das ist nicht lustig«, sagte Theo. Er hasste es – hasste es, den BULLEN raushängen zu lassen. Viel lieber wäre er selbst ein Klugscheißer gewesen, der Autoritäten die Stirn bot.

»Milch?«

Theo seufzte. »Und Zucker, bitte.«

Tuck hatte den Kaffee fertig, brachte die Tassen an den Tisch und setzte sich.

»Hören Sie ... ich sehe, worauf Sie hinauswollen, Theo. Darf ich Sie Theo nennen?«

Theo nickte.

»Danke. Jedenfalls war Lena den ganzen Dienstagabend mit mir zusammen ... und die ganze Nacht.«

»Wirklich? Ich habe Lena am Montag getroffen. Von Ihnen hat sie nichts gesagt. Woher kennen Sie sie?«

»Vom *Thrifty-Mart*. Sie war bei den Weihnachtsmännern von der Heilsarmee. Ich fand sie attraktiv, also habe ich sie gefragt, ob sie mit mir ausgehen will. Da hat es gefunkt.«

»Funkt es öfter zwischen Ihnen und Weihnachtsmännern von der Heilsarmee?«

»Lena hat erzählt, Sie seien mit einer *Scream Queen* namens Kendra verheiratet – *Warrior Babe of the Outland*.«

Fast hätte Theo seinen Kaffee durch die Nase geschnaubt.

»Diese Rolle hat sie früher mal gespielt.«

»Ja. Lena sagt, manchmal scheint ihr das nicht ganz klar zu sein. Ich will damit nur sagen: Wo die Liebe hinfällt ...«

Theo nickte. Ja, das stimmte wohl. Bevor er in einen wehmütigen Gemütszustand abdriftete, rief sich Theo in Erinnerung, dass dieser Typ beiläufig die Frau beleidigte, die er liebte. »Hey«, sagte Theo.

»Schon okay. Was spiel ich mich hier auf? Ich habe eine Inselschönheit geheiratet, die noch nie im Leben eine überdachte Toilette gesehen hatte, bis ich sie mit in die Staaten brachte. Hat nicht funktioniert ...«

»Flughundhaare im Truck«, unterbrach ihn Theo.

»Ja, ich wusste, Sie würden noch mal darauf zurückkommen. Tja, wer weiß? Roberto ist hin und wieder allein unterwegs. Vielleicht hat er diesen Dale kennen gelernt. Vielleicht hat es zwischen ihnen gefunkt. Sie wissen ja: wo die Liebe hinfällt ... Allerdings habe ich da so meine Zweifel. Nach allem, was ich höre, war dieser Dale ein echt unangenehmer Zeitgenosse.«

»Wollen Sie andeuten, Ihre Fledermaus könnte etwas mit Dale Pearsons Verschwinden zu tun haben?«

»Nein, Sie Landei! Ich sage nur, dass meine Fledermaus etwas mit Fledermaushaaren zu tun haben könnte, von denen das Tier – wie selbst Sie mit Ihrer Sherlock-Holmes-gleichen Beobachtungsgabe festgestellt haben dürften – vollständig bedeckt ist.«

»Ich kann nicht glauben, dass Sie Cop sind«, sagte Theo und wurde ernstlich böse.

»Ich bin kein Cop. Ich fliege nur den Hubschrauber für die Drogenfahndung. Man engagiert mich nach Bedarf, und demnächst steht die Ernte in Big Sur und Umgebung bevor, und da bin ich also, fliege herum und suche im Wald nach dunkelgrünen Flecken, während die Agenten sie sich durchs Infrarot ansehen und alles mit dem GPS festhalten, damit sie Haftbefehle ausstellen können. Und – Mann – die bezahlen vielleicht gut! ›Vive la Krieg gegen Drogen!‹, sage ich. Aber ... nein, ich bin kein Cop.«

»Hab ich mir gedacht.«

»Das Komische ist, dass ich gelernt habe, das richtige Grün vom Himmel aus zu erkennen, und normalerweise bestätigt das Infrarot meinen Verdacht. Heute Morgen habe ich einen ganzen Acker voller Marihuanapflanzen nördlich der Beer-Bar-Ranch gesichtet. Wissen Sie, wo das ist?«

Theo hatte einen Kloß im Hals, so groß wie eine von Gabes toten Ratten. »Ja.«

»Mann, das ist eine Menge Gras, selbst für kommerzielle Pflanze. Kein Kavaliersdelikt mehr. Ich hab den Hubschrauber

gewendet, bin abgedreht, ohne den Agenten darauf hinzuweisen, und wegen der Witterung mussten wir dann umkehren. Sie wissen, dass ein Sturm aufkommt? Heute Nachmittag bin ich mit Roberto hingefahren, um sicherzugehen. Ich schätze, den Agenten kann ich auch morgen noch Bescheid geben.« Tucker Case stellte seinen Kaffee ab, stützte sich auf die Ellbogen und neigte den Kopf wie ein süßes Kind aus einer Cornflakes-Werbung kurz vor dem Zucker-Schock.

»Sie sind ein ausgesprochen unsympathischer Mann, Mr. Case.«

»Oh, mein Gott, Sie hätten mich mal sehen sollen, bevor ich meine Erscheinung hatte. Früher war ich ein echtes Arschloch. Im Grunde bin ich jetzt wirklich charmant. Übrigens habe ich Ihre Frau gesehen, als sie hinter Ihrem Haus trainiert hat – sehr hübsch. Das ganze Schwert-Ding ist mir ein bisschen unheimlich, aber ansonsten sehr hübsch.«

Theo kam auf die Beine, fühlte sich etwas benommen, als er stand, so als hätte man ihm eine Sandsocke an den Kopf geballert. »Ich sollte lieber gehen.«

Tucker Case legte eine Hand auf Theos Schulter, als er ihn zur Tür begleitete. »Wahrscheinlich werden Sie es nicht glauben, Theo, aber unter anderen Umständen wären wir bestimmt Freunde geworden. Und eines müssen Sie verstehen: Ich wünsche mir wirklich, dass es mit Lena klappt. Es ist, als wären wir uns genau im richtigen Augenblick begegnet, in exakt der richtigen Sekunde, als ich meine Scheidung überwunden hatte und bereit war, mich wieder zu verlieben. Und es ist so nett, wenn man jemanden hat, den man unterm Weihnachtsbaum vögeln kann, finden Sie nicht auch? Sie ist eine tolle Frau.«

»Ich mag Lena«, sagte Theo. »Aber *Sie* sind ein Psychopath.«

»Meinen Sie?«, erwiderte Tucker. »Ich versuche wirklich nur zu helfen.«

## 10

### *Liebe im Rinnstein*

»Du hast was?«, fragte Lena und fügte hinzu: »Und nimm diese Fledermaus von deinem Kopf. Es ist wirklich irritierend, wenn mich deine Mütze dauernd so ansieht.«

»Wie so?«

»Lenk nicht vom Thema ab. Du hast Theo Crowe erpresst?«

Sie lief in ihrer Küche auf und ab. Tuck saß am Tresen, trug ein goldenes Hemd, das zu der Fledermaus auf seinem Kopf passte und dabei das Wasserblau seiner Augen hervorhob. Wenigstens trug die Fledermaus im Moment keine Sonnenbrille.

»Eigentlich nicht. Es war nur so eine Andeutung. Er hat rausgefunden, dass ich im Wagen von deinem Exmann war. Er wusste Bescheid. Jetzt wird er die ganze Sache einfach vergessen.«

»Vielleicht auch nicht. Vielleicht besitzt er noch so etwas wie Integrität, im Gegensatz zu anderen Leuten.«

»Hey, hey, hey. Zeigen wir lieber nicht mit nacktem Finger auf angezogene Leute. Meine Ex lebt auf den Cayman Islands und erfreut sich an dem Geld, das ich rechtmäßig einem Arzt geklaut habe, der Organe geschmuggelt hat, wohingegen dein Ex, wie ich dir vielleicht in Erinnerung rufen sollte ...«

»Dales Tod war ein Unfall. Alles, was seitdem passiert ist, der ganze Wahnsinn, war dein Werk. Du kommst zum denkbar schlechtesten Zeitpunkt in mein Leben, als hättest du das alles von vornherein geplant, und inzwischen ist die Lage vollends außer Kontrolle geraten. Mittlerweile erpresst du meine Freunde. Tucker, bist du irre?«

»Klar.«

»Klar? Einfach so? *Klar* – du bist irre?«

»Klar, alle sind irre. Wenn du glaubst, jemand ist bei Sinnen, weißt du einfach nicht genug über ihn. Der Schlüssel – und das ist in unserem Fall ausgesprochen relevant – liegt darin, jemanden zu finden, dessen Irrsinn mit deinem eigenen zusammenpasst. Wie bei uns.« Er ließ etwas aufblitzen, von dem Lena vermutete, dass es ein bezauberndes Lächeln sein sollte, das jedoch etwas aus dem Ruder lief, als er versuchte, eine von Robertos Flügelkrallen aus seinen Haaren zu streichen.

Lena wandte sich ab und lehnte sich gegen den Geschirrspüler, in der Hoffnung, sich für etwas wappnen zu können, was nun zu tun war. Leider hatte Tuck gerade eine Ladung Teller durchlaufen lassen, und der Dampf aus der Lüftung drang durch ihren dünnen Rock, so dass ihr viel zu feucht zumute war, um rechtschaffen entrüstet zu sein. Entschlossen fuhr sie herum und ließ sich den Rücken vom Geschirrspüler voll dampfen, als sie ihre Erklärung abgab.

»Hör zu, Tucker, du bist ein sehr attraktiver Mann ...« Sie holte tief Luft, legte eine Pause ein.

»Das gibt's doch nicht. Du willst mit mir Schluss machen?«

»Und ich mag dich wirklich, trotz der ganzen Situation ...«

»Ja, genau. Du willst nichts mit einem attraktiven Mann zu schaffen haben, den du magst, Gott bewahre ...«

»Könntest du vielleicht den Mund halten?«

Der Flughund bellte.

»Du auch, Pelzgesicht! Hör zu! Zu einer anderen Zeit, an einem anderen Ort vielleicht. Aber du bist zu ... ich bin zu ... du nimmst einfach alles zu schnell hin. Ich brauche ...«

»Deine Ängste?«

»Würdest du mich bitte ausreden lassen?«

»Klar, mach nur.« Er nickte. Die Fledermaus, die inzwischen auf seiner Schulter saß, nickte ebenfalls. Lena musste sich abwenden.

»Und deine Fledermaus macht mich wahnsinnig.«

»Na, du hättest mal sehen sollen, wie er drauf war, als er noch geredet hat.«

»Raus, Tucker! Ich will dich nicht in meinem Leben haben. Es ist einfach alles zu viel ... *du* bist einfach zu viel.«

»Aber unser Sex war toll, er war ...«

»Ich kann verstehen, wenn du zur Polizei gehen möchtest – vielleicht gehe ich sogar selbst –, aber das hier ist einfach nicht richtig.«

Tucker Case ließ den Kopf hängen. Roberto, der Flughund, ließ den Kopf hängen. Tucker Case sah den Flughund an, der wiederum Lena ansah, als wollte er sagen: *Na, ich hoffe, du bist glücklich, dass du ihm das Herz gebrochen hast.*

»Ich hol meine Sachen«, sagte Tuck.

Lena weinte, und sie wollte nicht weinen, aber sie tat es. Sie sah, wie Tuck seine Sachen überall im Haus zusammensuchte und in eine Schultertasche stopfte, wobei sie sich fragte, wie er es geschafft hatte, in nur zwei Tagen so viel Zeug in ihrem Haus zu verteilen. Männer ... immer mussten sie ihr Revier markieren.

An der Tür blieb er stehen und blickte zurück. »Ich werde nicht zur Polizei gehen. Ich werde einfach nur gehen.«

Lena rieb an ihrer Stirn herum, als hätte sie Kopfschmerzen, aber eigentlich wollte sie nur ihre Tränen verbergen. »Okay, dann ...«

»Dann geh ich also ...«

»Auf Wiedersehen, Tucker.«

»Du wirst niemanden haben, der es dir unterm Weihnachtsbaum besorgt ...«

Lena blickte auf. »Mein Gott, Tuck!«

»Okay, ich geh schon.« Und das tat er.

Lena Marquez ging ins Schlafzimmer, um Molly anzurufen. Vielleicht brachte es eine gewisse Normalität in ihr Leben, wenn sie einer Freundin am Telefon die Ohren voll heulte.

Gourmet Boudoir? Renault Primeur? Oder Chateau Primitive? Sam Applebaums Mom suchte einen »hübschen«, preiswerten Cabernet, und Sam durfte sich etwas Süßes aus dem Regal bei *Brine's Bait, Tackle and Fine Wines* nehmen. Natürlich hielt sich der Chateau am längsten, aber er war etwas profan, leicht apfelig im Abgang, während der Gourmet einen eher fruchtigen Charakter und eine freche, leise Kopfnote nach Algen zu bieten hatte. Der Renault Primeur wiederum besaß eine volle Blume und war am Anfang etwas scharf, doch die durchschimmernde Gefälligkeit verriet seine eher bourgeoise Herkunft.

Sam lernte Weinworte. Er war sieben und machte sich einen Spaß daraus, Erwachsene mit seinem Weinwortvokabular zu nerven. Gerade war Chanukka gewesen, das Tempelweihfest, und in der letzten Woche hatte es zu Hause bei Sam einige Abendgesellschaften gegeben, bei denen viel über Wein geredet wurde. Sam hatte die versammelte Verwandtschaft auf die Palme gebracht, indem er nach dem Segen erklärte, der *Manischewitz Blackberry* (der einzige Wein, den er kosten durfte) sei ein »tanninhaltiger, leicht mösiger Roter, wenn auch nicht ohne einen gewissen, butterweichen Charme«. (Danach beendete er das Abendessen auf seinem Zimmer – aber das Zeug war tanninhaltig. Philister.)

»Gehörst du zu den Auserwählten?«, sagte eine Stimme von rechts oben. »Ich habe die Kanaaniter vernichtet, um deinem Volk eine Heimat zu geben.«

Er blickte auf und sah einen Mann mit langem blonden Haar in langem schwarzen Mantel. Ein Schock durchzuckte Sam, als hätte er eben an einer Batterie geleckt. Das war der Typ, der seinem Freund Josh einen solchen Schrecken eingejagt hatte. Er

drehte sich um und sah, dass seine Mom hinten im Laden war, bei Mr. Masterson, dem Besitzer.

»Ob ich das da mit dem hier kriege?«, fragte der Mann. Er hielt drei Schokoladenriegel in der einen Hand und eine kleine Silbermünze in der anderen. Die Münze sah sehr alt aus.

»Das ist ausländisches Geld. Ich glaube nicht, dass sie es nehmen.«

Der Mann nickte nachdenklich und sah sehr traurig aus, als er das hörte.

»Aber *Nestlé Crunch* ist eine gute Wahl«, sagte Sam in dem Versuch, Zeit zu schinden und zu verhindern, dass der Typ über ihn herfiel. »Ein wenig schlicht, aber ein Unterbau aus Amber und Walnuss verleiht ihm eine tiefe Seele.«

Sam sah sich erneut nach seiner Mutter um. Sie unterhielt sich nach wie vor mit Mr. Masterson, flirtete dabei – Sam könnte klein gehackt und in Gefrierbeutel verpackt werden, und sie würde es nicht mal merken. Vielleicht konnte er den Typen dazu bewegen, dass er verschwand.

»Sehen Sie, die beiden gucken nicht her! Stecken Sie es doch einfach ein.«

»Ich kann nicht«, sagte der blonde Mann.

»Wieso nicht?«

»Weil mir keiner gesagt hat, dass ich es tun soll.«

Oh nein. Dieser Typ sah aus wie ein Erwachsener und hatte den Verstand eines Kleinkinds. Wie dieser Typ in *Sling Blade* – oder der Präsident.

»Dann sage *ich* es Ihnen, okay?«, sagte Sam. »Machen Sie schon! Nehmen Sie! Aber dann gehen Sie lieber. Angeblich soll es Regen geben.« Sam konnte sich nicht erinnern, jemals mit einem Erwachsenen so gesprochen zu haben.

Der blonde Mann betrachtete erst seine Schokoladenriegel und dann Sam. »Danke schön. Friede auf Erden und den Menschen

ein Wohlgefallen. Frohe Weihnachten.«

»Ich bin Jude, schon vergessen? Wir feiern Weihnachten nicht. Wir feiern Chanukka, das Wunder des Lichts.«

»Oh, das war kein Wunder.«

»Klar war es das.«

»Nein, ich weiß es noch genau. Irgendwer hat sich reingeschlichen und das Öl in der Lampe nachgefüllt. Aber für morgen verspreche ich dir ein Weihnachtswunder. Ich muss los.« Mit diesen Worten wich der blonde Mann zurück, drückte die Schokoladenriegel an seine Brust. »Schalom, Kleiner.«

Und einen Augenblick später war er verschwunden.

»Toll!«, sagte Sam. »Ganz toll. Jetzt kommt er mir auch noch damit!«

Kendra – *Warrior Babe of the Outland*, Meisterkriegerin der Bratfettarena, Bezwingerin von Monstern, Schrecken der Mutanten, Geißel der Sandpiraten, eingeschworene Hüterin der Wiederkäuferhirten von Lan und intramuraler Blutchampion der Termitenmenschen (Bauten Nummer sieben bis zwölf inklusive) – mochte Käse. So kam es, dass sie am 23. Dezember, während die Pasta feucht im Sieb klebte, ihren muskulösen Arm zum Himmel hob und sämtliche Furien rief, auf dass sie auf ihre höhere Macht – Nigoth, den Wurm-gott – herniederfahren sollten, weil er zugelassen hatte, dass sie den Mozzarella an der Kasse vom *Thrifty-Mart* liegen gelassen hatte. Doch die Götter kümmern sich um das Schicksal einer Lasagne nicht, und somit brach auch kein Feuer der Vergeltung aus dem Himmel hervor (oder zumindest konnte sie es von ihrem Küchenfenster aus nicht sehen), um den lausigen Gott einzuäschern, der es wagte, sie in ihrer käsigsten Not im Stich zu lassen. Es passierte rein gar nichts.

»Verflucht sollst du sein, Nigoth! Wäre meine Klinge nicht zerbrochen, würde ich dich bis ans Ende des Outlands verfolgen und dir deine tausend Stielaugen abhacken, damit ich sicher sein kann, dass ich auch das eine treffe, das dir am liebsten ist. Dann

verfüttere ich alle roh an den widerlichsten ...«

Da klingelte das Telefon.

»Hallooo«, flötete Molly liebebreizend.

»Molly?«, sagte Lena. »Du klingst so außer Atem. Alles okay bei dir?«

»*Schnell, lass dir was einfallen*«, sagte der Erzähler. »*Verrate ihr nicht, was du gemacht hast.*«

Seit zwei Tagen war der Erzähler fast ununterbrochen bei Molly gewesen, meist eine Plage, abgesehen davon, dass er sich zumindest noch erinnern konnte, wie viel Oregano und Thymian in die rote Soße mussten. Dennoch war ihr klar, dass er ein Zeichen war, dass sie ihre Medikation sobald wie möglich wieder aufnehmen sollte.

»Oh, ja, mir geht's gut, Lena. Bin beim Biberbürsten. Du weißt schon: grauer Nachmittag, Sturm kommt auf, Theo ist ein Mutant – ich dachte, ich heitere mich ein bisschen auf.«

Es folgte langes Schweigen in der Leitung, und Molly fragte sich, ob sie überzeugend geklungen hatte.

»*Absolut überzeugend*«, sagte der Erzähler. »*Wenn ich nicht hier wäre, könnte ich schwören, dass du noch immer dabei bist.*«

»Du bist nicht hier!«, sagte Molly.

»Bitte?«, sagte Lena. »Molly, ich kann es auch später noch mal versuchen, wenn es gerade nicht passt.«

»Oh, nein, nein, nein. Schon okay. Ich mach nur gerade Lasagne.«

»Ich hab noch nie gehört, dass man es so nennt.«

»Für die Party.«

»Oh, klar. Wie läuft's denn?«

»Ich hab den Mozzarella vergessen. Hab ihn bezahlt und dann an der Kasse liegen lassen.« Sie warf einen Blick auf die drei

Packungen Ricotta, die höhnisch auf dem Tresen lagen. Frischkäse konnte dermaßen selbstgefällig sein.

»Ich hol ihn und bring ihn dir.«

»Nein!« Adrenalin durchzuckte Molly bei dem Gedanken an eine endlose Freundinnen-Sitzung mit Lena. Langsam wurde die Grenze zwischen Pine Cove und dem Outland schwammig. »Ich meine ... ist schon okay. Ich komm zurecht. Ich mag Käse ... Käse kaufen!«

Molly hörte ein Schniefen am anderen Ende der Leitung.

»Mol, ich muss dir dringend mit dieser gottverdammten Lasagne helfen, okay? Wirklich.«

»Also, die klingt genauso durchgeknallt wie du«, sagte der Erzähler. Molly winkte ab, um ihn zum Schweigen zu bringen – er legte einen Finger an die Lippen und mimte überdeutlich schschscht. »Die ist doch ein Krisenjunkie, wie er im Buche steht.«

»Ich muss mit jemandem reden«, sagte Lena schniefend.

»Ich habe mich von Tucker getrennt.«

»Oh, das tut mir aber Leid, Lena. Wer ist Tucker?«

»Der Pilot, mit dem ich zusammen war.«

»Der Typ mit der Fledermaus? Du hast ihn doch gerade erst kennen gelernt. Nimm ein Bad. Kauf dir ein Eis. Du kanntest ihn zwei Tage, oder?«

»Wir hatten viel gemeinsam.«

»Sei ein Kerl, Lena. Du hast ihn gefickt und rausgekickt. Es ist ja nicht gerade so, als hätte er dir deine Baupläne für einen Kernreaktor geklaut. Du wirst es schon schaffen.«

»Molly! Es ist Weihnachten. Du solltest mir eine Freundin sein!«

Molly nickte ins Telefon, dann merkte sie, dass Lena sie nicht sehen konnte. Es stimmte schon, so benahm sich keine gute

Freundin. Als eingeschworene Hüterin der Wiederkäuerhirten von Lan und Mitglied der Schauspielergilde war es ihre Pflicht, so zu tun, als interessiere sie sich für die Probleme ihrer Freundin.

»Hol den Käse«, sagte sie. »Wir warten hier.«

»Wir?«

»Ich. Hol den Käse, Lena.«

Theo Crowe traf in dem Moment im *Brine's Bait, Tackle and Fine Wines* ein, als alles vorbei war. Robert Masterson, der Ladenbesitzer, hatte ihn sofort angerufen, als er sah, wie der geheimnisvolle Blonde mit Sam Applebaum sprach, und Theo war schnell rübergefahren, nur um festzustellen, dass es nichts mehr festzustellen gab. Der blonde Mann hatte Sam weder etwas getan noch hatte er ihn bedroht, und der Junge schien unversehrt, abgesehen davon, dass er ständig davon schwafelte, er wolle konvertieren und Rastafari werden wie sein Vetter Preston, der auf Maui lebte. Mitten im Gespräch wurde Theo bewusst, dass er nicht der Richtige war, wenn es darum ging, Gründe aufzuzählen, wieso man sein Leben nicht wie Sams Vetter Preston mit Dope rauchen und Surfen vergeuden sollte, weil er: (A) nie surfen gelernt hatte, und (B) nicht den leisesten Schimmer hatte, wie Rastafarianismus funktionierte, und schließlich (C) das Argument zum Einsatz würde bringen müssen: *Und sieh dir an, was für ein kompletter Versager aus mir geworden ist – das willst du doch nicht, oder, Sam?* Als er ging, fühlte er sich noch nutzloser als nach der verbalen Ohrfeige, die ihm der Pilot in Lena Marquez' Haus verpasst hatte.

Als Theo mittags seine Auffahrt nahm, in der Hoffnung, die Lage mit Molly entspannen zu können und sich etwas Mitleid und ein Sandwich abzuholen, sah er Lenas Wagen vor der Hütte stehen, und ihn verließ der Mut. Er überlegte, ob er rüber zu seinem Graspark schlurfen und sich eine von den klebrigen Blüten anzünden sollte, bevor er ins Haus ging, aber das klang

verdammt danach, als wäre er süchtig, und er war doch nur ganz leicht von der Bahn abgekommen, kein Fall für den Entzug. Dennoch trat er etwas kleinlaut ein, wusste nicht, wie er mit Lena umgehen sollte, die möglicherweise eine Mörderin war, von Molly mal ganz abgesehen.

»Verräter!«, sagte Molly über eine Auflaufform voller Pasta hinweg, die sie abwechselnd mit Soße, Fleisch und Käse schichtete. Ihre Hände und Arme waren rot verschmiert, bis zu den Ellbogen. Sie sah aus wie nach einem besonders schweren chirurgischen Eingriff. Die Hintertür der Küche knallte, als er eintrat.

»Wo ist Lena?«, fragte Theo.

»Hinten raus. Wieso? Hast du Angst, dass sie dein kleines Geheimnis verrät?«

Theo zuckte mit den Schultern und trat an seine Frau heran, breitete die Arme mit einer »Hör doch auf«-Geste aus. Wieso kamen ihm ihre Zähne eigentlich so spitz vor, wenn sie wütend war? Das war ihm noch nie aufgefallen. »Mol, ich hab's doch nur getan, damit ich dir was zu Weihnachten kaufen konnte – ich wollte wirklich nicht ...«

»Ach, das ist mir doch egal – du ermittelst gegen Lena. *Meine Freundin* Lena. Du warst bei ihr zu Hause, als wäre sie kriminell oder so was. Es liegt an der Strahlung, nicht?«

»Ich habe Beweise, Molly. Und es liegt nicht am Kiffen. Ich habe Flughundhaare in Dales Truck gefunden, und ihr Freund besitzt einen Flughund. Und der kleine Barker-Junge hat gesagt ...« Theo hörte, wie draußen ein Wagen angelassen wurde.

»Ich sollte mit ihr reden.«

»Lena könnte niemandem was zuleide tun. Himmelarsch, sie hat mir den Käse für das Weihnachtsfest gebracht. Sie ist Pazifistin.«

»Das weiß ich, Molly. Ich sage ja auch nicht, dass sie jeman-

dem was angetan hat, aber ich muss rausfinden ...«

»Außerdem muss man manche Wichser einfach killen!«

»Hat sie dir erzählt ...«

»Ich glaube, das Dope bringt dein Mutanten-Ich an die Oberfläche.« Sie hielt ein Nudelblatt in der Hand und schwenkte es vor seiner Nase herum. Irgendwie sah es aus, als schüttelte sie ein Lebewesen, aber schließlich war er auch noch etwas neben der Spur.

»Molly, was erzählst du da von meinem ›Mutanten-Ich‹? Nimmst du auch deine Medikamente?«

»Wag es ja nicht, mich verrückt zu nennen! Das ist noch schlimmer, als wenn du mich fragen würdest, ob ich meine Tage habe, was im Übrigen nicht der Fall ist. Ich kann nicht fassen, dass du mir unterschiebst, ich sollte Medikamente nehmen. Mutantenarsch!« Sie warf das Nudelteil nach ihm, und er duckte sich.

»Du musst deine Medikamente nehmen, verrücktes Huhn!«

Theo kam mit Gewalt nicht gut zurecht, nicht mal in Form matschiger Pasta, aber nach diesem anfänglichen Ausbruch verlor er augenblicklich den Willen zum Streit. »Es tut mir Leid, ich weiß gar nicht, wie ich darauf gekommen bin. Lass uns doch ...«

»Super!«, sagte Molly. Sie trocknete ihre Hände an einem Geschirrhandtuch ab, dann warf sie es nach ihm. Als er auswich, war ihm, als bewege er sich in Bullet Time in der Matrix, aber in Wahrheit war er nur ein langer Kerl und noch immer breit, und das Handtuch hätte ihn sowieso verfehlt. Molly stampfte durch das kleine Haus in ihr Schlafzimmer und ließ sich auf der anderen Seite des Betts auf den Boden fallen.

»Alles okay, Molly?«

Sie kam wieder hoch und hielt ein Paket von der Größe eines Schuhkartons in der Hand, in Weihnachtspapier, mit ein paar

Wollmäusen daran. Sie hielt es ihm hin. »Hier. Nimm es und geh. Ich will dich nicht mehr sehen, Verräter. Geh.«

Theo war sprachlos. Wollte sie ihn verlassen? Sollte er sie verlassen? Wie konnte das alles so schnell derart schief laufen?

»Ich will aber nicht gehen. Ich hab einen echt schlechten Tag, Molly. Ich bin nach Hause gekommen, weil ich mir etwas Mitgefühl erhofft hatte.«

»Ja? Okay. Kannst du haben. Ooh, armer, bekiffter Theo, es tut mir ja so Leid, dass du am Tag vor Heiligabend gegen meine beste Freundin ermitteln musst, wo du doch draußen in deinem illegalen Drogengarten spielen könntest, der aussieht wie das Dschungelplateau der Gibbonmenschen.«

Was redete sie da nur? »Dann geht es also *doch* um die Grasbeete?«

»Mach auf«, sagte sie.

Dann sagte sie kein Wort mehr. Sie stemmte eine Faust in ihre Hüfte und fixierte ihn mit diesem »Ich werde dir so was von in den Arsch treten oder dich bewusstlos vögeln«-Blick, der ihn erregte und gleichzeitig einschüchterte, da er nicht immer sicher sein konnte, welchen Weg sie einschlug, nur dass sie sich Befriedigung verschaffen würde, so oder so ... und er am nächsten Tag deswegen wund sein würde. Es war ein *Warrior-Babe*-Blick, und da wurde ihm vollends bewusst, dass sie einen Schub hatte. Wahrscheinlich hatte sie ihre Medikamente tatsächlich abgesetzt.

Er wich ein paar Schritte zurück und riss das Papier vom Paket. Darunter befand sich eine weiße Schachtel mit dem silbernen Siegel eines besonders exklusiven Glasbläfers aus der Gegend und darin – in blaues Tuch gewickelt – das schönste Bong, das er je gesehen hatte. Es sah aus wie Jugendstil, nur aus modernen Materialien gefertigt, blau-grünes, dichromatisches Glas, von silbernen Zweigen durchzogen, die aussahen, als spazierte man durch einen Wald, wenn man es drehte. Kugel und

Hals lagen perfekt in der Hand und schienen aus echtem Silber gefertigt, mit dem gleichen Zweigdesign, das einen direkt anzuspringen schien. Das konnte nur für ihn gemacht worden sein, seinem Geschmack entsprechend angefertigt. Er war vollkommen aufgewühlt und blinzelte gegen seine Tränen an.

»Es ist wunderschön.«

»Mh-hm«, sagte Molly. »Damit du siehst, dass ich mich nicht an deinem Garten störe. Nur an dir.«

»Molly, ich will doch nur mit Lena sprechen. Ihr Freund hat gedroht, mich zu erpressen. Ich pflanz doch nur ...«

»Nimm es und geh«, sagte Molly.

»Süße, du solltest Dr. Val anrufen und fragen, ob sie vielleicht Zeit für dich ...«

»Hau endlich ab! Du wirst mir nicht erzählen, wann ich mit einer Therapeutin sprechen soll! Raus!«

Es hatte keinen Sinn. Jedenfalls jetzt nicht. Ihre Stimme war nur noch dieses *Warrior-Babe*-Kreischen – er kannte es von den paar Malen, als er sie ins Krankenhaus gebracht hatte, noch bevor sie ein Paar geworden waren. Als sie nur die dorfeigene Irre gewesen war. Sie würde ausrasten, wenn er sie weiter bedrängte. »Gut. Ich gehe. Aber ich ruf dich an, okay?«

Sie sah ihn nur mit diesem Blick an.

»Es ist Weihnachten ...« Ein letzter Versuch vielleicht.

Der Blick.

»Gut. Dein Geschenk liegt ganz hinten im Schrank, im obersten Fach. Fröhliche Weihnachten.«

Er nahm Socken und Unterhosen aus der Schublade, schnappte sich ein paar Hemden aus dem Schrank und ging zur Haustür hinaus. Sie knallte die Tür so fest hinter ihm zu, dass eine der Scheiben zerbrach. Die klirrenden Splitter auf dem Gehweg klangen, als würden sie sein ganzes Leben auf den Punkt bringen.

## 11

### *Eine Schleimspur guter Laune*

Er sah aus wie poliertes Mahagoni, aber wenn er sich bewegte, schien es, als sei er flüssig. Grün und rot schimmerte das Bühnenlicht auf seinem kahlen Schädel, wenn er auf dem Hocker wankte und die Saiten seiner blonden Stratocaster mit dem abgeschlagenen Hals einer Bierflasche quälte. Er hieß Catfish Jefferson und war siebzig oder achtzig oder hundert Jahre alt, und ähnlich wie Roberto trug er seine Sonnenbrille auch im Haus. Catfish war ein Bluesman, und am Abend vor dem Weihnachtsfest sang er im *Head-of-the-Slug-Saloon* einen trostlosen Twelve-Bar-Blues-Nebel herbei.

*Caught my baby boning Santa,  
Underneath the mistletoe (Lawd have mercy).  
Caught my baby boning Santa,  
Underneath the mistletoe.  
Used to be my Christmas angel  
Now she's just a Christmas ho.*

»Aber hallo!«, rief Gabe Fenton. »Ganz genau, Mann, ganz genau. Du weißt gar nicht, wie Recht du hast, Bruder.«

Theophilus Crowe sah seinen Freund an, einen aus der Reihe bedrückter, unglücklicher Männer am Tresen, die sich mehr oder weniger im Rhythmus der Musik wiegten, und schüttelte den Kopf. »Könnte irgendjemand weißer sein als du?«, fragte Theo.

»Ich hab den Blues«, sagte Gabe. »Sie hat mir das Herz aus dem Leib gerissen.«

Gabe hatte getrunken. Theo – wenn er auch keineswegs nüchtern war – nicht.

(Er hatte sich mit Catfish zwischen den Sets einen zahnstocherdünnen Joint mit Hammergras aus Big Sur geteilt, draußen auf dem Parkplatz hinter dem *Slug*, und bei Windstärke 9 versucht, seinem Feuerzeug eine Flamme zu entlocken.)

»Hätte gar nicht gedacht, dass ihr Schleimscheißer hier so was wie Wind und Wetter habt«, krächzte Catfish, nachdem er den Rauch so tief eingeatmet hatte, dass die Glut wie das sengende Auge eines Dämons aussah, der ihn aus einer Höhle anstarrte, die aus dunklem Finger und Lippe bestand. (Die Hitze konnte der Hornhaut an seinen Fingerspitzen nichts anhaben.)

»El Niño«, sagte Theo und stieß eine Rauchwolke aus.

»Bitte?«

»Eine warme Meeresströmung im Pazifik. Kommt die Küste rauf, alle zehn Jahre oder so. Macht den Fischern das Leben schwer, bringt sintflutartigen Regen und Stürme. Angeblich sollen wir dieses Jahr wieder einen El Nino kriegen.«

»Wann weiß man das?« Der Bluesman hatte seinen ledernen Fedora aufgesetzt und hielt ihn im Wind fest.

»Normalerweise wenn alles überflutet ist, die Weinreben ruiniert sind und die Häuser am Kliff ins Meer rutschen.«

»Und alles, weil das Wasser zu warm ist?«

»Genau.«

»Kein Wunder, dass euch das ganze Land hasst«, sagte Catfish. »Gehen wir rein, bevor es uns nach Clarksville weht.«

»So schlimm wird es nicht werden«, erwiderte Theo. »Ich glaube, der Sturm legt sich wieder.«

Winterleugnung. Theo tat es, die meisten Kalifornier taten es – da das Wetter meist gut war, gingen sie davon aus, dass es immer gut bleiben würde, und so sah man mitten im strömenden

Regen Leute ohne Regenschirm, und wenn sich die Temperaturen nachts dem Gefrierpunkt näherten, sah man immer noch jemanden in Surfershorts und kurzem Hemd an der Tankstelle stehen. Als nun also der Wetterdienst den Küstenbewohnern riet, Fenster und Türen zu verrammeln, da ihnen der schwerste Sturm des Jahrzehnts bevorstand, und obwohl der Wind den ganzen Tag mit Geschwindigkeiten um die neunzig Stundenkilometer wehte, bevor der Sturm überhaupt die Küste erreichte, setzten die Einwohner von Pine Cove ihre Weihnachtsroutine fort, als könnte ihnen nichts passieren.

Winterleugnung: Sie war der Schlüssel für die »Kalifornische Schadenfreude« – das klammheimliche Vergnügen, das der Rest des Landes angesichts der Unbill Kaliforniens empfand. Das Land sagte: »Seht sie euch an, mit ihrer Fitness und ihrer Sonnenbräune, ihren Stränden und ihren Filmstars, ihrem Silicon Valley, ihren Silikonbrüsten, ihrer orangefarbenen Brücke und ihren Palmen. Mein Gott, wie ich diese selbstgefälligen, braun gebrannten Arschgeigen hasse!« Denn wenn du in Ohio bis zum Bauchnabel im Schnee stehst, wärmt nichts dein Herz so sehr wie der Anblick des brennenden Kaliforniens. Wenn du in der Überschwemmungszone von Fargo Schlick aus deinem Keller schaufelst, rettet nichts deinen Tag so sehr wie eine Villa in Malibu, die am Hang hinab ins Meer stürzt. Und wenn gerade ein Tornado deine Heimatstadt in Oklahoma wahllos mit Wohnwagen und Redneckschrott bombardiert hat, spendet nichts solchen Trost wie der Umstand, dass sich die Erde im San Fernando Valley aufgetan und eine ganze Pendlerkarawane mit ihren Geländewagen verschlungen hat.

Mavis Sand gab sich selbst ein wenig der Kalifornischen Schadenfreude hin, und sie war in Kalifornien geboren und aufgewachsen. Insgeheim wünschte sie sich jedes Jahr Waldbrände und erfreute sich daran. Nicht so sehr, weil sie den Staat gern brennen sah, sondern weil es Mavis' Ansicht nach nichts Schöneres gab, als einem kräftigen Mann im Gummianzug zuzu-

sehen, wie er einen dicken Schlauch handhabte, und während der Brände bekam man davon in den Nachrichten reichlich zu sehen.

»Ein Stück Kuchen?«, sagte Mavis und stellte ein verdächtig aussehendes Etwas auf einem Dessertteller vor Gabe Fenton ab, der – betrunken wie er war – versuchte, Theo Crowe davon zu überzeugen, dass er eine genetische Prädisposition für den Blues besaß, wobei er beeindruckend lange Worte benutzte, die außer ihm niemand verstand, und mit schöner Regelmäßigkeit fragte, ob ihm jemand ein »Amen« oder wenigstens »Five« geben konnte, was – wie sich herausstellte – nicht der Fall war.

Im Angebot war nur ein Stück Obstkuchen.

»Erbarmen! Meine Mom hat genau so einen Obstkuchen gemacht!«, heulte Gabe. »Gott sei ihrer armen Seele gnädig.«

Gabe griff nach dem Teller, doch Theo fing ihn ab und hielt ihn so, dass der Biologe nicht herankam.

»Erstens«, sagte Theo, »war deine Mutter Professorin für Anthropologie und hat in ihrem ganzen Leben nichts gebacken, zweitens lebt sie noch, und drittens bist du Atheist.«

»Gibst du mir ein Amen?!«, entgegnete Gabe.

Mit vorwurfsvoll hochgezogenen Augenbrauen sah Theo Mavis an.

»Ich dachte, wir hätten darüber gesprochen: dieses Jahr kein Obstkuchen!«

Letztes Jahr waren zwei Leute nach dem Genuss von Mavis' Weihnachtstorte in der Ausnüchterungszelle gelandet. Sie hatte versprochen, dass es nicht wieder vorkommen würde.

Mavis zuckte mit den Schultern. »In diesen Kuchen hab ich fast nichts reingetan. Nur einen Liter Rum und höchstens eine Hand voll Vicodin.«

»Wir verzichten lieber«, erwiderte Theo und gab ihr den Teller zurück.

»Meinetwegen«, sagte Mavis. »Aber hol deinen Kumpel von seinem Blues runter. Er ist mir peinlich. Und ich hab in einem Nachtclub mal einem echten *burro* einen geblasen, ohne dass es mir peinlich gewesen wäre, und das will einiges heißen.«

»Meine Güte, Mavis«, sagte Theo und versuchte, die Vorstellung abzuschütteln.

»Was? Ich hatte meine Brille nicht dabei. Ich dachte, es wäre ein stark behaarter Versicherungsvertreter mit extragroßem Talent.«

»Ich bring ihn lieber nach Hause«, sagte Theo und stieß Gabe an, der seine Aufmerksamkeit einer jungen Frau rechts von ihm zugewandt hatte, die einen tief ausgeschnittenen, roten Sweater trug und den ganzen Abend schon von einem Hocker zum nächsten gewandert war, weil sie darauf wartete, dass sich jemand mit ihr unterhielt.

»Hi«, sagte Gabe zum Dekolleté der Frau. »Ich habe keinerlei zwischenmenschliche Erfahrung und besitze auch als Mann keine Qualitäten, mit denen ich das wettmachen könnte.«

»Geht mir genauso«, sagte Tucker Case vom Hocker auf der anderen Seite der Frau im roten Sweater. »Sagen Ihnen die Leute auch ständig, dass Sie ein Psychopath sind? Ich hasse das.«

Unter mehreren Schichten von Arglist und Beredsamkeit war Tucker Case in Wahrheit ziemlich mitgenommen, nachdem Lena Marquez mit ihm Schluss gemacht hatte. Nun war es ja nicht so, als wäre sie in den zwei Tagen, in denen er mit ihr zusammen gewesen war, Teil seines Lebens geworden, aber sie hatte so etwas wie Hoffnung geweckt. Und wie Buddha sagte: »Hoffnung ist nur ein anderes Gesicht des Begehrens. Und Begehren ist echt scheiße.« Er war unter Leute gegangen, auf der Suche nach Gesellschaft, die ihm helfen sollte, seine Enttäuschung zu lindern. Früher hätte er einfach die erstbeste Frau

mitgenommen, die ihm über den Weg lief, aber in seiner Zeit als männliche Schlampe war er einsamer als je zuvor gewesen. Auf diesem schlüpfrigen Pfad wollte er nicht wieder wandeln.

»Also ...«, sagte Tuck zu Gabe. »Hat man dich gerade sitzen lassen?«

»Sie hat mich verarscht«, erwiderte Gabe. »Sie hat mir das Herz aus dem Leib gerissen. Satan, dein Name sei Frau!«

»Red gar nicht erst mit ihm«, sagte Theo, nahm Gabe bei der Schulter und versuchte glücklos, ihn von seinem Barhocker zu zerren. »Der Typ taugt nichts.«

Die junge Frau, die zwischen Tuck und Gabe saß, blickte vom einen zum anderen, dann zu Theo, dann auf ihre Brüste, dann sah sie die Männer an, als wollte sie sagen: *Seid ihr eigentlich blind? Den ganzen Abend sitze ich hier schon mit diesen Dingen da, und ihr ignoriert mich einfach.*

Tucker Case ignorierte sie tatsächlich – na ja, abgesehen davon, dass er ihre Pulliwummis inspizierte, während er mit Gabe und Theo sprach. »Hören Sie, Constable, vielleicht habe ich Sie einfach auf dem falschen Fuß erwischt ...«

»Auf dem falschen Fuß?« Theos Stimme brach beinahe. So aufgebracht er auch sein mochte, so schien es doch, als unterhielte er sich mit den Brüsten der Frau im roten Sweater und nicht so sehr mit Tucker Case, der gleich dahinter saß. »Sie haben mir gedroht.«

»Hat er?«, sagte Gabe und versuchte, einen besseren Blick in den roten Sweater zu werfen. »Das ist 'ne harte Nummer, Mann. Theo ist gerade zu Hause rausgeflogen.«

»Kann man es fassen, dass Männer in unserem Alter noch so tief fallen können?«, sagte Tuck zu Theo und blickte vom Dekolleté auf, um seine Aufrichtigkeit zu demonstrieren. Er hatte ein schlechtes Gewissen wegen der Erpressung, aber manchmal musste man gewisse Unannehmlichkeiten auf sich nehmen – so wie er Lena mit der Leiche geholfen hatte –, und

da er Pilot war und ein Mann der Tat, tat er es eben.

»Was meinen Sie?«, fragte Theo.

»Nun, Lena und ich, wir haben uns getrennt, Constable. Kurz nach unserem Gespräch heute früh.«

»Wirklich?« Jetzt blickte Theo von den wollenen Hügeln der Wollust auf.

»Wirklich«, sagte Tuck. »Und es tut mir Leid, wie alles so gelaufen ist.«

»Das ändert aber nicht wirklich was, oder?«

»Würde es helfen, wenn ich Ihnen sage, dass ich diesem angeblichen Dale Pearson absolut nichts zuleide getan habe, ebenso wenig wie Lena?«

»Ich glaube nicht, dass er angeblich war«, lallte Gabe die Brüste an. »Ich bin mir ziemlich sicher, dass er als Dale Pearson bestätigt wurde.«

»Wie dem auch sei«, sagte Tuck. »Würde das etwas ändern? Würden Sie es glauben?«

Theo antwortete nicht gleich, sondern schien die Antwort des Dekolleté-Orakels abzuwarten. Als er Tucker wieder ansah, sagte er: »Ja, ich glaube Ihnen.«

Tuck prustete beinahe das Ginger Ale aus, das er gerade trank. Als er wieder bei sich war, sagte er: »Wow, Sie sind vielleicht ein beschissener Gesetzeshüter. Sie können doch nicht dem erstbesten Fremden glauben, der Ihnen am Tresen irgendwas erzählt.« Tuck war nicht daran gewöhnt, dass ihm jemand glaubte und seine Geschichten für bare Münze nahm ...

»Hey, hey, hey«, sagte Gabe. »Das ist aber nicht nett ...«

»Ihr Typen könnt mich mal!«, sagte die Frau im roten Sweater. Sie sprang von ihrem Hocker auf und schnappte sich ihre Schlüssel vom Tresen. »Ich bin auch ein Mensch, okay? Und das hier sind keine Walkie-Talkies«, fügte sie hinzu, nahm ihre Brüste und schüttelte sie, wobei ihre Schlüssel fröhlich klimper-

ten, was die Wirkung ihres Zorns deutlich abschwächte.

»Oh – mein – Gott«, sagte Gabe.

»Man kann doch einen Menschen nicht einfach so ignorieren! Und außerdem seid ihr alle zu alt, und ihr seid Versager, und ich möchte Weihnachten lieber allein sein, als auch nur fünf Minuten mit einem von euch notgeilen Böcken zu verbringen!« Und mit diesen Worten warf sie Geld auf den Tresen, drehte sich um und stürmte zur Tür hinaus.

Weil sie Männer waren, begutachteten Theo, Tuck und Gabe ihren Arsch, als sie ging.

»Zu alt?«, sagte Tuck. »Wie alt war die, siebenundzwanzig, achtundzwanzig?«

»Ja«, sagte Theo. »Ende zwanzig, vielleicht Anfang dreißig. Ich hatte nicht das Gefühl, dass wir sie ignorieren.«

Mavis Sand nahm das Geld vom Tresen und schüttelte den Kopf. »Ihr habt der Frau die gebührende Aufmerksamkeit gewidmet. Frauen sind selbst schuld, wenn sie auf ihre eigenen Körperteile eifersüchtig sind.«

»Ich dachte an Eisberge«, sagte Gabe. »Daran, dass nur zehn Prozent zu sehen sind, der gefährliche Teil aber darunter liegt. Oh, nein, ich krieg schon wieder den Blues.« Sein Kopf knallte auf den Tresen.

Tuck sah Theo an. »Brauchen Sie Hilfe, um ihn in den Wagen zu schaffen?«

»Er ist ein kluger Mann«, sagte Theo. »Er hat einen ganzen Haufen Dokortitel.«

»Okay. Brauchen Sie Hilfe, um *den Doktor* in den Wagen zu schaffen?«

Theo versuchte, eine Schulter unter Gabes Arm zu schieben, aber da er fast dreißig Zentimeter größer als sein Freund war, klappte es nicht besonders gut.

»Theo!«, bellte Mavis. »Sei nicht so ein blöder Wichser. Lass

dir von dem Mann helfen.«

Nach drei erfolglosen Versuchen, den Sandsack anzuheben, der Gabe Fenton hieß, nickte Theo Tuck zu. Sie nahmen beide einen Arm und schleiften den Biologenzur Hintertür.

»Wenn er reihert, ziel ich in Ihre Richtung«, sagte Theo.

»Lena hat diese Schuhe geliebt«, erwiderte Tuck. »Aber tun Sie, was Sie nicht lassen können.«

»*Ich hob null Sexappeal, a rum-pa-pa-pum*«, sang Gabe Fenton im Geiste der Weihnacht. »*Die Liebe ist ein blödes Spiel, a rumpa-pa-pum*.«

»Hat sich das wirklich gereimt?«, fragte Tuck.

»Er ist ein cleveres Bürschchen«, sagte Theo.

Mavis eilte ihnen voraus und hielt die Tür auf. »Okay, ihr Loser, wir sehen uns bei der Lonesome Christmas Party.«

Sie blieben stehen, sahen einander an, empfanden eine gewisse Kameraderie angesichts ihres kollektiven Losertums und nickten widerwillig.

»*Mir kommt das Essen hoch, a rum-pa-pa-pum, a rum-pa-papum*«, sang Gabe.

Währenddessen rannten die Mädchen in der Kapelle von Santa Rosa herum, kümmerten sich um die Dekoration und bereiteten die Tische für das Weihnachtsfest der Einsamen Herzen vor. Lena Marquez umrundete den Raum zum dritten Mal mit einer Trittleiter, Klebeband und Rollen mit grünem und rotem Krepppapier – groß wie Lkw-Reifen. (*Price Club* in San Junipero hatte nur die eine Größe im Angebot, offensichtlich, damit man sein Kreuzfahrtschiff dekorieren konnte, ohne zweimal laufen zu müssen.) Das ausgiebige Schmücken lenkte Lena von ihren Sorgen ab, aber inzwischen sah die kleine Kapelle eher aus wie das Nest eines farbenblinden Ewoks. Wenn nicht bald jemand intervenierte, drohten die Gäste in diesem weihnachtlichen

Bondage-Kerker zu ersticken. Als Lena eben dabei war, die vierte Runde mit ihrer Trittleiter einzuläuten, zog Molly Michon die Doppeltüren der Kapelle auf. Eine Bö des aufkommenden Sturmes wehte herein und riss die Papierschlangen von den Wänden.

»Scheiße, Mann!«, sagte Lena.

Das Krepppapier kreiselte mitten im Raum herum, dann sank es zu einem gewaltigen Haufen in sich zusammen, unter einem der Buffettische, die Molly an der einen Seite aufgebaut hatte.

»Ich sag doch, mit einem Tacker geht es besser als mit Klebeband«, erklärte Molly. Sie trug drei Auflaufformen mit Lasagne und schaffte es trotzdem, die großen Eichentüren mit dem Fuß hinter sich zu schließen. Sie war ziemlich gelenkig.

»Das hier ist ein historisches Wahrzeichen, Molly. Da kann man doch nicht einfach Krampen in die Wände tackern!«

»Als ob das noch etwas ausmachen würde, wenn die Welt untergeht. Hier, bring das runter in den Kühlschrank!«, sagte Molly und reichte Lena die Lasagne. »Ich hol dir meinen Tacker aus dem Wagen.«

»Was soll das heißen?«, fragte Lena. »Meinst du unsere Beziehungskisten?«

Aber Molly war schon wieder auf dem Weg hinaus in den Wind. In letzter Zeit gab sie zunehmend solche kryptischen Kommentare von sich. Als spräche sie nicht mit Lena, sondern mit jemand anderem, der noch im Raum war. Es war schon merkwürdig. Lena zuckte mit den Achseln und machte sich auf den Weg in den kleinen Raum hinter dem Altar und dann die Treppe hinunter.

Lena ging nicht gern in den Keller der Kapelle. Im Grunde war es kein richtiger Keller, eher ein Gewölbe: Sandsteinwände, die nach feuchter Erde rochen, ein Betonfußboden, den man ohne Isolierschicht gegossen hatte, fünfzig Jahre nachdem das Gewölbe gegraben worden war, so dass Feuchtigkeit durchsi-

ckerte und im Winter feinen Schleim bildete. Selbst wenn der Herd volle Pulle an war und der elektrische Heizofen lief, wurde es nie warm. Außerdem warfen die alten Kirchenbänke, die sich dort unten stapelten, Schatten, die aussahen, als würde man beobachtet.

»Mmmm, *Lasagne*«, sagte Marty am Morgen, euer Drive-by-Toter am Vormittag. »*Freaks und Freakettes, diesmal hat sich die kleine Lady selbst übertroffen. Riecht ihr, was ich rieche?*«

Überall auf dem Friedhof herrschte schimmelige Vorfreude auf die Lonesome Christmas Party.

»*Es ist in höchstem Maße unangemessen, wenn ich das mal sagen darf*«, erklärte Esther. »*Vermutlich aber immer noch besser, als wenn diese schreckliche Mavis Sand wieder am Grill steht. Und wie kommt es überhaupt, dass sie noch lebt? Sie ist älter als ich.*«

»*Als Staub, meinst du?*«, sagte Jimmy Antalvo, dessen Gesichtsausdruck nach wie vor an einem Telefonmast am Pacific Coast Highway zu erkennen war, den er mit neunzehn erwischt hatte.

»*Bitte, Junge, wenn du unflätig sein musst, dann sei wenigstens originell*«, sagte Malcolm Cowley. »*Verschlimmere die Langeweile nicht noch mit einem Klischee.*«

»*Meine Frau hat zwischen jede Schicht Käse und Nudeln immer eine Schicht mit scharfer, italienischer Wurst gelegt*«, sagte Arthur Tannbeau. »*Das war richtig lecker.*«

»*Erklärt auch irgendwie den Herzinfarkt, oder?*«, entgegnete Bess Leander. Vergiftet worden zu sein, hatte einen bitteren Nachgeschmack hinterlassen, den auch sieben Jahre Tod nicht wegwaschen konnten.

»*Ich dachte, wir hätten uns darauf geeinigt, dass wir nicht darüber sprechen wollten, wen welche Schuld an wessen Tod treffen mag*«, sagte Arthur. »*Waren wir uns nicht einig?*«

»Wir waren uns einig«, erwiderte Marty am Morgen.

»Ich hoffe wirklich, sie singen ›Guter König Wenzeslaus‹«, sagte Esther.

»Könntest du vielleicht endlich mal die Klappe halten mit deinem ›Guten König Wenzeslaus‹? Kein Mensch kennt den Text zu ›Guter König Wenzeslaus‹. Kannte noch nie jemand.«

»Meine Güte, hat der Neue schlechte Laune!«, sagte Warren Talbot, der früher Landschaften gemalt hatte, eine davon nun jedoch düngte, nachdem er mit siebzig einen Leberschaden erlitten hatte.

»Nun, es wird bestimmt toll, der Party zu lauschen«, sagte Marty am Morgen. »Habt ihr gehört, wie die Frau vom Constable über den Weltuntergang gesprochen hat? Sie ist definitiv auf dem besten Weg zur Großen Klatsche.«

»Bin ich nicht!«, rief Molly, die in den Keller heruntergekommen war, um Lena dabei zu helfen, in den beiden Kühlschränken Platz für die Salate und Desserts zu schaffen, die sie noch ausladen mussten.

»Mit wem redest du?«, fragte Lena leicht erschrocken.

»Ich denke, ich habe gesagt, was ich zu sagen habe«, sagte Marty am Morgen.

## 12

### ***Des törichten Engels Weihnachtswunder***

Sonnenuntergang, Heiligabend. Es regnete so heftig, dass es schien, als wäre zwischen den einzelnen Tropfen gar kein Platz mehr – eine Wasserwand, die der Sturm mit Böen von hundertzwanzig Stundenkilometern nahezu horizontal vor sich hertrieb. Im Wald hinter der Kapelle von Santa Rosa kaute der Engel sein Snickers, fuhr mit feuchter Hand über die Reifenspuren in seinem Nacken und dachte: *Ich hätte mir wirklich eine genauere Wegbeschreibung geben lassen sollen.*

Am liebsten wollte er den kleinen Jungen suchen und ihn fragen, wo genau der Weihnachtsmann begraben lag. Er merkte, dass ihm »irgendwo im Wald hinter der Kirche« nicht viel sagte. Wieder umzukehren, um sich den Weg erklären zu lassen, würde das Wunderbare des Wunders irgendwie verwässern.

Es war Raziels erstes Weihnachtswunder. Zweitausend Jahre lang hatte man ihn bei dieser Aufgabe übergangen, aber jetzt endlich kam er an die Reihe. Nun, eigentlich wäre der Erzengel Michael dran gewesen, aber Raziel bekam den Job schließlich, weil er beim Kartenspiel verloren hatte. Michael hatte den Planeten Venus gegen das ihm zugeteilte Weihnachtswunder gewettet. Die Venus! Zwar war er nicht ganz sicher gewesen, was er mit der Venus anfangen sollte, wenn er sie gewonnen hätte, aber Raziel wollte den zweiten Planeten haben, und sei es nur, weil er so groß und hell war.

Die abstrakte Qualität, die der Weihnachtswundermission innewohnte, war nicht sein Fall. »Fahre auf die Erde hernieder, finde ein Kind, dessen Weihnachtswunsch allein durch göttliche Intervention zu erfüllen ist, dann wird man dir die Macht

gewähren, diesen Wunsch auch zu erfüllen.« Das waren drei Teile. Hätte man den Job nicht auch drei Engeln geben müssen? Brauchte man nicht einen Supervisor? Raziël wünschte, er könnte die Aufgabe gegen die Zerstörung einer Stadt eintauschen. Das war simpel. Man suchte die Stadt, man brachte die Leute um, man machte sämtliche Gebäude dem Erdboden gleich, und selbst wenn man es total vermasselte, konnte man die Überlebenden in den Bergen auftreiben und mit dem Schwert erschlagen, was Raziël im Grunde Spaß machte. Es sei denn natürlich, man zerstörte die falsche Stadt, aber das war ihm fast noch nie passiert. Zweimal erst. Damals waren die Städte sowieso nicht so groß. Gerade genug Leute, dass man damit zwei kapitale Wal-Marts voll kriegte. *Also, das wäre doch mal eine Mission*, dachte der Engel: »Raziël! Geh hinfort ins Land und verwüste zwei kapitale Wal-Marts, töte, bis das Blut aus den Sonderangeboten quillt und die Gebäude selbst nur noch Schutt und Asche sind – und steck dir ein paar Snickers ein.«

Ein im Wind schwankender Baum knickte ab, was wie ein Kanonenschuss klang, und der Engel schreckte aus seinen Träumen auf. Er musste dieses Wunder hinter sich bringen und verschwinden. Durch den Regen sah er, dass die ersten Leute an der kleinen Kirche eintrafen, sich durch Wind und Regen kämpften, und die Lichter flackerten, da die Party bereits begann. Es gibt keinen Weg zurück, dachte der Engel. Er würde improvisieren müssen.

Er hob die Arme seitlich, und sein schwarzer Mantel flatterte hinter ihm im Wind, so dass man die Spitzen seiner Flügel sehen konnte, die er darunter zusammengefoldet hatte. Mit seiner allerbesten Verkündigungsstimme rief er seinen Spruch: »Lasst ihn, der hier liegt, von den Toten auferstehen!« Er machte eine Handbewegung, die mehr oder weniger die ganze Gegend mit einbezog. »Lasst ihn, der nicht mehr lebt, nun wieder leben. Erhebe dich an diesem Weihnachtsfest aus deinem Grabe!« Raziël betrachtete das halb gegessene Snickers in seiner Hand

und merkte, dass er vielleicht etwas konkreter werden sollte.  
»Erhebe dich aus deinem Grab! Feiere! Lass die Sau raus!«

Nichts. Absolut nichts passierte.

So, sagte der Engel zu sich selbst. Er warf sich den Rest des Snickers in den Mund und wischte die Hände an seinem Mantel ab. Der Regen hatte etwas nachgelassen, und er konnte ein Stück weit in den Wald hineinsehen. Nichts geschah.

»Es ist mein Ernst!«, sagte er mit seiner mächtigen, Furcht einflößenden Engelsstimme.

Nichts. Absolut gar nichts. Nasse Kiefernadeln, etwas Wind, Bäume schwankten hin und her, Regen. Kein Wunder.

»Siehe!«, rief der Engel. »Denn ich mache wirklich keine Witze!«

In diesem Moment kam eine gewaltige Windbö auf, und eine weitere Kiefer brach und fiel, verfehlte den Engel um etwa einen Meter.

»Na also. Es wird nur etwas dauern.«

Er spazierte aus dem Wald hinaus und die Worchester Street hinunter in den Ort.

»Wow, *ich sterbe vor Hunger*«, sagte Marty am Morgen – total tot und ohne Werbung.

»Ich *weiß*«, sagte Bess Leander – vergiftet, aber vergnügt.

»Mir ist *plötzlich so sonderbar zumute. Hungrig und noch etwas. So habe ich mich noch nie gefühlt.*«

»Oh, *meine Liebe*«, sagte Esther, die Lehrerin, »mit *einem Mal* kann ich nur noch an *Gehirne* denken.«

»Wie *sieht's bei dir aus, Kleiner?*«, fragte Marty am Morgen.

»Denkst du auch an *Gehirne?*«

»Yeah«, sagte Jimmy Antalvo. »Ich könnte was zu essen *vertragen.*«

## ***Zum Glück gibt es kein Kapitel 13 Nur dieses Weihnachtsfotoalbum***

Sieht man sich Familienfotos näher an, bekommt man bei einem Blick in die Gesichter der Kinder gelegentlich eine Ahnung davon, was für Erwachsene eines Tages aus ihnen werden. Bei den Erwachsenen sieht man manchmal das Gesicht hinter dem Gesicht. Nicht immer, aber manchmal ...

### ***Tucker Case***

Auf diesem Bild sehen wir eine wohlhabende Familie vor ihrem Anwesen am See in Elsinore, Kalifornien. (Es ist ein A4-Hochglanz-Farbabzug, mit dem Prägestempel eines professionellen Fotostudios.)

Alle sind braun gebrannt und sehen gesund aus. Tucker Case ist vielleicht zehn Jahre alt, trägt ein kleines Sportsakko mit einem Segelwappen auf der Brusttasche und Slipper mit Troddeln. Er steht vor seiner Mutter, auch sie mit blondem Haar und hellblauen Augen und dem gleichen Lächeln, das nicht danach aussieht, als wollte sie die Kunst ihres Zahnarztes vorzeigen, sondern als müsste sie jeden Moment loslachen. Drei Generationen von Cases – Brüder, Schwestern, Onkel, Tanten und Cousins – makellos frisiert, gebügelt, gewaschen und poliert. Alle lächeln – bis auf ein kleines Mädchen ganz vorn. In seiner Miene spiegelt sich grenzenloses Entsetzen.

Bei näherem Hinsehen zeigt sich, dass ihr rotes Weihnachtskleidchen hinten angehoben wird und von der Seite her die Hand des jungen Tuck unter dem kleinen, blauen Sportsakko hervorkommt, nachdem er eben seiner Cousine Janey inzestuös in ihren elfjährigen Po gekniffen hat.

Viel sagend ist an diesem Bild nicht das heimliche Grapschen, sondern das Motiv, denn hier sehen wir Tucker in einem Alter, in dem er noch gar kein Interesse an Sex hat, sondern eher daran, alles Mögliche in die Luft zu sprengen, und doch weiß er – frühreif wie er ist – ganz genau, dass die Cousine angesichts seiner Avancen ausflippen wird. Es gibt ihm seine Existenzberechtigung. Nicht unerwähnt bleiben sollte, dass sich Janey Case-Robbins später einen Namen als erfolgreiche Anwältin und Kämpferin für Frauenrechte machen wird, während Tucker Case sich zu einem ewig liebeskranken Rammler mit einem Flughund entwickelt.

## *Lena Marquez*

Das Bild wurde an einem sonnigen Tag in irgendeinem Garten aufgenommen. Überall sind Kinder, und man sieht, dass eine Riesenparty gefeiert wird.

Sie ist sechs, trägt ein flauschiges, rosa Kleid und Lackschühchen. Sie könnte nicht bezaubernder aussehen, mit ihrem langen, schwarzen Haar, mit roten Schleifchen zu offenen Zöpfen gebunden, die wie silberne Kometenschweife in ihrem Nacken wehen, weil sie die *pinata* jagt. Ihre Augen sind verbunden, und ihr Mund steht weit offen, lacht dieses hohe Kleinmädchenlachen, das wie reine Freude klingt, weil sie mit ihrem Kochlöffel gerade etwas Hartes getroffen hat und sich freut, weil sie darunter Süßigkeiten, Spielzeug und Krachmacher für alle Kinder zu finden glaubt. In Wahrheit hat sie nur ihrem Onkel Octavio einen festen Schlag in die *cojones* versetzt.

Onkel Octavio wurde in einem magischen Augenblick erwischt, denn sein Gesichtsausdruck ist gerade im Übergang begriffen, von Freude zu Verwunderung zu Schmerz, alles zur gleichen Zeit. Lena ist bei allem liebenswert und süß und gänzlich unberührt von der Katastrophe, die sie ausgelöst hat.

*Feliz Navidad!*

## *Molly Michon*

Es ist der Weihnachtsmorgen nach der Auspackorgie. Überall am Boden liegen Schleifchen und Geschenkpapier. Auf der einen Seite sieht man einen Kaffeetisch und darauf einen Aschenbecher von der Größe einer Radkappe, der vor Kippen überquillt, daneben eine leere Flasche Jim Beam. Vorn in der Mitte ist die sechsjährige Molly Achevski (mit neunzehn wird sie ihren Namen ändern, auf den Rat eines Agenten hin, »weil es scheißfranzösisch klingt, und die Leute lieben das« ). Molly trägt ein rotes, mit Pailletten besetztes Ballerinakleidchen, rote Gummistiefel, die ihr fast bis zu den Knien reichen, und ein breites, freches Grinsen mit einem Loch in der Mitte, wo früher mal ein Zahn war. Sie steht da, mit dem Fuß auf einem großen Tonka-Müllwagen, als hätte sie ihn eben in erbittertem Zweikampf erobert, und ihr jüngster Bruder Mike, vier, versucht, den Laster unter ihrem Fuß hervorzuzerren. Tränen laufen ihm übers Gesicht. Mollys älterer Bruder Tony sieht zu seiner Schwester auf, als wäre sie die Königin der Herzen. Sie hat ihm eine Schale mit *Lucky Charms* gefüllt, wie sie es für ihre Brüder jeden Morgen macht.

Im Hintergrund sehen wir eine Frau, die im Bademantel auf dem Sofa liegt. Eine Hand hängt auf den Boden herab und hält eine Zigarette, die schon vor Stunden abgebrannt ist. Die silbrige Asche hat auf dem Teppich einen Streifen hinterlassen.

Kein Mensch weiß, wer dieses Foto gemacht hat.

## *Dale Pearson*

Dieses Bild wurde erst vor ein paar Jahren aufgenommen, als

Dale noch mit Lena verheiratet war. Es ist die Weihnachtsparty in der Karibu Lodge. Dale ist einmal mehr als Weihnachtsmann verkleidet und sitzt auf einem provisorischen Thron. Er ist von Besoffenen umgeben, die alle lachen, alle feiern und die Scherzartikel in Händen halten, die Dale verschenkt hat. Er selbst schwenkt einen fünfunddreißig Zentimeter langen Gummipenis, dick wie eine Suppendose. Grinsend richtet er ihn auf Lena, und sie – im schwarzen Cocktailkleid mit schlichter Perlenkette – sieht ihn entsetzt an, als sie hört, was er sagt: »Den Schlingel bringen wir heute Nacht zum Einsatz, was, Baby?«

Die Ironie dabei ist nur, dass er später am Abend eine seiner echten, deutschen SS-Uniformen anlegen wird – komplett, nur ohne Reithosen – und Lena auffordert, mit seinem neuen Geschenk genau das zu tun, was sie ihm auf der Party vorgeschlagen hatte. Sie wird nie erfahren, ob sie ihn auf diese Idee gebracht hat, aber es wird ein Meilenstein auf ihrem Weg zur Scheidung.

## *Theophilus Crowe*

Mit dreizehn ist Theo Crowe bereits einen Meter neunzig groß und wiegt knapp über fünfzig Kilo. Es ist eine klassische Szene mit den Heiligen Drei Königen, die dem Stern folgen. Die siebte Klasse führt mit ihrem Musiklehrer *Amahl und die Nächtlichen Besucher* auf. Ursprünglich sollte Theo einen der Könige spielen, aber jetzt ist er als Kamel verkleidet. Allein die Ohren haben die richtigen Proportionen, und er sieht aus wie ein Drahtkamel von Salvador Dalí. Seine Chance, Balthasar, den König Äthiopiens zu spielen, verlor er, als er verkündete, die Heiligen Drei Könige brächten Myrrhe, Gold und Frankenstein. Später wurden er, die beiden anderen Kamele und ein Schaf vorübergehend suspendiert, weil sie die Myrrhe geraucht hatten. (Sie wären nie erwischt worden, wenn das Schaf nicht vorgeschlagen

hätte, draußen hinter dem Theater eine kleine Runde »Killt den Kerl mit dem Jesuskind« zu spielen. Offenbar war die Myrrhe »1A Rauchware«.

## *Gabe Fenton*

Dieses Bild wurde erst letztes Jahr aufgenommen, am Leuchtturm, wo Gabes Hütte steht. Der Leuchtturm ragt im Hintergrund auf, und man sieht weiße Schaumkronen draußen auf dem Meer. Dass es ein windiger Tag ist, merkt man auch daran, dass Gabes Weihnachtsmannmütze seitlich absteht und er das Rentiergeweih auf Skinners Kopf festhält. Neben ihnen kauert – im Tausend-Dollar-St.-John-Strickkostüm, rot und im Stil eines napoleonischen Soldaten geschnitten, mit Messingknöpfen und Goldtressen an den Schultern – Dr. Valerie Riordan. Ihr kastanienbraunes Haar ist hinter die Ohren gekämmt, um ihre Diamantohrringe hervorzuheben. Sie ist geschminkt wie eine Nachrichtenansagerpuppe, als wäre ihr Gesicht vollständig sandgestrahlt und dann von einem Expertenteam aus Special-Effects-Leuten neu gemalt worden – heller, besser, strahlender als ein echtes, menschliches Gesicht. Sie gibt sich Mühe, wirklich große Mühe, in die Kamera zu lächeln. Sie hält ihr Haar mit einer Hand und scheint Skinner zu kraulen, doch bei näherer Betrachtung hält sie ihn auf Abstand. Ein Rallyestreifen auf dem einen Knie ihrer Nylonstrümpfe zeugt von Skinners Bemühen, das Fest der Liebe mit dem Weibchen des Futtermannes zu begehen.

Gabe sieht schlampig aus in Khakis und Wanderstiefeln. Eine Sandschicht ist auf seiner Hose und den Stiefeln zu erkennen, weil er am Morgen auf See-Elefanten geritten ist, um ihnen Satellitensender an den Rücken zu kleben. Er hat ein breites, hoffnungsfrohes Lächeln im Gesicht und keine Ahnung, dass mit diesem Foto vielleicht irgendwas nicht stimmt.

## *Roberto T. Flughund*

Dieses Bild wurde auf Guam gemacht, Robertos Heimatinsel. Im Vordergrund stehen Palmen. Man sieht, dass er ein junger Bursche sein muss, weil er noch keine Sonnenbrille trägt und auch kein Herrchen hat, das ihm bei Bedarf Mangos bringt. Eingerollt liegt er in einem Weihnachtskranz aus Palmwedeln, der mit kleinen Papayas und roten Palmnüssen verziert ist. Er leckt sich Papayabrei aus seinem kleinen Hundegesicht. Die Kinder, die ihn am Morgen im Weihnachtskranz vorfanden, posieren links und rechts der Tür mit dem Kranz. Es sind zwei Mädchen, beide haben das lange, braun gelockte Haar ihrer Chamorro-Mutter, die grünen Augen ihres irisch-katholischen Vaters, eines amerikanischen Fliegers. Vater macht das Foto. Die Mädchen tragen helle, blumengemusterte Kleidchen mit Puffärmeln.

Später, nach der Kirche, werden sie versuchen, Roberto in eine Schachtel zu locken, um ihn zu kochen und mit Saimen-Nudeln zu servieren. Obwohl er entkommt, wird dieser Vorfall den jungen Flughund derart traumatisieren, dass er jahrelang nicht sprechen will.

## 14

### ***Die Seilschaft der einsamen Herzen***

Theo trug zur Lonesome Christmas Party sein Polizeihemd. Nicht weil er nichts anderes anzuziehen gehabt hätte, denn da waren noch zwei saubere Flanellhemden und ein *Phish*-T-Shirt im Volvo, die er aus der Hütte mitgenommen hatte, sondern weil der Sturm Pine Cove in seinen Grundfesten erschütterte und er das Gefühl hatte, er müsse seiner Pflicht als Polizist nachkommen. Sein Uniformhemd hatte Epauletten an den Schultern (die dazu da sind, äh, deine Pauletten zu halten – nein – damit du deine Mütze darunter klemmen kannst – damit dein Papagei darauf stehen kann – nein), was cool und militärisch aussah, und außerdem hatte es einen kleinen Schlitz in der Tasche, in dem er seine Marke befestigen konnte, und noch einen, in den er einen Stift stecken konnte, was beim Sturm echt von Vorteil sein konnte, wenn man Notizen oder so was machen wollte, etwa: *19:00 Uhr. Noch immer ziemlich windig.*

»Wow, es ist ziemlich windig«, sagte Theo. Es war 19:00 Uhr.

Theo stand in der Ecke der Kapelle von Santa Rosa neben Gabe Fenton, der eines seiner Wissenschaftler-Outfits trug: ein khakifarbenes Arbeitshemd mit vielen Taschen, Fächern, Knöpfen, Klappen, Epauletten, Reißverschlüssen, Klettverschlüssen, Druckknöpfen und Belüftungsschlitzen, in denen man hoffnungslos seine gesamte Habe verlieren und sich dabei die Brustwarzen komplett abreiben konnte, während man die Taschen abklopfte und sagte: »Ich weiß genau, dass ich es irgendwo hatte.«

»Jep«, sagte Gabe. »Als ich am Leuchtturm losgefahren bin, gingen die Böen bis hundertzwanzig.«

»Soll das ein Witz sein? Hundertzwanzig Meilen pro Stunde?

Wir werden alle sterben!«, sagte Theo und fühlte sich plötzlich besser.

»Kilometer pro Stunde«, sagte Gabe. »Stell dich vor mich. Sie guckt hier rüber.« Er nahm Theo bei den Epauletten (aha! ) und zog ihn herum, damit man ihn nicht sehen konnte. Auf der anderen Seite des Holzfußbodens nippte Valerie Riordan im pechschwarzen Armani auf roten Ferragamos Preiselbeer-Limnade aus einem Plastikbecher.

»Was will sie hier?«, flüsterte Gabe. »Hat sie kein besseres Angebot vom Country Club oder von einem ihrer Geschäftstypen, oder was?« Gabe sagte das Wort *Geschäftstypen*, als schmecke es eklig und er müsse es ausspucken, bevor ihm übel wurde. Zwar lebte Gabe nicht in einem Elfenbeinturm, aber gleich daneben, und daher hatte er einen etwas schrägen Blick auf die Welt der Wirtschaft.

»Dein Auge zuckt wie verrückt, Gabe. Alles okay?«

»Ich glaube, es liegt an der Konditionierung durch die Elektroden. Sie sieht einfach toll aus, findest du nicht?«

Theo warf einen Blick auf Gabes Ex-Freundin, betrachtete die hohen Absätze, die Strümpfe, das Make-up, das Haar, den perfekten Sitz ihres Kostüms, ihre Nase, ihre Hüften, und es kam ihm vor, als sähe er sich einen Sportwagen an, den er nicht bezahlen konnte, dem er nicht gewachsen wäre, und er sah sich darin sitzen, eingeklemmt in einem Wrack, das sich um den nächstbesten Telefonmast gewickelt hatte.

»Ihr Lippenstift passt zu den Schuhen«, sagte Theo, um seinem Freund nicht wirklich antworten zu müssen. So etwas sah man in Pine Cove normalerweise nicht. Zwar besaß Molly einen schwarzen Lippenstift, der zu ihren schwarzen Stiefeln passte, zu denen sie nichts weiter trug, aber daran wollte er überhaupt nicht denken. Dieser Augenblick wäre ohnehin nur von Bedeutung, wenn er ihn mit Molly teilen konnte, was nicht der Fall sein würde, und so war er eine Sekunde lang direkt neidisch auf Gabes Augenzucken.

Die Doppeltüren der Kapelle gingen auf, und Wind peitschte durch den Raum, ließ das letzte Krepppapier rascheln, das noch an den Wänden hing, und machte dem Schmuck am großen Tannenbaum zu schaffen. Tucker Case kam herein. Regen tropfte von seiner Bomberjacke, und ein kleines, pelziges Gesicht lugte aus dem V im Reißverschluss hervor.

»Keine Hunde«, sagte Mavis Sand, während sie mit den Türen kämpfte. »Kinder sind erst seit zwei Jahren zugelassen, und darüber bin ich gar nicht glücklich.«

Tuck griff sich eine der Türen und zog sie zu, dann langte er um Mavis herum und hielt die andere Tür, mit der sie kämpfte. »Er ist kein Hund.«

Mavis drehte sich um und sah Roberto ins Gesicht, als er ein leises Bellen von sich gab. »Das ist ein Hund. Nicht viel dran an deinem Hund, das will ich gern zugeben, aber ein Hund. Und er trägt eine Sonnenbrille.«

»Und?«

»Es ist dunkel, Schwachkopf. Schaff den Hund raus!«

»Er ist kein Hund«, sagte Tuck, und um seine Aussage zu untermauern, zog er den Reißverschluss an seiner Jacke auf, nahm Roberto bei den Beinen und warf ihn in die Luft. Der Flughund jaulte, breitete die Lederschwingen aus und flog zur Spitze des Tannenbaums, wo er den Stern zu fassen bekam, einmal halb drum herum schwang und sich kopfüber niederließ, so dass er dort über allem hing und trotz seines heiteren Wesens und der scharfen, pinkfarbenen Sonnenbrille ein bisschen unheimlich aussah.

Alle Anwesenden – etwa dreißig Leute – hielten inne und sahen hinauf. Lena Marquez, die drüben am Buffettisch Lasagne in Portionen schnitt, hob den Kopf, hatte kurzen Blickkontakt mit Tuck, dann wandte sie sich ab. Keiner gab einen Laut von sich, abgesehen von dem Ghettoexplorer, der Reggae-Weihnachtslieder spielte, und von Wind und Regen, die draußen tobten.

»Was?«, sagte Tuck an alle und niemand Bestimmten gewandt. »Ihr tut ja gerade so, als hättet ihr noch nie ein Flattertier gesehen.«

»Sah aus wie ein Hund«, sagte Mavis hinter ihm.

»Dann sind Flattertiere bei euch also nicht verboten?«, sagte Tuck, ohne sich umzudrehen.

»Glaub nicht. Du hast einen süßen Arsch, Flieger, weißt du das eigentlich?«

»Ja, er ist ein Fluch«, erwiderte Tuck. Er suchte zur Sicherheit die Decke nach einem Mistelzweig ab, entdeckte Theo und Gabe und steuerte schnurstracks auf die Ecke zu, in der sich die beiden versteckten.

»Oh, mein Gott«, sagte Tuck, als er näher kam. »Habt ihr Lena gesehen? Mann, ist die heiß! Findet ihr sie nicht heiß? Sie fehlt mir.«

»Oh Gott, nicht du auch noch«, sagte Theo.

»Diese Weihnachtsmütze macht mich echt an.«

»Ist das ein *Pteropus tokudae*?«, fragte Gabe, lugte kurz hinter Theo hervor und nickte zum Tannenbaum mit dem Flughund hinüber.

»Nein, das ist Roberto. Wieso versteckst du dich hinter der Polizei?«

»Meine Ex ist hier.«

Tuck blickte hinüber. »Die Rothaarige im Kostüm?«

Gabe nickte.

Tuck sah ihn an, dann Val Riordan, die gerade mit Lena Marquez plauderte, dann wieder Gabe. »Wow, da bist du aber echt aus deinem Genpool gekrochen, was? Lass mich dir die Hand schütteln.« Er beugte sich um Theo herum und reichte dem Biologen die Hand.

»Wir mögen dich nicht, weißt du?«, sagte Theo.

»Echt?« Tuck zog seine Hand zurück. Er sah um Theo herum Gabe an. »Echt jetzt?«

»Du bist schon okay«, erwiderte Gabe. »Er hat nur schlechte Laune.«

»Ich habe keine schlechte Laune«, sagte Theo, aber in Wahrheit war er wirklich etwas schlecht gelaunt. Und etwas traurig. Und etwas stoned. Und etwas nicht so richtig auf der Höhe, nachdem der Sturm nicht einfach über sie hinweggegangen war, wie er es gehofft hatte, und etwas aufgeregt, weil es unter Umständen tatsächlich zu einer Katastrophe kommen könnte. Ingeheim hatte Theophilus Crowe ein Faible für Katastrophen.

»Verständlich«, sagte Tuck und drückte Theos Schulter.

»Deine Frau war eine echte Schnitte.«

»Ist eine Schnitte«, verbesserte Theo, aber dann: »Hey!«

»Nein, schon okay«, sagte Tuck. »Du hast einfach Glück gehabt.«

Gabe Fenton langte nach oben und drückte Theos andere Schulter. »Stimmt schon«, sagte Gabe. »Wenn Molly nicht gerade neben der Spur ist, *ist* sie eine Schnitte. Im Grunde sogar wenn sie ...«

»Könntet ihr zwei vielleicht aufhören, meine Frau als ›Schnitte‹ zu bezeichnen? Ich weiß nicht mal, was das bedeutet.«

»Das sagen wir auf den Inseln«, erklärte Tuck. »Ich meine ja nur, dass du dich für nichts schämen musst. Ihr Jungs hattet eine gute Zeit. Du kannst dich nicht darauf verlassen, dass sie ihren guten Geschmack für immer verliert. Du weißt schon, Theo: Hin und wieder tut sich Eraserhead mit Tinker Bell zusammen, oder Sling Blade Carl heiratet Lara Croft – so was gibt uns Hoffnung –, aber man darf nicht darauf bauen. Man sollte nicht darauf wetten. Also, Typen wie wir wären immer allein, wenn manche Frauen nicht einen tief sitzenden Hang zur Selbstzerstörung besäßen. Hab ich nicht Recht, Professor?«

»Stimmt«, sagte Gabe. Er machte eine Geste, als wollte er auf die Bibel schwören. Theo sah ihn böse an.

»Irgendwann wird so eine Frau klug«, fuhr Tuck fort.

»Sie hat nur ihre Medikamente abgesetzt.«

»Egal«, erwiderte Tuck. »Ich sag ja nur: Es ist Weihnachten, und du solltest dich freuen, dass du überhaupt jemals eine Frau für so dumm verkaufen konntest, dass sie dich geliebt hat.«

»Ich ruf sie an«, sagte Theo. Er holte sein Handy aus der Tasche seines Uniformhemdes und rief zu Hause an.

»Trägt Val Perlenohrringe?«, fragte Gabe. »Die hab ich ihr gekauft.«

»Diamantstecker«, sagte Tuck bei einem Blick über die Schulter.

»Mist.«

»Guck dir Lena mit ihrer Weihnachtsmütze an. Die Frau hat ein Händchen für Talmi, wenn du verstehst, was ich meine.«

»Keinen Schimmer.«

»Ich auch nicht. Es klang einfach nur versaut«, sagte Tuck.

Theo klappte das Handy zu. »Ich hasse euch beide.«

»Das solltest du nicht tun«, sagte Tuck.

»Kein Netz?«, fragte Gabe.

»Ich seh mal nach, ob der Polizeifunk in meinem Wagen funktioniert.«

Der Regen bildete Pfützen auf dem Friedhof hinter der Kapelle, während sich die Toten gegenseitig aus dem Erdreich halfen.

»Im Kino sah es einfacher aus«, sagte Jimmy Antalvo, der bis zur Hüfte im Schlamm steckte und gemeinsam von Marty am Morgen und dem Neuen in seinen roten Klamotten herausgezogen wurde. Jimmys Worte kamen etwas genuschelt und schmatzend heraus, was am Schlamm und an seinem Gesicht

lag, das hauptsächlich aus Wachs und Draht bestand. »Ich dachte schon, ich würde nie aus diesem Sarg rauskommen.«

»Junge, du bist besser dran als einige andere, denen wir schon geholfen haben«, sagte Marty am Morgen. Er nickte zu einem kläglichen und größtenteils verwesenen Haufen aus zuckendem Fleisch hinüber, der früher mal ein Elektriker gewesen war. Das breiige Etwas gab einen stöhnenden Laut von sich.

»Wer ist das?«, fragte Jimmy. Der sintflutartige Regen hatte ihm den Schlamm aus den Augen gewaschen.

»Das ist Alvin«, antwortete Marty. »Mehr ist nicht zu verstehen.«

»Ich hab schon oft mit ihm geredet«, sagte Jimmy.

»Das ist jetzt anders«, erklärte der Typ in den roten Klamotten. »Jetzt redet ihr real und denkt nicht nur. Die Garantie seines Sprechwerkzeugs ist abgelaufen.«

Marry, der im Leben korpulent gewesen war, seit seinem Tod jedoch deutlich abgenommen hatte, bückte sich und nahm Jimmys Arm, hakte sich bei ihm unter, dann richtete er sich ächzend auf, um den Jungen herauszuziehen. Man hörte ein lautes Knacken, und Marty flog rückwärts in den Matsch. Jimmy Antalvo schwenkte seinen leeren Lederjackenärmel und schrie: »Mein Arm! Mein Arm!«

»Gute Güte, das hätte man besser annähen müssen«, sagte Marty, wobei er den Arm in die Luft hielt. Die Hand winkte wie bei einer Parade, wenn auch ruckartiger.

»Dieser ganze Zombie-Hokuspokus ist widerwärtig«, sagte Esther, die Lehrerin, die etwas abseits bei einigen anderen Ausgegrabenen kauerte. Das Wasser tropfte von den Fetzen ihres besten Kirchenkleides, das nach all den Jahren nur noch aus Lumpen bestand. »Damit will ich nichts zu tun haben.«

»Dann hast du keinen Hunger?«, fragte der Neue. Schlammiges Regenwasser rann aus seinem Weihnachtsmannbart. Er war

als Erster draußen gewesen, weil er nicht erst aus einem Sarg klettern musste. »Okay, sobald wir den Jungen draußen haben, stoßen wir dich wieder in deine Grube.«

»So habe ich das nicht gemeint«, sagte Esther. »Ich könnte gut einen kleinen Snack vertragen. Etwas Leichtes. Mavis Sand vielleicht. Die Frau dürfte kaum genug Hirn haben, dass es für einen Käsecracker reicht.«

»Dann halt den Mund und hilf uns, die anderen rauszuholen.«

Unweit von ihnen musterte Malcolm Cowley missbilligend eines der weniger wortgewandten Mitglieder der Untoten, bei dem zwischen dem Fleisch reichlich nackte Knochen zu sehen waren. Der tote Buchhändler wrang sein Tweedjackett aus und schüttelte bei jeder Bemerkung den Kopf. »Liegt ihr noch oder lebt ihr schon? Nun, ich habe schwedische Möbel stets wegen ihres funktionalen und doch eleganten Designs gemocht. Wenn wir uns also erst mal die Gehirne dieser Feiernden einverleibt haben, sehe ich mich bemüßigt, eine dieser Möbelboutiquen aufzusuchen, über die ich von Frischvermählten in der Kapelle schon so viel gehört habe. Erst schmausen wir, dann zu IKEA!«

»IKEA!«, riefen die Toten im Chor. »Erst schmausen, dann IKEA! Erst schmausen, dann IKEA!«

»Darf ich das Hirn der Frau vom Constable verspeisen?«, fragte Arthur Tannbeau. »Sie klingt so würzig ...«

»Holt alle aus der Erde, dann wird getafelt«, sagte der Neue, der es gewohnt war, Leuten zu sagen, was sie tun sollten.

»Wer ist gestorben und hat dich zum Chef ernannt?«, fragte Bess Leander.

»Ihr alle«, antwortete Dale Pearson.

»Wo er Recht hat, hat er Recht«, sagte Marty am Morgen.

»Ich glaube, während ihr Jungs hier weitermacht, werde ich mich mal auf dem Parkplatz umsehen. Oje, das mit dem Gehen klappt nicht so gut«, sagte Esther, die ein Bein nachzog und im

Schlamm eine Furche hinterließ. »Aber IKEA klingt wie ein köstliches Abenteuer zum Dessert.«

Kein Mensch weiß, warum, aber nach dem Verspeisen lebender Gehirne lieben die Toten vor allem erschwingliche Baukastenmöbel.

Auf der anderen Seite des Parkplatzes war Theophilus Crowe damit beschäftigt, das Wasser in seinen Ohren gegen Hundespeichel auszutauschen.

»Runter, Skinner.« Theo schob den großen Hund von sich weg und drückte den Sprechknopf am Funkgerät. Er hatte Frequenz und Signal nachgestellt und kaum mehr als ferne, geisterhafte Stimmen eingefangen, nur hier und da ein Wort im Rauschen. Der Regen auf dem Wagen war so laut, dass Theo seinen Kopf auf das Armaturenbrett legte, um die kleinen Lautsprecher besser hören zu können, und Skinner nahm das natürlich als Aufforderung, noch mehr Regen aus Theos Ohren zu lecken.

»Skinner! Aus!« Theo packte die Hundeschnauze und schob sie zwischen die Sitze. Ihn störte weder, dass der Hund nass war, noch, dass er ganz erheblich aus dem Maul stank – ihn nervte der Lärm. Es war einfach zu laut. Theo suchte in der Konsole zwischen den Sitzen herum und fand einen halben, eingewickelten Salamisnack. Skinner verschlang den Happen, indem er sich direkt neben Theos Ohr schmatzend die Lefzen leckte.

Theo stellte das Funkgerät ab. Pine Cove hatte ein echtes Problem mit den allgegenwärtigen Monterey-Kiefern, denn nach ein paar Jahren sahen die Weihnachtsbäume nicht mehr wie Weihnachtsbäume aus, sondern eher wie riesige Staubwedel mit einem gewaltigen Segel aus Nadeln und Zapfen ganz oben am langen, schlanken Stamm und einem flachen Wurzelsystem – ein Baum, der wie dafür gemacht war, umzufallen, sobald der Wind stärker blies. Wenn sich nun so ein El Niño die Küste

entlangschob und Sturm aufkam, fiel zuerst der Strom in den Relaisstationen für Handys und Kabelfernsehen aus, bald darauf hatte der ganze Ort keinen Saft mehr, und schließlich fielen die Telefonverbindungen aus, so dass praktisch die gesamte Kommunikation zusammenbrach. Das hatte Theo schon öfter erlebt, und ihm gefiel nicht, was es bedeutete. Noch vor dem Morgengrauen würde die Cypress Street unter Wasser stehen, und gegen Mittag paddelten die Leute dann mit Kajaks durch die Immobilienbüros und Galerien.

Irgendwas schlug draußen an den Wagen. Theo machte die Scheinwerfer an, aber es schüttete wie aus Eimern, und die Scheiben waren dermaßen beschlagen vom Hundehecheln, dass er nichts erkennen konnte. Wahrscheinlich nur ein kleiner Ast. Skinner bellte, was im Wagen ohrenbetäubend laut war.

Er konnte im Ort seine Runde drehen, aber da das *Slug* an Heiligabend geschlossen war, wusste er nicht, wer da unten sein sollte. Nach Hause? Nach Molly sehen? Im Grunde war sie mit ihrem allradgetriebenen Honda besser für das Wetter ausgerüstet, und sie war ohnehin klug genug, zu Hause zu bleiben. Er versuchte, es nicht persönlich zu nehmen, dass sie nicht zur Party gekommen war. Versuchte, sich nicht zu Herzen zu nehmen, dass der Pilot gesagt hatte, er habe eine Frau wie sie gar nicht verdient.

Und dann sah er – in Blasenfolie gewickelt, auf der Konsole – das Jugendstil-Bong. Theo nahm es in die Hand, betrachtete es, dann holte er eine Filmdose mit klebrig grünen Blüten aus seiner Uniformhemdtasche und begann, die Pfeife zu stopfen.

Ihn blendete gerade der Funke seines Einwegfeuerzeugs, als draußen etwas am Wagen entlangschrammte. Skinner sprang auf den Beifahrersitz, bellte die Scheibe an und schlug Theo mit seinem kräftigen Schwanz ins Gesicht.

»Runter, Dicker! Runter!«, sagte Theo, aber der Köter kratzte an der Plastikverschalung der Tür herum. Obwohl ihm klar war,

dass er es später mit einem klatschnassen Hund zu tun bekommen würde, wollte er doch dringend in Ruhe einen durchziehen, und so streckte Theo den Arm aus und öffnete die Beifahrertür. Skinner sprang hinaus. Der Wind knallte die Tür hinter ihm zu.

Draußen ging irgendetwas vor, aber Theo konnte nichts erkennen und dachte, Skinner tolle bestimmt nur im Matsch herum. Der Constable zündete das Bong an und verlor sich im Blubbern von süßem, tröstlichem Rauch.

Draußen vor dem Wagen, keine drei Meter entfernt, riss Skinner frohgemut einer untoten Lehrerin den Kopf ab. Ihre Arme und Beine schlenkerten herum, und ihr Mund bewegte sich, aber der Labrador hatte ihr die verweste Kehle bereits so gut wie durchgebissen und schüttelte ihren Kopf hin und her. Ein erfahrener Lippenleser hätte einem erklären können, dass Esther sagte: »Ich wollte nur ganz kurz an seinem Hirn nippen. Dieses Verhalten ist ausgesprochen unangemessen, junger Mann.«

*Dafür werde ich so was von geböserhundet werden*, dachte Skinner.

Theo stieg aus dem Wagen und trat in eine knöcheltiefe Pfütze. Trotz Kälte, Wind, Regen und dem Matsch, der ihm in seine Wanderstiefel lief, seufzte Theo, denn er war absolut und völlig stoned und befand sich an jenem wohl bekannten Ort, an dem alles, einschließlich des Regens, seine Schuld war und er einfach damit leben musste. Kein rührseliges Selbstmitleid wie vom Irish Whiskey, keine wütenden Schuldzuweisungen wie vom Tequila, keine nervöse Speed-Paranoia, nur eine kleine, melancholische Selbstverachtung und die Erkenntnis, was für ein elender Loser er war.

»Skinner. Komm her. Komm schon, Dicker, komm in den Wagen!«

Theo konnte Skinner kaum sehen, aber der große Hund lag auf dem Rücken und suhlte sich in etwas, das wie ein Haufen feuchter, schlammiger Wäsche aussah – wälzte sich hin und her,

mit offenem Maul, und seine rosa Zunge flog in ekstatischem Hundasmus hin und her.

*Wahrscheinlich ein toter Waschbär*, dachte Theo und versuchte, den Regen aus seinen Augen zu blinzeln. *So glücklich war ich noch nie. So glücklich werde ich niemals sein.*

Er überließ den Hund seinem Vergnügen und schleppte sich zurück zur Weihnachtsparty. Er meinte, eine Hand an seinem Hals zu spüren, als er sich durch die Doppeltüren kämpfte, dann hörte er ein lautes Stöhnen, als die Türen zuknallten, aber vermutlich war es nur der Wind. Es fühlte sich nicht an wie Wind. Musste aber wohl der Wind sein.

## 15

### *Kurz blitzt Molly auf*

»Beim purpurroten Horn des Nigoth ... ich befehle dir zu siedeln!«, kreischte das *Warrior Babe*. Was nützte eine höhere Macht, wenn sie einem nicht mal helfen konnte, chinesische Nudeln zu kochen? Molly stand über den Herd gebeugt, nackt bis auf eine breite Schärpe, an der mittig auf dem Rücken die Scheide für ihr Breitschwert hing, was den Eindruck vermittelte, als habe sie beim Festumzug für die »Miss Amok Nackedei« den Ehrenpreis gewonnen. Ihre Haut war schweißnass, nicht weil sie trainiert hatte, sondern weil sie den Kaffeetisch mit ihrem kaputten Breitschwert zerhackt und im Kamin verfeuert hatte, zusammen mit zwei Stühlen der Esszimmergarnitur. Es war glühend heiß in der Hütte. Noch war der Strom nicht ausgefallen, aber das würde er bald, und das *Warrior Babe of the Outland* schaltete erheblich früher in ihren Überlebens-Modus als die meisten Leute. Es stand in ihrer Job-Beschreibung.

»*Es ist Heiligabend*«, sagte der Erzähler. »*Sollten wir nicht vielleicht was Festlicheres essen? Eierpunsch? Wie wäre es mit nigothförmigen Zuckerplätzchen? Hast du purpurne Streusel?*«

»Du kriegst nichts und wirst dich damit zufrieden geben! Du bist nur ein seelenloser Geist, der mich plagt und wie eine Spinne durch meine Gedanken läuft. Sobald am Fünften mein Scheck kommt, wirst du für alle Zeit in den Abgrund verbannt.«

»*Ich meine ja nur: den Kaffeetisch zerhacken? Die Suppe anschreien? Ich finde, du könntest deine Energien in etwas positivere Bahnen lenken. Etwas weihnachtlicher.*«

Kurz blitzte Molly auf, und das *Warrior Babe* wurde sich bewusst, dass es eine Grenze gab, die sie überschreiten konnte,

wenn der Erzähler zur Stimme der Vernunft wurde und sie nicht nur dazu bringen wollte, sich seltsam zu gebärden. Sie drehte die Gasflamme kleiner und ging ins Schlafzimmer.

Sie zog einen Hocker vor den Schrank und kletterte hinauf, damit sie das oberste Regal erreichen konnte. Wenn man einen Mann heiratete, der eins fünfundneunzig groß war, hatte man oft das Problem, dass man alle möglichen Borde erklimmen musste, um an Sachen heranzukommen. Und außerdem brauchte man ein vernünftiges Dampfbügeleisen, wenn man seine Hemden bügeln wollte. Nicht, dass sie es besonders oft tat, denn wenn man mal versucht hat, in einem meterlangen Ärmel die Falten gerade hinzubekommen, stehen die Chancen gut, dass man das Bügeleisen endgültig an den Nagel hängt. Sie wurde jetzt schon wahnsinnig. Sie musste nicht erst versuchen, frustrierende Aufgaben zu erledigen.

Nachdem sie auf dem obersten Regal herumgetastet und das Ersatzholster für Theos Glock gefunden hatte, schloss sie ihre Hand um ein samtenes Bündel. Sie stieg vom Hocker und brachte es zum Sofa, wo sie sich hinsetzte und das Bündel langsam auswickelte.

Die Scheide war aus Holz gearbeitet. Sie war mit mehreren Schichten schwarzer Seide laminiert, so dass es schien, als würde sie das Licht aus dem Raum saugen. Der Griff war mit einer schwarzen Seidenkordel umwickelt und besaß einen aus Bronze gegossenen Handschutz mit filigranem Drachendesign. Aus dem Knauf ragte der elfenbeinerne Kopf eines Drachen hervor. Als sie das Schwert aus der Scheide zog, stockte ihr der Atem. Augenblicklich wusste sie, dass es echt war, dass es uralte war und exorbitant teuer gewesen sein musste. Es war die beste Klinge, die sie je in Händen gehalten hatte, und ein *tashi*, kein *katana*. Theo wusste, dass sie sich für ihr Training das längere, schwerere Schwert wünschte, dass sie mit dieser wertvollen Antiquität Stunde um Stunde arbeiten und sie ganz sicher nicht in eine Glasvitrine sperren würde, um sie sich nur anzusehen.

Ihr kamen die Tränen, und die Klinge verschwamm silbrig vor ihren Augen. Er hatte seine Freiheit und seinen Stolz riskiert, um sie ihr zu kaufen, um das an ihr zu würdigen, was alle anderen offenbar nur loswerden wollten.

»Deine Suppe kocht über«, sagte der Erzähler. »Gefühlsduseilige Trine.«

Was stimmte. Sie hörte es zischen, weil das Wasser in die Flamme tropfte. Molly sprang auf und suchte einen Platz, an dem sie das Schwert ablegen konnte. Der Kaffeetisch war schon lange im Kamin zu Asche verkohlt. Sie warf einen Blick auf das Regal unter dem vorderen Fenster, und im selben Moment hörte sie ein ohrenbetäubendes Krachen, als draußen der Stamm einer großen Kiefer nachgab, gefolgt von leichterem Knistern und Knacken, weil der Baum auf seinem Weg zu Boden Äste und kleinere Bäume mit sich riss. Funken erhellten die Nacht, das Licht ging aus, und die ganze Hütte erbebte, als der Baum vorn in den Garten kippte. Molly sah, dass die geknickten Strommasten drüben an der Straße einen blaugelben Bogen leuchten ließen. Draußen vor dem Fenster zeichnete sich eine dunkle Silhouette ab, stand nur da und sah sie an.

Obwohl viele Singles kamen, war die Lonesome Christmas Party doch nie dafür gedacht gewesen, dass man dort jemanden abschleppte, eine Fortsetzung der Weihnachtlichen Reise nach Jerusalem, die man im *Head of the Slug* antrat. Manchmal lernten sich Leute dort kennen, verliebten sich, wurden ein Paar, aber das war nicht der Sinn der Sache. Ursprünglich hatte es ein Beisammensein von Leuten sein sollen, die in der Gegend weder Familie noch Freunde hatten, mit denen sie das Weihnachtsfest verbringen konnten, und die weder allein sein noch im alkoholisierten Koma liegen wollten – oder beides. Im Lauf der Jahre war irgendwie mehr daraus geworden – ein Ereignis, auf das sich die Leute freuten und an dem sie lieber teilnahmen als an traditionellen Treffen mit Freunden und Familie.

»Ich kann mir nichts Gruseliges vorstellen, als die Feiertage mit meiner Familie zu verbringen«, sagte Tucker Case, als sich Theo eben wieder zu ihnen gesellte. »Wie ist es mit dir, Theo?«

Noch jemand stand bei Tuck und Gabe, ein blonder Mann mit Halbglatze, der wie ein fett gewordener Athlet aussah, im roten Hemd eines Kommandanten der Sternenflotte mit Anzughose. Theo erkannte Joshua Barkers Stiefvater/Mutterfreund/Sonstwas, Brian Henderson.

»Brian«, sagte Theo, denn er erinnerte sich im allerletzten Moment an den Namen, als er ihm die Hand reichte. »Wie geht's? Sind Emily und Josh auch hier?«

»Äh, ja, aber nicht mit mir«, sagte Brian. »Wir hatten irgendwie Streit.«

Tucker Case ging dazwischen. »Er hat den Kids erzählt, dass es den Weihnachtsmann gar nicht gibt und Weihnachten nur ein brillanter Plan des Einzelhandels ist, um mehr Zeug zu verkaufen. Was war da noch? Ach ja, dass der heilige Nikolaus ursprünglich dafür bekannt war, dass er ein paar Kinder wiederbelebt hat, die zerstückelt und in ein Gurkenglas gestopft worden waren. Die Mutter des Kleinen hat ihn vor die Tür gesetzt.«

»Oh, das tut mir Leid«, sagte Theo.

Brian nickte. »Wir haben uns sowieso nicht gut verstanden.«

»Irgendwie passt er richtig gut zu uns«, sagte Gabe. »Guck dir mal das coole Hemd an.«

Brian zuckte mit den Schultern. Es war ihm etwas peinlich. »Es ist rot. Ich dachte, das wäre weihnachtlich. Jetzt komme ich mir vor ...«

»Ha«, unterbrach ihn Gabe. »Mach dir keine Sorgen. Die Typen in den roten Hemden schaffen es nie bis zur zweiten Werbepause.« Er boxte Brian sanft gegen den Arm, eine Geste der Blindgänger-Solidarität.

»Also, ich geh mal eben raus zum Wagen und hol mir ein

anderes Hemd«, sagte Brian. »Ich komm mir blöd vor. Meine Sachen sind alle im Jetta. Meine ganze Habe.«

Als Brian zur Tür ging, fiel Theo plötzlich etwas ein. »Oh, Gabe, hab ich ganz vergessen. Skinner ist aus dem Wagen gesprungen. Er wälzt sich da draußen in irgendwas. Vielleicht solltest du Brian begleiten und nachsehen, ob du ihn wieder in den Wagen kriegst.«

»Er ist ein Wasserhund. Der kommt schon zurecht. Er kann draußen bleiben, bis die Party vorbei ist. Vielleicht springt er ja Val mit seinen dreckigen Pfoten an. Oh, hoffentlich, hoffentlich, hoffentlich!«

»Wow, das klingt aber irgendwie bitter«, sagte Tuck.

»Das liegt daran, dass ich ein verbitterter alter Mann bin«, erwiderte Gabe. »In meiner Freizeit, meine ich. Nicht immer. Meine Arbeit hält mich ganz schön auf Trab.«

Brian war in seinem *Star-Trek*-Hemd davongeschlichen. Als er eine der Doppeltüren öffnete, riss der Wind sie ihm aus der Hand und knallte sie außen an die Mauer der Kapelle, was sich wie ein Schuss anhörte. Alle drehten sich um und musterten den Mann, der verlegen mit den Achseln zuckte, und Skinner trottete herein, klatschnass und schlammig. Er trug etwas im Maul.

»Wow, der macht hier aber 'ne schöne Sauerei«, sagte Tuck. »Mir war noch nie bewusst, welche Vorteile es hat, ein fliegendes Säugetier zu haben.«

»Was hat er da in seinem Maul?«, fragte Theo.

»Wahrscheinlich einen Kiefernzapfen«, sagte Gabe, ohne hinzusehen. Dann sah er hin. »Oder auch nicht.«

Ein Schrei wurde laut, zog sich in die Länge, begann bei Valerie Riordan und wurde drüben beim Buffet irgendwie von einer Frau zur nächsten weitergereicht. Skinner hatte Val seine Trophäe präsentiert, ließ sie ihr auf den Fuß fallen und dachte – da sie beim Essen stand –, sie sei noch immer das Weibchen

vom Futtermann (denn wer konnte schon an Futter denken und nicht gleichzeitig auch an den Futtermann?) und würde es daher zu schätzen wissen und ihn vielleicht belohnen. Tat sie nicht.

»Halt ihn fest!«, rief Gabe Val zu, die ihn mit dem wortreichsten bösen Blick bedachte, den er je gesehen hatte. Vielleicht war es das Gewicht ihres Dokortitels, das sie derart beredt machte, aber ohne ein Wort zu sagen, sagte sie: *Du hast sie ja wohl nicht mehr alle.*

»Oder auch nicht«, sagte Gabe.

Theo durchquerte den Raum und griff nach Skinners Halsband, aber in letzter Sekunde schnappte sich der Labrador den Arm, täuschte mit dem Kopf an und wich aus, so dass Theo ihn nicht mehr erreichen konnte. Die drei Männer nahmen die Verfolgung auf, und Skinner tollte über den Holzboden, hielt den Kopf hoch, stolz wie ein Lipizzanerhengst, und blieb nur hin und wieder stehen, um sich zu schütteln und die entsetzten Zuschauer mit Schlamm zu bespritzen.

»Sag mir, dass sich das Ding nicht bewegt«, rief Tuck, während er versuchte, Skinner den Weg am Buffettisch abzuschneiden. »Diese Hand bewegt sich nicht.«

»Das ist nur die kinetische Energie, die vom Hund in den Arm übergeht«, sagte Gabe, nachdem er sich wie ein Ringer aufgebaut hatte. Er war daran gewöhnt, Tiere in der Wildnis einzufangen, und wusste, dass man wendig sein, seinen Schwerpunkt unten halten und reichlich Schimpfworte benutzen musste. »Verdammt noch mal, Skinner, komm her! Böser Hund, böser Hund!«

Tja, da war es also. Das Drama. Tausend Tierarztbesuche, Übelkeit vom Grasfressen, ein Floh, den man nicht erwischte. *Böser Hund*. Ach du lieber Hund! Er war ein *böser Hund*. Skinner ließ seine Trophäe fallen und nahm mit eingeklemmtem Schwanz eine Pose grenzenloser Demut, Schande, Reue und unverhohlener Trauer ein. Er winselte und wagte einen Blick auf

den Futtermann, einen Seitenblick, schmerzerfüllt, aber bereit, falls er gleich wieder geböserhundet werden sollte. Aber der Futtermann sah ihn nicht mal an. Niemand sah ihn an. Alles war gut. Er war gut. Waren das Würstchen, die er da drüben auf dem Tisch witterte? Würstchen sind gut.

»Das Ding bewegt sich«, sagte Tuck.

»Nein, tut es nicht. Oh, tut es doch«, sagte Gabe.

Wieder ertönten ein paar Schreie, diesmal auch Mörmerschreie zwischen den Frauen und Kindern. Die Hand versuchte wegzukriechen und zog den Arm hinter sich her.

»Wie frisch muss das Ding sein, damit es das kann?«, fragte Tuck.

»Das ist nicht frisch«, erklärte Joshua Barker, eines der wenigen Kinder im Raum.

»Hi, Josh«, sagte Theo Crowe. »Ich hab dich gar nicht kommen sehen.«

»Sie waren draußen in Ihrem Wagen und haben am Bong gezogen, als wir gekommen sind«, sagte Josh fröhlich. »Frohe Weihnachten, Constable Crowe.«

»Okay«, sagte Theo. Er dachte kurz nach, oder zumindest kam es ihm kurz vor. Dann zog er seine Gore-Tex-Jacke aus und warf sie über den zuckenden Arm. »Alles klar, Leute. Ich muss euch ein kleines Geständnis machen. Ich hätte es euch schon längst erzählen sollen, aber ich konnte selbst nicht glauben, was ich gesehen habe. Es wird Zeit, dass ich euch allen gegenüber ehrlich bin.« Theo hatte inzwischen Übung darin, bei den Treffen der Anonymen Narkotiker peinliche Dinge über sich zu erzählen, und diese Beichte schien ihm noch leichter zu fallen, da er ziemlich stoned war. »Vor ein paar Tagen habe ich einen Mann getroffen, oder zumindest habe ich ihn für einen Mann gehalten, aber in Wahrheit war er so was wie ein unzerstörbarer Roboter. Ich habe ihn angefahren, mit meinem Volvo, mit ungefähr achtzig, und er schien es kaum zu merken.«

»Der Terminator?«, sagte Mavis Sand. »Den würde ich ficken.«

»Fragt mich nicht, wie er hergekommen ist oder was er eigentlich wirklich ist. Ich denke, wir haben wohl alle im Laufe der Jahre festgestellt, dass sich eine Krise am besten überstehen lässt, wenn man die naheliegendste Erklärung für das Unerklärliche akzeptiert. Jedenfalls glaube ich, dass dieser Arm möglicherweise zu dieser Maschine gehören könnte.«

»Bullshit!«, hörte man eine laute Stimme von draußen vor den Türen.

Im selben Moment flogen die Türen auf, der Wind peitschte herein und brachte einen grauenhaften Gestank mit sich. Dort stand – umrahmt vom Eingang der Kapelle – der Weihnachtsmann und hielt Brian Henderson im roten *Star-Trek*-Hemd an der Kehle. Hinter ihm wankten dunkle Gestalten, stöhnten irgendwas von IKEA, während der Weihnachtsmann einen stupsnasigen 38er Revolver an Brians Schläfe hielt und abdrückte. Blut spritzte über die vordere Wand, und der Weihnachtsmann warf Marty am Morgen den Leichnam zu, der sofort damit begann, das Hirn aus dem Einschussloch des toten Brian zu saugen.

»Fröhliche Weihnachten, ihr Arschgeigen!«, sagte der Weihnachtsmann.

**16**  
**Ge ...**

... arsch.

***Er weiß, ob du artig warst oder nicht ...***

Zwar mochte sie entsetzt darüber sein, was da im Eingang der Kapelle vor sich ging, angesichts der Schüsse, des Hirnauslutschens und der Drohungen, doch dachte Lena Marquez unwillkürlich: *Wie unangenehm – meine beiden Exmänner sind hier.* Dale stand im Weihnachtsmannkostüm da, war voller Blut und Schlamm und brüllte laut vor Zorn, während sich Tucker Case umgehend in den hinteren Teil des Raumes zurückzog und unter einen der Klappische beim Buffet verkrümelte.

Es wurde geschrien und herumgerannt, aber die meisten standen nur da, vor Schreck wie gelähmt. Und Tucker Case gab den vollendeten Feigling. Sie schämte sich so.

»Schlampe!«, brüllte der tote Dale Pearson und deutete mit der kleinen 38er auf sie. »Jetzt du!« Er steuerte über den Holzfußboden auf sie zu.

»Pass auf, Lena!«, hörte sie jemanden hinter sich rufen. Sie drehte sich gerade noch rechtzeitig um, dass sie ausweichen konnte, als sich der Buffettisch hinter ihr aufbäumte und die Teller mit der Lasagne herunterrutschten. Die Brenner unter den Auflaufformen gossen blaue Flammen über Tisch und Boden, als Tucker Case mit dem ganzen Ding aufstand und einen Schlachtruf ausstieß.

Theo Crowe sah, was vor sich ging, und riss einen ganzen Schwung von Leuten beiseite, als Tuck durch den Raum stürmte, mit der Tischplatte vor sich, und auf die Untoten zuhielt. Dale Pearson feuerte auf den nahenden Tisch, wurde drei Schüsse los, bevor Tuck ihn rammte.

»Crowe, die Tür, die Tür!«, rief Tuck und trieb Dale und seine untoten Spießgesellen in den Regen hinaus. Der blau brennende

Alkohol fraß sich an Dales weißem Bart hinauf und ergoss sich gleichzeitig über Tucks Beine, während er ins Dunkel stampfte. Theo trabte durch den Raum und langte nach draußen, um sich die Tür zu greifen. Eine einarmige Leiche in einer Lederjacke wick Tucks Buffetbarrikade aus und griff nach Theo, der dem Leichnam einen Fuß an die Brust setzte und ihn die Treppe hinunterstieß. Theo zog die eine Tür zu, dann langte er um die Ecke und nahm die andere. Er zögerte.

»Mach die gottverdammte Tür zu!«, schrie Tuck und trampelte und stampfte, verlor seinen Schwung gegen die Untoten, als er an der untersten Stufe angekommen war. Theo sah, dass verwesene Hände um den Rand des Tisches langten, um nach Tuck zu greifen. Ein Mann, dessen Unterkiefer nur noch an einem Hautfetzen hing, kreischte den Piloten an und versuchte, seine oberen Zähne in Tucks Hand zu schlagen.

Das Letzte, was Theo sah, bevor er die Tür hinter sich ins Schloss zog, war, dass Tucker Case' Beine blau brannten und im Regen dampften.

»Bringt noch einen Tisch hier rüber!«, rief Theo. »Stemmt euch gegen die Tür! Klemmt den Tisch unter die Griffe!«

Es gab einen stillen Augenblick, in dem nur das Rauschen des Windes und die schluchzende Emily Barker zu hören waren, die eben hatte mit ansehen müssen, wie man ihren Exfreund erschossen und ihm das Hirn ausgesaugt hatte.

»Was war das?«, rief Ignacio Nuñez, ein rundlicher Latino, dem die Gärtnerei im Dorf gehörte. »Was zum Teufel war das?«

Lena Marquez war instinktiv zu Emily Barker gegangen und kniete neben der wehklagenden Frau, legte ihr einen Arm um die Schulter. Sie sah Theo an. »Tucker ist draußen. Er ist noch da draußen.«

Theo Crowe merkte, dass alle Blicke auf ihn gerichtet waren. Er hatte seine liebe Mühe, wieder zu Atem zu kommen, und spürte, wie der Puls in seinen Ohren wummerte. So gern hätte er

jemandem in die Augen gesehen, der wusste, was zu tun war, aber als er einen Blick in die Runde warf – in gut vierzig entsetzte Gesichter –, bemerkte er, dass die ganze Verantwortung an ihm hängen bleiben würde.

»Oh Scheiße«, sagte er, als seine Hand zur Hüfte wanderte, wo normalerweise sein Holster hing.

»Liegt bei mir in der Küche«, sagte Gabe Fenton. Gabe hielt den Buffettisch fest, der seitwärts unter die doppelten Riegel der Kirchentüren geklemmt war.

»Nimm den Tisch weg«, sagte Theo und dachte: *Ich mag den Kerl nicht mal*. Er half Gabe dabei, den Tisch beiseite zu schieben und ging in die Hocke, um Anlauf zu nehmen, wie ein Sprinter vor dem Start, während Gabe die Tür bemannte.

»Schließ sie hinter mir. Wenn du mich schreien hörst: ›Lass mich rein!‹, also ...«

In diesem Moment klirrte es hinter ihnen, und etwas flog durch eines der hohen Buntglasfenster, so dass die Scherben bis mitten in den Raum segelten. Tucker Case – nass, verkohlt und blutverschmiert – stand vom Boden auf, wo er gelandet war, und sagte: »Ich weiß nicht, wer unter diesem Fenster da geparkt hat, aber er sollte seinen Wagen lieber wegfahren, denn wenn diese Dinger daran hochklettern, kommen sie mir gleich durchs Fenster hinterher.«

Theo betrachtete die Reihe der Buntglasfenster zu beiden Seiten der Kapelle, links und rechts je acht, jedes davon gut zweieinhalb Meter über dem Boden und etwa einen halben Meter breit. Als die Kapelle errichtet worden war, standen Buntglasfenster hoch im Kurs, aber die Gemeinde war arm, daher fielen sie klein aus, was im Verteidigungsfall von Vorteil wäre. Es gab nur ein einziges großes Fenster im ganzen Gebäude – dort, wo früher der Altar gewesen war, wo jetzt aber Mollys zehn Meter hoher Weihnachtsbaum stand –, ein zwei mal drei Meter großes,

buntes Kathedralenfenster mit einer Darstellung der heiligen Rosa, der Schutzheiligen der Inneneinrichter, die der Jungfrau Maria ein Zierkissen überreichte.

»Nacho!«, bellte Theo Ignacio Nuñez an. »Sieh nach, ob du im Keller irgendwas findest, mit dem sich das Fenster verbarrikadieren lässt.«

Wie aufs Stichwort tauchten zwei verwesende, schlammverschmierte Gesichter an der Öffnung auf, durch die Tuck eben hereingeflogen war, stöhnten und suchten mit ihren Knochenhänden Halt an der Fensterbank, um hereinklettern zu können.

»Knall sie ab!«, rief Tuck vom Boden her. »Knall die Scheißdinger ab, Theo!«

Theo schüttelte den Kopf. Keine Waffe.

Irgendwas blitzte an Theo vorbei, und er fuhr herum und sah, dass Gabe Fenton auf das Fenster zuraste, mit einer langen Auflaufform randvoll mit Lasagne in Händen, die er offenbar in einem Akt wahrer Pastafari-Selbstopferung aus dem Fenster kippen wollte. Theo bekam den Biologen am Kragen zu fassen und bremste ihn wie einen rennenden Hund an der Leine. Arme und Beine flogen nach vorn, und er brachte es fertig, die Auflaufform in der Hand zu behalten, aber fast vier Kilo dampfender, käsiger Gaumenkitzel segelten durchs Fenster, verbrühten die Angreifer und spritzten die Wand um das Fenster mit roter Soße voll – ganz Jackson Pollock.

»Genau, bombardiert sie mit Essen! Das wird sie aufhalten«, rief Tuck. »Als Nächstes feuert eine Salve Knoblauchbrot!«

Gabe kam auf die Beine und sprang Theo ins Gesicht, oder hätte es getan, wäre er ein gutes Stück größer gewesen. »Ich wollte uns retten«, sagte er ernst, an Theos Brustbein gewandt.

Bevor Theo antworten konnte, riefen Ignacio Nuñez und Ben Miller – ein langer Ex-Leichtathlet von Anfang dreißig –, sie sollten aus dem Weg gehen. Die beiden kamen mit dem nächsten Buffettisch zum kaputten Fenster. Gabe und Theo halfen

Ben dabei, den Tisch gegen die Wand zu drücken, während Nacho ihn festnagelte. »Im Keller hab ich Werkzeug gefunden«, sagte Nacho zwischen den Hammerschlägen. Tote Fingernägel krallten sich um die Tischplatte.

»Ich hasse Käse!«, schrie der Leichnam, der noch zum Schreien ausgerüstet war. »Klebt alles zusammen.«

Der Rest des untoten Mobs begann, draußen an die Mauern zu klopfen.

»Ich muss nachdenken«, sagte Theo. »Ich muss nur mal kurz nachdenken.«

Lena verarztete Tucker Case' Wunden mit Verbandszeug und Jodsalbe aus dem Erste-Hilfe-Kasten der Kapelle. Die Verbrennungen an Beinen und Oberkörper waren oberflächlicher Natur, da der Regen den brennenden Alkohol größtenteils bereits gelöscht hatte, bevor das Feuer die Kleider durchdringen konnte. Seine lederne Bomberjacke war ihm beim Sprung durch das Fenster von Nutzen gewesen, aber er hatte einen tiefen Schnitt an der Stirn und einen weiteren am Oberschenkel. Eine von Dales Kugeln hatte Tucks Rippen gestreift und eine zehn Zentimeter lange Wunde hinterlassen.

»Das war das Tapferste, was ich je gesehen habe«, sagte Lena.

»Weißt du, ich bin Pilot«, erwiderte Tuck, als mache er so etwas jeden Tag. »Ich konnte nicht zulassen, dass sie dir was antun.«

»Ehrlich?«, sagte Lena und hielt einen Moment lang inne, um ihm in die Augen zu sehen. »Es tut mir Leid, dass ich ... dass du ...«

»Im Grunde ... wahrscheinlich hast du es nicht gemerkt, aber diese Sache mit dem Tisch? Nur ein misslungener Fluchtversuch.«

Tuck zuckte zusammen, als sie den Verband um seine Rippen mit Klebeband befestigte.

»Das muss genäht werden«, sagte Lena. »Hab ich irgendwas vergessen?«

Tuck hob seine rechte Hand. Am Handrücken waren Bissspuren zu sehen, aus denen Blut quoll.

»Oh, mein Gott!«, rief Lena.

»Sie werden ihm den Kopf abtrennen müssen«, sagte Joshua Barker, der daneben stand und zusah.

»Wem?«, erwiderte Tucker. »Du meinst den Mann im Weihnachtsmannkostüm, oder?«

»Nein, ich meine *Ihren* Kopf«, sagte Josh. »Man wird Ihnen den Kopf abschneiden müssen, weil Sie sonst einer von denen werden.«

Mittlerweile hatten sich fast alle in der Kapelle um Tuck und Lena versammelt und schienen dankbar zu sein, dass sie etwas hatten, dem sie sich widmen konnten. Das Klopfen an den Wänden hatte nachgelassen, und abgesehen vom gelegentlichen Rütteln an den Türgriffen hörte man nur Wind und Regen. Der versammelten Weihnachtsparty fehlten schlicht die Worte.

»Geh weg, Kleiner«, sagte Tuck. »Jetzt ist kein guter Moment, klein zu sein.«

»Was sollten wir dafür nehmen?«, fragte Mavis Sand.

»Wäre das hier okay, Kleiner?« Sie hielt ein Sägemesser hoch, mit dem sie das Knoblauchbrot geschnitten hatte.

»Das ist absolut indiskutabel«, sagte Tuck.

»Wenn Sie ihm nicht den Kopf abschneiden, wird er einer von denen und lässt sie rein.«

»Was für eine blühende Phantasie der Kleine doch hat«, sagte Tuck und grinste einen nach dem anderen an, auf der Suche nach Verbündeten. »Es weihnachtet sehr! Ach, Weihnacht, du schöne Zeit, in der alle braven Menschen herumlaufen und sich gegenseitig enthaupten ...«

Theo Crowe kam aus dem Hinterzimmer, wo er etwas gesucht

hatte, was sie als Waffe benutzen konnten. »Die Telefonleitungen sind tot. Jeden Augenblick geht uns der Strom aus. Hat jemand ein funktionstüchtiges Handy dabei?«

Niemand antwortete. Alle starrten Tuck und Lena an.

»Wir wollen ihm den Kopf abschneiden, Theo«, erklärte Mavis und hielt ihm das Brotmesser hin, mit dem Griff voran. »Da du hier das Gesetz bist, denke ich: Du solltest es tun.«

»Nein, nein, nein, nein, nein, nein!«, sagte Tuck. »Und nochmal nein.«

»Nein«, sagte Lena, um ihren Mann zu unterstützen.

»Hey, Leute ... habt ihr mir vielleicht was zu erzählen?«, fragte Theo. Er nahm Mavis das Brotmesser weg und schob es sich hinten in den Gürtel.

»Ich glaube, du warst da schon auf dem richtigen Weg, was diesen Killer-Roboter anging«, sagte Tuck.

Lena stand auf und stellte sich zwischen Theo und Tuck. »Es war ein Unfall, Theo. Ich habe Weihnachtsbäume ausgegraben, wie jedes Jahr, und Dale kam vorbei, betrunken und wütend. Ich weiß nicht genau, wie es passiert ist. Eben wollte er mich noch erschießen, und schon hatte er diesen Spaten im Hals. Tucker hatte nichts damit zu tun. Er kam nur zufällig vorbei und wollte helfen.«

Theo sah Tuck an. »Und dann hast du ihn zusammen mit seiner Waffe begraben?«

Unter Schmerzen kam Tuck auf die Beine und stellte sich hinter Lena. »Wie sollte ich das voraussehen? Wie konnte ich ahnen, dass er sauer und hirnhungrig aus seinem Grab steigt und ich lieber seine Waffe vor ihm hätte verstecken sollen? Das hier ist Ihre Stadt, Constable, erklären Sie es mir! Wenn man Leichen vergräbt, kommen sie normalerweise nicht zurück, um einem am nächsten Tag das Hirn wegzufuttern.«

»Hirn! Hirn! Hirn!«, riefen die Untoten draußen vor der Ka-

pelle im Chor. Dann fingen sie wieder an, gegen die Mauern zu klopfen.

»Aufhören!«, schrie Tucker Case, was sie zur allgemeinen Überraschung auch taten. Tuck grinste Theo an. »Da hab ich wohl Scheiße gebaut.«

»Was meinst du?«, sagte Theo. »Wie viele?«

»Sie sollten seinen Kopf über der Spüle abschneiden«, sagte Joshua Barker. »Dann gibt es nicht so eine Sauerei.«

Wortlos beugte sich Theo vor, nahm Joshua bei den Oberarmen und hob ihn hoch, dann marschierte er los und überreichte ihn seiner Mutter, die aussah, als stünde sie noch immer unter Schock. Theo hielt seinen Zeigefinger an Joshs Lippen, um ihn zum Schweigen zu bringen. Theo sah ernster aus, furchteinflößender, mehr Herr der Lage, als man ihn je zuvor gesehen hatte. Der Junge verbarg das Gesicht an der Brust seiner Mutter.

Theo wandte sich zu Tuck um. »Wie viele?«, wiederholte Theo. »Dreißig, vielleicht vierzig habe ich gesehen.«

»In etwa«, erwiderte Tuck. »Sie befinden sich in unterschiedlichen Stadien der Verwesung. Einige sehen aus, als wären sie nichts als Knochen, andere wirken noch relativ frisch. Keiner von ihnen macht den Eindruck, als wäre er sonderlich schnell oder kräftig. Dale vielleicht, und ein paar von den Frischeren. Es ist, als müssten sie erst wieder laufen lernen oder so.«

Von draußen hörte man ein lautes Knacken, und alle zuckten zusammen – eine Frau sprang einem Mann kreischend buchstäblich in die Arme. Alle gingen in die Hocke, lauschten einem Baum, der durch dicke Äste fiel, und warteten darauf, dass er durch die Deckenbalken krachte. Die Lichter gingen aus, und die ganze Kirche erbebte, als die mächtige Kiefer am Waldboden aufschlug.

Augenblicklich knipste Theo eine Taschenlampe an, die er in weiser Voraussicht eingesteckt hatte. Über der großen Tür gingen kleine Notlichter an, so dass alle lange Schatten warfen.

»Die dürften ungefähr eine Stunde halten«, sagte Theo.

»Unten im Keller müssten noch mehr Taschenlampen sein. Erzähl weiter! Was hast du sonst noch gesehen, Tuck?«

»Na ja, sie sind hungrig und genervt. Ich hatte ganz schön damit zu tun, dass sie mir nicht das Hirn rauslutschen. Sie scheinen mir ausgesprochen hartnäckig zu sein, was diese Sache mit den Gehirnen angeht. Danach wollen sie – glaube ich – zu IKEA.«

»Das ist doch lächerlich«, sagte Val Riordan, die elegant frisierte Psychiaterin, und meldete sich damit zum ersten Mal zu Wort, seit das Ganze angefangen hatte. »Es gibt keine Zombies. Ich weiß nicht, was eurer Ansicht nach hier vor sich geht, aber da draußen gibt es keine Horde hirnfressender Zombies.«

»Da muss ich Val Recht geben«, sagte Gabe Fenton, wobei er sich neben sie stellte. »Es gibt keine wissenschaftliche Grundlage für den Zombieismus – abgesehen von ein paar Experimenten mit Kugelfisch-Toxinen in der Karibik, bei denen die Leute in einen todesähnlichen Zustand mit kaum merklicher Atmung und extrem flachem Puls verfielen, aber Tote sind niemals ... also ... auferstanden.«

»Ach ja?«, sagte Theo und warf einen wortreichen, wenn auch toten Blick in die Runde. »Hirn!«, rief er.

»Hirn! Hirn! Hirn!«, hörte man den Chor von draußen. Das Klopfen an der Wand begann von neuem.

»Maul halten!«, rief Tuck. Was die Toten taten.

Theo sah Val und Gabe an und zog die Augenbrauen hoch. *Also?*

»Okay«, sagte Gabe. »Möglicherweise brauchen wir mehr Daten.«

»Nein, das kann nicht sein«, sagte Valerie Riordan. »Das ist unmöglich.«

»Dr. Val«, sagte Theo. »Wir wissen, was hier vor sich geht.

Wir wissen nicht, warum, und wir wissen nicht, wie, aber wir haben unser Leben doch nicht im luftleeren Raum verbracht, oder? In diesem Fall sind Scheuklappen keine Lösung.«

Im selben Moment flog ein Mauerstein klirrend durch eines der Fenster und landete mit einem dumpfen Schlag mitten auf dem Boden der Kapelle. Zwei klauengleiche Hände krallten sich an die Fensterbank, und ein zermatschtes Männergesicht erschien. Der Zombie zog sich so weit hoch, dass er sich mit dem Ellbogen drinnen am Fenster verhaken konnte, und schrie: »Val Riordan hat dem pickligen Bengel einen geblasen, der im *Thrifty-Mart* an der Kasse die Sachen einpackt!«

Eine Sekunde später hob Ben Miller den Stein auf, schleuderte ihn durchs Fenster zurück und traf den Zombie mit einem ekelhaft schmatzenden Geräusch mitten im Gesicht.

Als Ben und Theo den letzten der Buffettische anhoben, um ihn vor das Fenster zu nageln, trat Gabe Fenton einen Schritt von Valerie Riordan zurück und sah sie an, als wäre sie in radioaktive Murmeltierspucke getunkt worden. »Du hast gesagt, du wärst allergisch!«

»Damals waren wir schon fast nicht mehr zusammen«, entgegnete Val.

»Fast! Fast! Deinetwegen habe ich am Sack Verbrennungen dritten Grades!«

Auf der anderen Seite des Raums flüsterte Tucker Case in Lena Marquez' Ohr: »Ich hab gar nicht mehr so ein schlechtes Gewissen, weil wir die Leiche versteckt haben. Und du?« Sie drehte sich um und küsste ihn so fest, dass er einen Moment glatt vergaß, dass er gerade erst angeschossen, angezündet und gebissen worden war.

Jahrelang hatten die Toten gelauscht, und die Toten wussten Bescheid. Sie wussten, wer wen betrog, wer was klaute und natürlich auch, wo die Leichen vergraben waren. Neben dem

passiven Lauschen – Leute, die hinausschlichen, um eine zu rauchen, beiläufige Gespräche bei Beerdigungen, vertrauliche Spaziergänge im Wald und die Sex-und-Grusel-Aktivitäten, in denen sich einige Lebende auf dem Friedhof ergingen – benutzte manch Lebender einen Grabstein als Beichtstuhl und vertraute ihm seine innigsten Geheimnisse an, weil er dachte, so ein Stein könne nichts ausplaudern, und erzählte ihm deshalb Sachen, die er normalerweise für sich behalten hätte.

Es gab manches, von dem die Leute glaubten, absolut niemand, weder tot noch lebendig, könne etwas davon wissen, aber sie wussten es doch.

»Gabe Fenton guckt sich Eichhörnchen pornos an!«, kreischte Bess Leander, wobei sie ihre tote Wange draußen gegen die nassen Schindeln der Kapelle drückte.

»Das sind keine Pornos, das ist meine Arbeit«, erklärte Gabe den Umstehenden.

»Er hat keine Hosen an! Eichhörnchen, die es treiben, in Zeitlupe. Ohne Hosen.«

»Nur das eine Mal. Außerdem muss man sie sich in Zeitlupe ansehen«, sagte Gabe. »Es sind Eichhörnchen!« Alle taten angestrengt so, als würden sie Gabe nicht anstarren.

»Ignacio Nunez hat Jimmy Carter gewählt«, hörte man draußen jemanden rufen. Der überzeugte Republikaner und Gärtnerei-Besitzer stand da wie ein Hirsch im Scheinwerferlicht, als sich alle mit ihren Taschenlampen zu ihm umwandten. »Ich war erst ein Jahr in diesem Land. Gerade erst eingebürgert. Ich hab nicht mal besonders gut Englisch gesprochen. Er hat gesagt, er wolle den Armen helfen. Ich war arm.«

Theo streckte den Arm aus und klopfte Nacho auf die Schulter.

»Ben Miller hat auf der Highschool Anabolika benutzt. Seine Hoden sind so klein wie Schrotkugeln!«

»Stimmt überhaupt nicht!«, rief der Leichtathlet. »Meine Hoden sind ganz normal groß.«

»Klar, wenn du zwanzig Zentimeter groß wärst«, sagte Marty am Morgen, total tot und ohne Werbung.

Ben drehte sich zu Theo um. »Wir müssen irgendwas unternehmen.«

Alle anderen in der Kapelle blickten von einem zum nächsten, jeder mit erheblich entsetzterem Gesichtsausdruck als zuvor, als man sich nur einer Horde Untoter ausgesetzt sah, die einem das Hirn aus dem Schädel lutschen wollte. Diese Zombies hatten Geheimnisse.

»Theo Crowes Frau hält sich für eine Mutantenjägerin!«, rief eine verwesene Frau, die früher mal Krankenschwester im County Hospital gewesen war.

Alle in der Kapelle sahen sich irgendwie an und nickten, zuckten mit den Schultern, seufzten erleichtert.

»Das wussten wir schon!«, rief Mavis. »Das ist nichts Neues!«

»Oh, tut mir Leid«, sagte die tote Krankenschwester. Es folgte eine Pause, dann: »Okay, also ... Wally Beerbinder ist schmerzmittelabhängig.«

»Wally ist nicht hier«, erwiderte Mavis. »Er verbringt Weihnachten bei seiner Tochter in L. A.«

»Mehr weiß ich nicht«, sagte die Krankenschwester. »Soll jemand anders was sagen.«

»Tucker Case glaubt, seine Fledermaus kann sprechen«, rief Arthur Tannbeau, der tote Orangenfarmer.

»Wer möchte Weihnachtslieder singen?«, fragte Tuck. »Ich fang an. *Oh du fröhliche* ...«

Und so sangen sie lauthals, um die Geheimnisse der Untoten zu übertönen. Sie sangen, bewegt vom Geist der Weihnacht, laut und falsch, bis der Rammbock gegen die Eingangstüren schlug.

## 18

### ***Deine mickrigen Wurm-gottwaffen haben keine Chance gegen mein überlegenes Weihnachts-Kung-Fu***

Molly schlich zur Hintertür der Hütte hinaus und draußen an der Wand entlang, bis sie die kräftige Gestalt vor ihrem Panoramafenster stehen sah. Die Leitungsdrähte drüben an der Straßen sprühten keine Funken mehr, und Mond und Sterne konnten das Dunkel nicht durchdringen. Seltsamerweise konnte sie den Mann vor ihrem Fenster deutlich erkennen, denn er war von schwachem Lichtschein umgeben.

*Radioaktiv*, dachte Molly. Er trug den langen, schwarzen Mantel der Sandpiraten. Was aber trieb einen Wüstenräuber in ein solches Unwetter hinaus?

Sie ging in *Hasso-No-Kamae*-Stellung, Rücken gerade, das Schwert hoch erhoben und über der rechten Schulter leicht geneigt, Handschutz auf Mundhöhe, linker Fuß vor. Sie war drei Schritte davon entfernt, dem Eindringling den Todesstoß zu versetzen. Das Schwert lag wunderbar in ihrer Hand, ausgeglichen, federleicht. Sie spürte die feuchten Kiefernadeln unter ihren nackten Füßen und wünschte, sie hätte Schuhe angezogen, bevor sie in die Nacht hinausgerannt war. Der kalte Regen auf ihrer nackten Haut erinnerte sie daran, dass vielleicht auch ein Pulli keine schlechte Idee gewesen wäre.

Der leuchtende Mann starrte in die gegenüberliegende Ecke der Hütte, und Molly setzte sich in Bewegung. Drei weiche Schritte, und sie stand hinter ihm. Die Schneide ihrer Klinge lag an seinem Hals. Ein kurzer Ruck, und das Schwert würde seine Rückenwirbel durchtrennen.

»Eine Bewegung, und du bist tot«, sagte Molly.

»Oh-oh«, machte der leuchtende Mann.

Mollys Klinge reichte fast einen halben Meter über das Gesicht des Fremden hinaus. Er warf einen Blick auf die Klinge.

»Dein Schwert gefällt mir. Willst du meins mal sehen?«

»Beweg dich, und du stirbst!«, sagte Molly und dachte, so etwas sollte man eigentlich nicht zweimal sagen müssen. »Wer bist du?«

»Ich bin Raziel«, antwortete Raziel. »Es ist nicht das Schwert des Herrn oder so. Nichts, womit man Städte zerstören könnte, nur eine Waffe, mit der man ein, zwei Feinde gleichzeitig erledigen oder Aufschnitt schneiden kann. Magst du Salami?«

Molly wusste nicht, wie sie weitermachen sollte. Dieser leuchtende Sandpirat schien absolut furchtlos zu sein, obwohl sie ihm eine rasiermesserscharfe Klinge an die Halsschlagader hielt. »Wieso glotzt du mitten in der Nacht in mein Fenster?«

»Weil ich durch die Holzwand nichts erkennen kann.«

Molly knallte Raziel die flache Seite ihrer Klinge an den Kopf.

»Autsch.«

»Wer bist du, und was willst du hier?«, fragte Molly. Sie ließ ihre Klinge zurückzucken, um ihm mit dem nächsten Schlag zu drohen, und in diesem Augenblick trat Raziel von ihr zurück, fuhr herum und zückte ein Schwert, das am Rücken versteckt gewesen war.

Molly zögerte, wenn auch nur eine Sekunde, dann trat sie vor und hieb ihre Klinge abwärts, eine Attacke, die auf seine Schulter gerichtet war. Raziel parierte den Hieb und schlug zurück. Molly wehrte ihn ab und zielte mit ihrer Klinge auf seinen linken Arm. Raziel schaffte es gerade noch, ihre Klinge abwärts zu drücken, ansonsten hätte sie ihm den Arm abgehackt. Das ultrascharfe *tashi* schnitt ein langes Stück Stoff aus seinem Mantel und einen schmalen Hautlappen aus dem Unterarm.

»Hey«, sagte er mit Blick auf den baumelnden Ärmel.

Es kam kein Blut. Man sah nur einen dunklen Streifen, wo die Haut fehlte. Er begann, auf sie einzuhacken, wedelte das Zeichen für Unendlichkeit in die Luft, dann trieb er Molly durch den Wald zur Straße hin. Sie tänzelte rückwärts, parierte ein paar Schläge, wich anderen aus, trat hinter Bäume, wirbelte nasse Kiefernadeln auf. Sie konnte ihren leuchtenden Angreifer gut sehen, dessen Schwert inzwischen glühte, aber um sie herum war es so finster, dass sie sich nur nach Gefühl und Erinnerung bewegen konnte. Als sie einen seiner Hiebe abwehrte, blieb sie mit der Ferse an einer Wurzel hängen und verlor das Gleichgewicht. Schon drohte sie rückwärts zu fallen und kreiselte herum, als wollte sie sich fangen. Raziel kam mit Schwung nach vorn, schwang sein Schwert nach einem Ziel, das eben noch einen halben Meter höher gewesen war, und lief schnurstracks in Mollys Klinge. Vornübergebeugt kauerte sie da, hatte ihr Schwert am Brustkorb vorbeigeschoben, so dass es nun durch Raziel hindurchging und gut einen halben Meter aus seinem Rücken ragte. Einen Moment waren sie wie erstarrt – er über ihren Rücken gebeugt, durch ihr Schwert vereint –, wie zwei Hunde, die man mit einem Eimer Wasser trennen sollte.

Noch in der Hocke riss Molly die Klinge heraus, drehte sich um, bereit für den Gnadenstoß, der ihren Feind vom Schlüsselbein bis zur Hüfte spalten würde.

»Autsch«, sagte Raziel mit einem Blick auf das Loch in seinem Solarplexus. Er warf sein Schwert zu Boden und drückte mit den Fingern an der Wunde herum. »Autsch«, sagte er noch einmal und sah zu Molly auf. »Mit so einem Schwert sticht man nicht zu. Man darf mit so einem Schwert nicht zustechen. Das ist unfair.«

»Du müsstest jetzt eigentlich sterben«, sagte Molly.

»Mh-mh«, machte Raziel.

»Du kannst zum Tod nicht mh-mh sagen. Das ist ein ganz laues Argument.«

»Du hast mich mit deinem Schwert durchbohrt und meinen Mantel kaputtgemacht.« Er hielt den lädierten Ärmel hoch.

»Na ja, du bist hier mitten in der Nacht rumgeschlichen und hast in mein Fenster geguckt. Und dann hast du dein Schwert gezückt.«

»Ich wollte es dir zeigen. Es gefällt mir nicht mal. Für meine nächste Mission will ich ein Netz wie Spiderman.«

»Mission? Was für eine Mission? Hat Nigoth dich geschickt? Er ist übrigens nicht mehr meine höhere Macht. Auf solche Hilfe kann ich verzichten.«

»Fürchte dich nicht«, sagte Raziel. »Denn ich bin ein Bote Gottes, gekommen, um euch zu Christi Geburt ein Wunder zu bringen.«

»Du bist was?«

»Fürchte dich nicht.«

»Ich fürchte mich nicht, du Penner. Hab ich dir nicht gerade in den Arsch getreten? Willst du mir erzählen, du bist ein Engel?«

»Gekommen, um dem Kind die Freude der Weihnacht zu bringen.«

»Du bist ein Weihnachtsengel?«

»Siehe, ich verkündige euch große Freude, wie sie allen Menschen widerfahren soll. Tja, also, eigentlich nicht. Diesmal soll sie nur einem kleinen Jungen zuteil werden, aber ich hab die Ansprache auswendig gelernt.«

Molly ließ die Klinge sinken, bis die Spitze ihres Schwertes auf den Boden deutete. »Und das leuchtende Zeug, das an dir klebt?«

»Die Pracht und Herrlichkeit Gottes«, erwiderte der Engel.

»Ach du Scheiße«, sagte Molly. Sie schlug sich an die Stirn. »Und ich hab dich getötet.«

»Mh-mh.«

»Fang nicht wieder mit deinem *mh-mh* an. Soll ich einen Krankenwagen oder einen Priester oder so was rufen?«

»Es heilt schon.« Er hielt seinen Unterarm hoch, und Molly sah, wie sich schwach leuchtende Haut über die Wunde zog.

»Was zum Teufel machst du hier?«

»Ich habe eine Mission zu erfüllen ...«

»Doch nicht hier auf der Erde ... bei mir zu Hause.«

»Irre ziehen uns magisch an.«

Mollys erster Impuls war es, ihn zu köpfen, aber wenn man es recht bedachte, stand sie tatsächlich mitten in einem Kiefernwald, in Sturm und eisigem Regen, nackt, mit einem Schwert in der Hand, und unterhielt sich mit einem Engel, der gerade die Ankunft Christi auf Erden verkündete. Sie *war* irre.

»Willst du mit reinkommen?«, fragte sie.

»Hast du heiße Schokolade?«

»Mit Minimarshmallows«, sagte das *Warrior Babe*.

»Gesegnet seien Minimarshmallows«, erwiderte der Engel und schwankte, als müsste er gleich in Ohnmacht fallen.

»Dann komm«, sagte Molly und ging, wobei sie murmelte:  
»Ich fass es nicht! Ich habe einen Weihnachtsengel gekillt.«

»*Jep, das Ding hast du echt vermasselt*«, sagte der Erzähler.

»*Mh-mh*«, sagte der Engel.

»Schiebt das Klavier vor die Tür!«, schrie Theo.

Die Riegel am Eingang waren komplett weggesplittert, und der Buffettisch bog sich unter den Schlägen dessen, was die Untoten als Rammbock benutzten. Bei jedem Stoß erbebte die Kapelle.

Robert und Jenny Masterson, denen *Brine's Bait, Tackle and Fine Wines* gehörte, rollten das Klavier vom Weihnachtsbaum herüber. Die beiden hatten schon ein paar erschütternde Momen-

te in der Geschichte von Pine Cove erlebt, und sie besaßen die Gabe, im Notfall einen klaren Kopf zu behalten.

»Weiß jemand, wie man diese Rollen feststellt?«, rief Robert.

»Wir müssen es auf jeden Fall abstützen«, sagte Theo. Er wandte sich zu Ben Miller und Nacho Nuñez um, die sich für die Schlacht offenbar zusammengetan hatten. »Ihr Jungs solltet was Schweres suchen, womit wir die Tür verbarrikadieren können.«

»Woher haben die einen Rammbock?«, fragte Tucker Case. Er begutachtete die Gummierollen am Klavier und versuchte herauszufinden, wie sie zu fixieren waren.

»Der halbe Wald ist heute Abend umgefallen«, sagte Lena. »Monterey-Kiefern besitzen keine Pfahlwurzel. Wahrscheinlich haben sie einen Stamm gefunden, den sie lieben konnten.«

»Dreht es um«, sagte Tuck. »Stellt es gegen den Tisch.«

Der Rammbock traf die Türen, und sie öffneten sich fünfzehn Zentimeter weit. Der Tisch, den man unter den schweren Messinggriffen eingeklemmt hatte, bog sich und begann zu zersplittern. Drei Arme kamen durch die Öffnung, ein halbes Gesicht, dessen Auge aus seiner verfaulten Höhle tropfte.

»Schiebt!«, schrie Tuck.

Sie stemmten das Klavier gegen den Tisch und knallten dabei die Türen zu, klemmten die winkenden Gliedmaßen ein. Wieder schlug der Rammbock zu, drückte die Türen auf, trieb die Männer zurück, dass ihre Zähne klapperten. Die untoten Arme verschwanden aus dem Spalt. Tuck und Robert schoben das Klavier gegen die Tür, und sie schloss sich wieder. Jenny Masterson warf sich mit dem Rücken dagegen und betrachtete die Zuschauer. Etwa zwanzig Leute waren zu benommen oder zu verängstigt, um sich zu rühren.

»Steht nicht so da, ihr Traumtänzer! Helft uns mit der Tür. Wenn die hier reinkommen, lutschen sie euch die Gehirne raus!«

Fünf Männer richteten ihre Taschenlampen in einer »Ich? Du? Wir?«-Inspektion aufeinander, dann zuckten sie mit den Schultern und kamen heran, um ihr mit dem Klavier zu helfen.

»Sehr aufmunternd«, sagte Tuck, und seine Schuhe quietschten auf dem Holzfußboden, als er schob.

»Danke. Ich weiß, wie man mit Menschen umgeht«, entgegnete Jenny. »Zwanzig Jahre Kellnerin.«

»Ach ja, Sie haben uns im H. P.'s bedient. Lena, das ist unsere Kellnerin von gestern Abend.«

»Nett, dich wiederzusehen, Jenny«, sagte Lena, als der Rammbock die Tür erneut traf und sie zu Boden schleuderte.

»Ich hab dich beim Yoga vermisst ...«

»Aus dem Weg, aus dem Weg, aus dem Weg!«, rief Theo. Zusammen mit Nacho Nuñez schleppte er vom Hinterzimmer eine zweieinhalb Meter lange, schwere Kirchenbank durch den Raum. Hinter ihnen mühte sich Ben Miller allein mit einer Bank ab. Mehrere Männer, die gemeinsam die Barrikade hielten, verließen ihre Stellung, um ihm zu helfen.

»Schiebt die Dinger gegen das Klavier und nagelt sie am Boden fest«, sagte Theo.

Die Eichenbänke wurden schräg gegen die Rückseite des Klaviers gelehnt, und Nacho Nunez nagelte sie an den Boden.

Bei jedem Stoß des Rammbocks bogen sich die Bänke, aber sie hielten. Nach ein paar Sekunden hörte das Rammen auf. Wieder waren nur noch Wind und Regen zu hören. Alle leuchteten mit ihren Taschenlampen herum und warteten darauf, was als Nächstes kommen würde.

Dann hörten sie Dale Pearsons Stimme neben der Kapelle.

»Hier lang! Bringt es hier entlang!«

»Hintertür!«, rief jemand. »Sie tragen das Ding zur Hintertür!«

»Mehr Bänke!«, schrie Theo. »Nagelt sie hinten fest! Schnell, die Tür ist nicht so stabil wie vorne. Die hält keine zwei Stöße aus.«

»Könnten sie nicht einfach durch die Wände kommen?«, fragte Valerie Riordan, die sich alle Mühe gab zu helfen, trotz des Handikaps ihrer Fünfhundert-Dollar-Schuhe.

»Ich hoffe, dass sie nicht von selbst darauf kommen«, sagte Theo.

Die Untoten zu beaufsichtigen war schlimmer, als mit den Trunkenbolden und Koksern auf dem Bau fertig zu werden. Wenigstens besaßen seine lebenden Trupps noch alle Gliedmaßen und die meisten sogar so was Ähnliches wie Körperbeherrschung. Diese Bande war ein ziemlich schlapper Haufen. Zwanzig Untote hoben den geborstenen Stamm einer Kiefer an, gut dreißig Zentimeter dick und lang wie ein Auto.

»Schafft endlich diesen gottverfluchten Baum her!«, knurrte Dale. »Wofür bezahl ich euch?«

»Bezahlt er uns?«, fragte Marty am Morgen, der den Baum in der Mitte anhob und einen abgebrochenen Ast festhielt.

»Kriegen wir Geld?«

»Ich kann nicht fassen, dass du das Hirn ganz allein gelutscht hast«, sagte Warren Talbot, der tote Maler. »Es sollte doch für alle reichen.«

»Würdet ihr vielleicht die Klappe halten und den Baum zur Hintertür bugsieren?«, brüllte Dale und schwenkte seinen stupsnasigen Revolver.

»Es hatte einen leicht pfeffrigen Geschmack vom Schießpulver«, sagte Marty.

»Reite nicht noch darauf rum«, entgegnete Bess Leander. »Ich bin am Verhungern.«

»Es ist genug für alle da, wenn wir erst mal drinnen sind«, sagte Arthur Tannbeau, der Orangenfarmer.

Dale sah schon, dass es nicht klappen würde. Sie waren zu hinauffällig, es steckte nicht genügend Kraft hinter der Ramme. Die Lebenden wären längst dabei, die Hintertür zu verbarrikadieren.

Er riss einige der verwesenen Untoten vom Stamm weg und trieb diejenigen an, die noch einigermaßen bei Kräften waren, aber sie versuchten, eine schmale Stiege hinaufzugelangen, mit einem fünfhundert Kilo schweren Baum. Selbst eine Mannschaft aus gesunden Lebenden hätte in diesem Morast keinen Halt gefunden. Mit einem eher anämischen Geräusch traf der Baumstamm auf die Tür. Sie ging gerade so weit auf, dass man die Barrikaden dahinter sehen konnte.

»Das könnt ihr vergessen«, sagte Dale. »Es gibt noch andere Möglichkeiten, an die Leute ranzukommen. Verteilt euch auf dem Parkplatz und seht nach, ob irgendjemand seinen Schlüssel hat stecken lassen.«

»Drive-Thru-Hirne?«, sagte Marty am Morgen. »Das gefällt mir.«

»So was in der Art«, erwiderte Dale. »Junge, du da mit dem Wachsgesicht. Du kennst dich mit Motoren aus. Kannst du einen Wagen kurzschließen?«

»Nicht mit nur einem Arm«, nuschelte Jimmy Antalvo. »Der blöde Köter hat ihn mir abgerissen.«

»Es hat aufgehört«, sagte Lena. Sie kümmerte sich um Tucks Verletzungen. Blut sickerte durch den Brustverband.

Theo wandte sich von den beiden ab und sah sich um. Schon wurde das Notlicht schwächer, und seine Taschenlampe leuchtete die anderen ab, als suche er Verdächtige. »Es hat doch niemand seinen Autoschlüssel im Wagen gelassen, oder?«

Verneinendes Gemurmeln und Kopfschütteln allerorten.

Val Riordan zog eine makellos gemalte Augenbraue hoch und sah ihn an. Eine Frage stand im Raum, wenn auch unausgesprochen.

»Denn genau das würde ich tun«, erklärte Theo. »Ich würde mit einem Geländewagen mitten durch die Mauer fahren.«

»Das wäre übel«, sagte Gabe.

»Als ich zuletzt draußen war, stand der Parkplatz fünf Zentimeter unter Wasser«, sagte Tucker Case. »Nicht jedes Auto kommt in dem Morast auf Speed.«

»Hört mal, wir brauchen Hilfe«, sagte Theo. »Irgendwer muss Hilfe holen.«

»Wir würden keine drei Meter weit kommen«, erwiderte Tuck. »Sobald wir die Tür aufmachen oder ein Fenster einschlagen, warten sie schon auf uns.«

»Was ist mit dem Dach?«, sagte Josh Barker.

»Halt die Klappe, Kleiner«, entgegnete Tuck. »Es gibt keine Möglichkeit, aufs Dach zu kommen.«

»Schneiden wir ihm den Kopf jetzt ab oder nicht?«, fragte Josh. »Man muss die Wirbelsäule durchtrennen, sonst kommen sie immer wieder.«

»Seht mal!«, sagte Theo, der seine Taschenlampe auf die Mitte des Daches gerichtet hielt. Dort gab es eine Falltür, verriegelt und übermalt, aber unübersehbar.

»Die führt zum alten Glockenturm«, sagte Gabe Fenton. »Da ist zwar keine Glocke mehr, aber so kommt man aufs Dach.«

Theo nickte. »Vom Dach aus könnte man sehen, wo sie sind, bevor man loslegt.«

»Bis zu der Klappe sind es zehn Meter. Da kommen wir nie hoch.«

Plötzlich hörten sie über sich das hohe Kläffen eines Flughundes. Ein halbes Dutzend Taschenlampen fuhr herum und beleuchtete Roberto, der kopfüber am Stern ganz oben auf dem Weihnachtsbaum hing.

»Mollys Baum«, sagte Lena.

»Sieht stabil genug aus«, sagte Gabe Fenton.

»Ich gehe«, erklärte Ben Miller. »Ich bin noch ganz gut in Form. Und falls ich rennen muss, kann ich es schaffen.«

»Na also, das ist der Beweis«, raunte Tuck Lena zu. »Kein Mann mit winzig kleinen Eiern würde sich freiwillig für so was melden. Da sieht man, dass die Toten lügen.«

»Ich fahre einen alten Tercel«, sagte Ben. »Ihr wollt bestimmt nicht, dass ich damit Hilfe hole.«

»Wir könnten einen Hummer brauchen«, sagte Gabe.

»Ja, oder vielleicht einen friedlichen Blowjob«, sagte Tuck. »Aber erst später. Jetzt brauchen wir einen Wagen mit Allradantrieb.«

»Willst du es wirklich versuchen?«, fragte Theo Ben.

Der Sportler nickte. »Ich habe die besten Chancen, es zu schaffen. Sollte ich denen da draußen nicht entkommen können, werde ich sie einfach über den Haufen rennen.«

»Okay«, sagte Theo. »Schleppen wir den Baum in die Mitte der Kapelle.«

»Nicht so hastig«, sagte Tuck und klopfte vorsichtig an seine Bandagen. »Egal, wie schnell unsere Mikro-Hode sein mag ... der Weihnachtsmann hat noch zwei Kugeln im Revolver.«

## ***Über allen Dächern, klick, klick, klick***

*Endlich hat das alles einen Sinn*, dachte Ben Miller, als er in den winzigen Glockenturm über der Kapelle kletterte. Es hatte zehn Minuten gedauert, die mit Farbe verklebten Fugen der Klappe mit dem Brotmesser aufzusägen, aber schließlich hatte er es geschafft, hatte sie entriegelt und war von der Spitze des Weihnachtsbaumes in den Glockenturm geklettert. Da oben war gerade genug Platz, dass man stehen konnte, mit den Füßen auf den schmalen Leisten um die Luke herum. Glücklicherweise gab es dort schon lange keine Glocke mehr. Zwar war der Turm von hölzernen Jalousien eingefasst, aber der Wind fegte dennoch hindurch wie nichts. Ben Miller war ziemlich sicher, dass er die Jalousien mit einem Tritt durchbrechen konnte, hundert Jahre altes Holz. Dann würde er über das steile Dach klettern, sich auf der sicheren Seite herunterlassen und schließlich zum Parkplatz und zu dem roten Explorer rennen, dessen Schlüssel er bei sich hatte. Danach zum Revier der Highway Patrol fünfzig Kilometer südlich, und schon wäre Hilfe unterwegs.

All die Jahre nach der Highschool und dem College, in denen er immer weiter an sich gearbeitet hatte, die endlosen Stunden beim Straßentraining, die Gewichte und das Schwimmen und die proteinreiche Ernährung, das alles kulminierte in diesem Augenblick. All die Jahre in Form zu bleiben, obwohl es niemanden ernstlich zu interessieren schien, sollte sich nun endlich auszahlen. Falls da draußen etwas war, vor dem er nicht weglaufen konnte, würde er es mit der Schulter aus dem Weg rammen. (Neben seiner Uni-Karriere als Leichtathlet hatte er auch eine Saison Football gespielt.)

»Alles klar, Ben?«, rief Theo von unten.

»Ja. Ich bin so weit.«

Er holte tief Luft, stemmte sich mit dem Rücken gegen eine Wand des Glockenturms, dann trat er die Holzjalousien auf der anderen Seite heraus. Sie brachen schon beim ersten Tritt, so dass er fast mit den Füßen voran hinaus aufs Dach geflogen wäre. Er hatte seine liebe Mühe, das Gleichgewicht zu wahren, rollte sich auf den Bauch und ließ sich rückwärts aus der Öffnung gleiten. Am Tannenbaum entlang blickte er in ein gutes Dutzend hoffnungsfroher Mienen.

»Haltet durch! Ich bin bald wieder da und bring Hilfe mit«, sagte er. Dann kroch er rückwärts, bis er auf allen vieren in feuchter Kälte auf der Dachspitze kauerte.

»Oh ja, bitte, Liebling«, sagte eine Stimme rechts von seinem Ohr. Er zuckte zur Seite und rutschte ab. Irgendetwas bekam seinen Pulli zu fassen, riss ihn zurück, dann drückte man ihm etwas Hartes, Kaltes gegen die Stirn.

Dann hörte er nur noch, wie der Weihnachtsmann sagte: »Ganz schön clever für 'ne Sportskanone.«

Unten in der Kapelle hörten sie den Schuss.

Dale Pearson hielt den toten Leichtathleten am Kragen fest und dachte: Gleich *lutschen oder aufsparen für nach dem Massaker?* Unten am Boden bettelten die anderen Untoten um Leckereien. Warren Talbot, der Landschaftsmaler, war fast den halben Baumstamm hinaufgeklettert, mit dessen Hilfe Dale das Dach erklommen hatte.

»Bitte, bitte, bitte, bitte«, sagte Warren. »Ich hab solchen Hunger!«

Dale zuckte mit den Schultern und ließ Ben Millers Kragen los, dann versetzte er der Leiche einen Tritt, so dass sie übers Dach dem hungrigen Mob entgegenrutschte. Warren sah sich um, sah, wo die Leiche gelandet war, und blickte dann zu Dale.

»Arschloch. Jetzt krieg ich nichts ab.«

Von unten hörte man Ekel erregende Lutschlaute.

»Tja, Warren. Wer zu spät kommt, den bestraft das Leben.«

Der tote Maler rutschte an seinem Baum hinunter und war nicht mehr zu sehen.

Dale stand der Sinn nach Rache. Er schob seinen Kopf in den Glockenturm und warf einen Blick auf die entgeisterten Gesichter unter ihm. Der drahtige, kleine Biologe kletterte am Weihnachtsbaum hinauf, der offenen Luke entgegen.

»Komm ruhig«, rief Dale. »Wir sind noch nicht beim Hauptgang angekommen.«

Dale entdeckte seine Exfrau Lena, die zu ihm heraufstarrte, und der blonde Typ, der ihn mit dem Buffettisch attackiert hatte, hielt sie im Arm.

»Stirb, Schlampe!« Dale ließ den Rand des Glockenturms los und zielte mit der 38er am Weihnachtsbaum entlang auf Lena. Er sah, dass ihre Augen groß wurden, dann traf ihn etwas im Gesicht, das scharf und pelzig war. Krallen schnitten ihm in die Wangen und schlugen nach seinen Augen. Er wollte den Angreifer packen, verlor dabei das Gleichgewicht und kippte nach hinten. Dann rutschte er am Dach hinunter, über den Rand hinweg und stürzte auf seine schwelgenden Handlanger.

»Roberto!«, schrie Tuck. »Komm sofort wieder her!«

»Er ist weg«, sagte Theo. »Er ist draußen.«

Tuck wollte hinter Gabe am Weihnachtsbaum hinaufklettern.

»Ich geh ihn holen. Lass mich mit rauf, dann ruf ich ihn!«

Theo packte den Piloten bei der Hüfte und hielt ihn zurück.

»Mach die Luke zu und schieb den Riegel vor, Gabe.«

»Nein«, sagte Tuck.

Gabe Fenton warf einen kurzen Blick hinunter, dann wurden seine Augen groß, als er merkte, wie hoch er eigentlich war. Eilig drückte er die Luke zum Glockenturm zu und verriegelte sie.

»Ihm wird schon nichts passieren«, sagte Lena beruhigend zu Tuck.

Gabe Fenton kletterte am Weihnachtsbaum hinab. Als er zu den unteren Ästen kam, spürte er Hände um seine Hüften, die ihn auf dem allerletzten Stück abstützten. Als er unten war, drehte er sich um, und Valerie Riordan hielt ihn in ihren Armen. Er machte sich los, um ihr Make-up nicht zu verschmieren. Sie zog ihn aus den Zweigen hervor.

»Gabe«, sagte sie. »Weißt du noch, wie ich zu dir gesagt habe, dass dir der Bezug zur Realität fehlt?«

»Allerdings.«

»Tut mir Leid.«

»Okay.«

»Ich wollte nur, dass du es weißt. Falls die Zombies unsere Gehirne fressen, bevor ich es dir sagen konnte.«

»Das bedeutet mir sehr viel, Val. Darf ich dich küssen?«

»Nein, Liebling, ich habe meine Handtasche im Wagen gelassen und keinen Lippenstift dabei, mit dem ich mein Makeup auffrischen könnte. Aber wenn du möchtest, gönnen wir uns im Keller einen letzten Quickie im Stehen, bevor wir sterben müssen.« Sie lächelte.

»Was ist mit dem Jungen vom *Thrifty-Mart*?«

»Eichhörnchen pornos?« Sie zog eine makellos gemalte Augenbraue hoch.

Er nahm sie bei der Hand. »Ja, ich glaub, das würde mir gefallen«, sagte er und führte sie zur Treppe im Hinterzimmer.

»Was riecht hier so?«, sagte Theo Crowe, der bemerkenswert froh war, seine Aufmerksamkeit von Gabe und Val abwenden zu können. »Riecht ihr das auch? Sagt mir, dass es nicht ...«

Skinner schnüffelte und jaulte.

»Was ist das?« Nacho Nuñez folgte dem Gestank zu einem der

verbarrikadierten Fenster. »Es kommt von da drüben.«  
»Benzin«, sagte Lena.

## 20

### ***Auf Stegreifs Schwingen***

Der Engel hatte sechs Tütchen heiße Schokolade aufgerissen und sich sämtliche Minimarshmallows genommen. »Die sind in diesen kleinen Gefängnissen mit dem braunen Pulver eingesperrt. Man muss sie befreien, um sie in den Becher tun zu können«, erklärte der Engel und riss das nächste Tütchen auf, schüttete den Inhalt in eine Schale, nahm die kleinen Marshmallows und ließ sie in seinen Becher fallen.

»Töte ihn, solange er Marshmallows zählt«, sagte der Erzähler.

»Er ist ein Mutant. Kein Engel kann so blöd sein. Töte ihn, blöde Kuh, er ist der Feind.«

»Mh-mh«, sagte Raziel in seinen Marshmallow-Schaum.

Molly musterte ihn über den Rand ihres Bechers hinweg. Im Kerzenschein der Küche war er wirklich ein bemerkenswerter Bursche – diese scharf geschnittenen Züge, das faltenlose Gesicht, das Haar und jetzt das Schokoladen-Marshmallow-Bärtchen. Ganz zu schweigen von diesem wiederkehrenden Leuchten in der Dunkelheit, das ganz hilfreich gewesen war, als sie nach Streichhölzern gesucht hatte, um die Kerzen anzuzünden.

»Du kannst die Stimme in meinem Kopf hören?«, fragte sie.

»Ja. Und in meinem Kopf.«

»Ich bin nicht religiös«, sagte Molly. Unter dem Tisch hielt sie mit ihrer freien Hand das *tashi*, dessen Klinge auf ihren nackten Schenkeln ruhte.

»Oh, ich auch nicht«, sagte der Engel.

»Ich meine, ich bin nicht religiös, wieso also bist du hier?«

»Irre. Sie ziehen uns magisch an. Es hat damit zu tun, wie

Glaube funktioniert. Ich hab es nie genau verstanden. Hast du noch mehr davon?« Er hielt das leere Kakao-Tütchen hoch. Sein Becher lief über von dem Schaum geschmolzener Marshmallows.

»Nein, das war die ganze Schachtel. Du magst mich also, weil ich nicht ganz dicht bin und alles glauben würde?«

»Ja, ich schätze schon. Und weil dir niemand glauben würde. Es erspart dir einen Glaubensverstoß.«

»Stimmt.«

»Aber du gefällst mir auch in anderer Hinsicht«, fügte der Engel eilig hinzu, als hätte ihm eben jemand eine Socke mit Umgangsformen an den Kopf geknallt. »Ich mag dein Schwert und die da.«

»Meine Brüste?« Nicht zum ersten Mal hatte jemand so etwas zu ihr gesagt, aber zum ersten Mal kam es von einem Boten Gottes.

»Ja, Zoe hat auch solche. Sie ist ein Erzengel, genau wie ich. Also, nicht genau wie ich. Die hat auch so was.«

»Aha. Dann gibt es also auch weibliche Engel?«

»Oh ja. Aber nicht immer schon. Alle wurden umgestaltet, nachdem ihr passiert wart.«

»Wir?«

»Der Mensch. Die Menschheit. Frauen. Ihr. Vorher waren wir alle gleich. Dann seid ihr passiert, und wir wurden aufgeteilt und kriegten Dinger. Die einen solche da, andere kriegten was anderes. Keine Ahnung, wieso.«

»Dann hast du also auch Dinger?«

»Willst du sehen?«

»Flügel?«, fragte Molly. Eigentlich hatte sie nichts dagegen, sich seine Flügel anzusehen, falls er welche hatte.

»Nein, so was haben wir alle. Ich meine mein Spezialding.

Willst du sehen?« Er stand auf und griff sich vorn an die Hose.

Nicht zum ersten Mal bekam sie so ein Angebot, aber zum ersten Mal kam es von einem Boten Gottes.

»Nein, ist schon okay.« Sie nahm seinen Unterarm und führte ihn wieder an seinen Platz.

»Okay, also ... ich sollte lieber los. Ich muss mal nach dem Wunder sehen und dann nach Hause.«

»Was für ein Wunder?«

»Das Weihnachtswunder. Deshalb bin ich hier. Oh, guck mal! An einem von deinen Dingen hast du eine Narbe.«

»*Er besitzt die Aufmerksamkeitsspanne eines Kolibris*«, zischte der Erzähler. »*Erlöse ihn von seinem Übel*.«

Der Engel deutete auf die gezackte, zwölf Zentimeter lange Narbe über Mollys linker Brust, die sie sich eingefangen hatte, als beim Dreh von *Maschinentod: Warrior Babe IV* ein Stunt danebging. Wegen dieser Verletzung hatte man ihr gekündigt, die Narbe hatte ihre Karriere als B-Movie-Action-Queen beendet.

»Tut das weh?«, fragte der Engel.

»Nicht mehr«, sagte Molly.

»Darf ich sie anfassen?«

Nicht zum ersten Mal wurde sie darum gebeten, aber ... na ja, ihr wisst schon ... »Okay«, sagte sie.

Seine Finger waren lang und fein, die Fingernägel etwas zu lang für einen Mann, aber seine Berührung war warm und strahlte von ihrer Brust auf den ganzen Körper aus.

Als er seine Hand zurückzog, fragte er: »Besser?«

Sie berührte, was er berührt hatte. Die Stelle war glatt. Vollkommen glatt. Die Narbe war weg. Tränen traten ihr in die Augen, so dass sie den Engel kaum noch erkennen konnte.

»*Du dämliches, sentimentales Waschweib*«, sagte der Erzähler.

»Danke«, sagte Molly und schniefte. »Ich wusste ja nicht, dass du ...«

»Das mit dem Wetter hab ich auch drauf«, sagte der Engel.

»Idiot!«, blaffte der Erzähler.

»Jetzt muss ich aber los«, sagte Raziel und stand von seinem Stuhl auf. »Ich muss zur Kirche und nachsehen, ob mein Wunder funktioniert hat.«

Molly führte ihn durchs Wohnzimmer und öffnete die Haustür. Der Wind blähte seinen Mantel auf, und sie konnte die weißen Spitzen der Flügel darunter erkennen. Sie lächelte, lachte und weinte gleichzeitig.

»Ciao«, sagte der Engel. Dann verschwand er im Wald.

Als Molly die Tür schließen wollte, kam etwas Dunkles hereingeflogen. Die Kerzen im Wohnzimmer hatte der Wind ausgeblasen, weshalb sie nur einen Schatten durchs Haus fliegen sah, der in der Küche verschwand.

Mit einiger Mühe zog sie die Tür zu und schlich in die Küche, hielt ihr Schwert bereit. Im Kerzenschein sah sie den Schatten über dem Küchenfenster, zwei Augen leuchteten orange im Dunkel.

Sie nahm eine Kerze vom Tisch und trat ans Fenster, bis der Schatten selbst Schatten warf. Es war eine Art Tier, das dort am Fensterladen über der Spüle hing und aussah wie ein schwarzes Handtuch mit einem kleinen Hundegesicht. Es schien nicht gefährlich zu sein, nur – na ja – ein bisschen doof.

»Okay, das war's. Ab morgen nehme ich meine Medikamente wieder, und wenn ich mir das Geld von Lena leihen muss.«

»*Nicht so hastig*«, sagte der Erzähler. »*Es wird hier einsam werden, wenn ich nicht mehr da bin. Und du wirst wieder deine normalen Sachen tragen. Jeans und Sweater. Das kannst du doch nicht wollen.*«

Molly näherte sich dem Tier am Fensterladen und sah ihm

offen in die Augen. »Engel sind das eine, aber ich habe keine Ahnung, was zum Teufel du bist, kleiner Freund.«

»Flughund«, sagte Roberto.

»*Er könnte Spanier sein*«, sagte der Erzähler. »Hast du den Akzent gehört?«

»Ich werde da rausgehen«, sagte Theo, als er am Weihnachtsbaum Halt fand.

»Eine Kugel hat er noch«, sagte Tucker Case.

»Die wollen uns abfackeln. Ich muss da raus.«

»Wozu? Willst du ihnen die Streichhölzer wegnehmen?«

Lena hielt Theo am Arm fest. »Theo, in dem Regen und bei dem Wind werden sie niemals ein Feuer in Gang bekommen. Geh nicht da raus. Ben ist keine zwei Schritte weit gekommen.«

»Wenn ich es zu einem Geländewagen schaffe, kann ich anfangen, die Typen zu überfahren«, erwiderte Theo. »Val hat mir die Schlüssel zu ihrem Range Rover gegeben.«

»Das wird doch nichts«, sagte Tuck. »Da draußen ist eine ganze Armee. Vielleicht kriegst du ein paar von den Schwächeren, aber die anderen werden einfach in den Wald rennen, wo du sie nicht erwischen kannst.«

»Prima. Irgendwelche Vorschläge? Diese Bude brennt wie Zunder, ob es nun regnet oder nicht. Wenn ich nichts unternehme, werden wir hier alle gegrillt.«

Lena sah Tuck an. »Vielleicht hat Theo Recht. Wenn er sie in den Wald treiben kann, schaffen wir anderen es vielleicht zum Parkplatz. Die können nicht alle von uns erwischen.«

»Gut«, sagte Theo. »Teilt die Leute in Fünfer- oder Sechsergruppen auf. Gebt dem Stärksten jeder Gruppe den Schlüssel zu einem Geländewagen. Sorgt dafür, dass alle wissen, wohin sie laufen sollen, sobald sie draußen sind. Wenn ihr hört, dass die Hupe vom Range Rover ›*Shave and a Haircut*‹ hupt, bedeutet

das, ich habe alles getan, was ich tun konnte. Dann solltet ihr den Ausbruch wagen.«

»Wow, das hast du dir alles ausgedacht, obwohl du stoned bist?«, sagte Tuck. »Ich bin beeindruckt.«

»Sorgt einfach dafür, dass alle bereit sind. Ich gehe erst auf dieses Dach, wenn ich sicher sein kann, dass ich nicht erwartet werde.«

»Was ist, wenn wir einen Schuss hören? Was ist, wenn sie dich kriegern, bevor du beim Wagen bist?«

Theo nahm einen Schlüssel aus der Tasche und gab ihn Tuck. »Dann bist du wohl an der Reihe, was? Val hatte auch ihren Ersatzschlüssel dabei.«

»Moment mal. Ich werde nicht da rausrennen. Du hast einen guten Grund: Du bist bekifft, du bist Cop, deine Frau hat dich vor die Tür gesetzt, und dein Leben ist im Eimer. Bei mir läuft alles rund.«

»Wenn Constable Crowe geht, dürfen wir ihm dann den Kopf abschneiden?«, fragte Joshua Barker.

»Okay, vielleicht auch nicht«, murmelte Tuck.

»Ich mach mich auf den Weg«, sagte Theo. »Sorgt dafür, dass alle an der Tür bereit stehen.«

Der schlaksige Constable erklomm den Weihnachtsbaum. Tuck beobachtete, wie er aufs Dach kletterte, dann drehte er sich zu den anderen um. »Okay, Leute, ihr habt ihn gehört. Bauen wir uns in Fünfer- und Sechsergruppen vor den Türen auf. Nacho, schnapp dir den Hammer, wir werden die Nägel aus den Barrikaden ziehen müssen. Wer fährt einen Geländewagen?«

Alle hoben die Hände, nur die Kinder nicht.

»Es macht keinen Funken«, sagte Marty am Morgen. Er versuchte, einem triefnassen Einwegfeuerzeug eine Flamme zu entlocken. Die Untoten standen um ihn herum und sahen sich den

benzingetränkten Stapel an, den sie neben der Kapelle zusammengetragen hatten.

»Ich liebe Barbecues«, sagte Arthur Tannbeau. »Draußen auf der Ranch haben wir früher jeden Sonntag ...«

»Nur in Kalifornien darf man eine Orangenfarm als Ranch bezeichnen«, unterbrach ihn Malcolm Cowley. »Als würdest du dich mit den anderen Cowboys auf die Pferde schwingen, um die Klementinen zusammenzutreiben.«

»Habt ihr denn in den Autos kein einziges trockenes Feuerzeug gefunden?«, fragte Dale Pearson.

»Heutzutage raucht niemand mehr«, sagte Bess Leander. »War sowieso eine ekelhaft stinkende Angewohnheit.«

»Sagt die Frau, an deren Kinn noch Hirnmasse von diesem Mann im Pulli klebt«, sagte Malcolm.

Bess lächelte verschämt, und man sah ihr Zahnfleisch, als sie die Lippen spannte. »Es war so lecker ... als hätte er es nie benutzt.«

Von vorn, vor der Kapelle, hörte man ein Zirpen, und alle blickten hinüber. An einem der Fahrzeuge blinkten gelbe Lichter auf.

»Da will einer abhauen!«, schrie Dale. »Ich hab dir doch gesagt, du sollst das Dach im Auge behalten!«

»Hab ich auch«, sagte der einarmige Jimmy Antalvo. »Es ist dunkel. Man sieht ja nichts!«

Als sie an der Kapelle entlang zum Eingang rannten, sahen sie gerade noch, wie ein dunkler Schatten vom Dach rutschte.

## 21

### *Racheengel*

*Oh Scheiße, oh Scheiße, oh Scheiße, oh Scheiße*, dachte Theo. Er hatte sich bei der Landung den Knöchel verstaucht. Wie flüssiges Feuer schoss der Schmerz an seinem Bein hinauf. Er fiel und rollte im Schlamm auf den Rücken. Leider hatte er die Fernbedienung für die Zentralverriegelung des Range Rover zu früh gedrückt. Der Wagen hatte gezirpt, und die Lichter hatten geblinkt und die Untoten gewarnt. Blindlings war er gesprungen – daneben. Jetzt kamen sie, um ihn zu holen.

Er stand auf und humpelte zum Range Rover hinüber, mit dem Autoschlüssel in der rechten Hand. Die Taschenlampe lag irgendwo im Matsch.

»Schnappt ihn euch, ihr fauligen Ficker!«, schrie Dale Pearson.

Theo rutschte aus, kam aber wieder auf die Beine, auch wenn der Schmerz sein Schienbein glühend heiß durchzuckte. Er stützte sich an der Heckscheibe des schwarzen Range Rover ab, klammerte sich an den Scheibenwischer. Dann riskierte er einen Blick auf seine Verfolger und hörte einen lauten, dumpfen Schlag gleich neben seinem Kopf, gefolgt von ohrenbetäubendem Kreischen. Er drehte sich um und sah gerade noch, wie ein weibliches Gerippe über das Dach des Range Rover rutschte, mit den Zähnen voran. Er duckte sich, wenn auch erst, als er Fingernägel in seinem Nacken spürte und sich ihm Zähne in die Kopfhaut bohrten. Sie riss ihn zu Boden, und er spürte einen schrillen Schmerz in seinem Kopf, als der Zombie versuchte, ihm in den Schädel zu beißen. Mit dem Gesicht voran wurde er in den Schlamm gedrückt. Mund und Nase waren voll Wasser, und vom grellen Licht seines Entsetzens umgeben, dachte er: *Es tut mir so Leid, Molly.*

»Igitt! Das ist ja widerlich!«, sagte Bess Leander und spuckte zwei Zähne gegen Theos Hinterkopf.

Marty am Morgen packte Theo beim Schopf und leckte an den Biss Spuren, die Bess hinterlassen hatte. »Grauensvoll! Er ist bekifft. Ich esse kein bekifftes Hirn.«

Die Untoten stöhnten vor Enttäuschung.

»Hebt ihn hoch!«, sagte Dale.

Als er wieder Luft bekam, atmete Theo einen ganzen Schwung Matsch mit ein und erlitt einen Hustenanfall, während die Untoten ihn anhoben und gegen die Heckscheibe des Range Rover lehnten. Jemand wischte ihm den Matsch aus den Augen, und ihm stieg ein Gestank in die Nase, der ihn würgen ließ. Direkt vor sich sah er das lebende, tote Gesicht von Dale Pearson. Der Mundgeruch drohte ihn zu überwältigen. Theo versuchte, dem bösen Weihnachtsmann zu entkommen, aber verwesende Hände hielten seinen Kopf.

»Hey, Hippie«, sagte Dale. Er hielt sich Theos Taschenlampe unter den Weihnachtsmannbart, um sein Gesicht von unten zu beleuchten. Zwei Streifen von blutigem Sabber liefen links und rechts an seinem Bart herab. »Du glaubst doch hoffentlich nicht, dass dich deine Kifferei retten kann, oder?« Er zog den Revolver aus der Tasche seines roten Mantels und drückte ihn unter Theos Kinn. »Wir haben reichlich zu futtern. Auf dich können wir verzichten.«

Dale riss die Klettverschlüsse an Theos Jacke auf und tastete seine Hüften ab. »Keine Waffe? Du bist vielleicht ein beschissener Bulle, Hippie!« Er fummelte in den Taschen von Theos Uniformhemd herum. »Aber hier! Das Einzige, worauf man sich bei dir verlassen kann.«

Dale hielt Theos Feuerzeug hoch, dann griff er sich die ganze Tasche, riss sie komplett vom Hemd und umwickelte das Feuerzeug mit dem trockenen Stoff. »Marty, versuch es hiermit! Halt

es trocken.« Dale gab das Feuerzeug einem modernden Kerl mit roter Ziggy-Stardust-Frisur, der damit zu dem Haufen neben der Kapelle stapfte.

Theo sah, wie sich Marty am Morgen über den Haufen aus Sperrholz, Ästen, Zweigen, Latten, Pappe und der zerfetzten Leiche von Ben Miller beugte. Der Wind peitschte noch immer, der Regen hatte etwas nachgelassen, aber dennoch stachen die Tropfen Theo ins Gesicht.

*Geh nicht an, geh nicht an, geh nicht an*, betete Theo in seinem Kopf, doch dann starb die Hoffnung, als er sah, dass der Haufen Feuer fing und sich Marty am Morgen mit brennendem Ärmel aufrichtete.

Dale Pearson trat beiseite, damit Theo sehen konnte, wie das Feuer seitlich an der Kapelle hochschlug, dann drückte er den 38er an Theos Schläfe. »Sieh dir unser kleines Barbecue gut an, Hippie. Es wird das Letzte sein, was du siehst. Das Hirn deiner verwirrten Frau werden wir uns geräuchert zu Gemüte führen.«

Theo lächelte selig, weil Molly nicht da drinnen war, weil sie von dem Massaker verschont blieb.

»Von ›*Shave and a Haircut*‹ hab ich nichts gehört«, sagte Ignacio Nunez. »Habt ihr was gehört?«

Tuck schwenkte seine Taschenlampe über ein Dutzend ängstlicher Gesichter, dann flammte eine Seite der Kapelle im Feuerschein vor den Fenstern auf. Eine Frau schrie, andere starrten entsetzt hinüber, während der Rauch durch die Fensterahmen drang.

»Plan B«, sagte Tuck. »Wir gehen sofort. Die Männer führen die Gruppen an. Gebt die Autoschlüssel nach hinten weiter.«

»Die werden auf uns warten«, sagte Val Riordan.

»Okay, dann kannst du ja verbrennen«, erwiderte Tuck. »Männer, rennt jeden über den Haufen, der sich euch in den Weg

stellt! Alle anderen dahinter laufen zu den Autos.«

Sämtliche Stützen und Barrikaden waren von den Kapellentüren entfernt worden. Tuck lehnte seine Schulter gegen die eine Tür, Gabe Fenton stand an der anderen. »Fertig. Eins, zwei, drei!«

Sie warfen sich mit der Schulter dagegen und taumelten rückwärts in die anderen. Die Türen hatten sich kaum ein paar Zentimeter weit geöffnet. Einer leuchtete mit seiner Taschenlampe durch den Spalt, und sie sahen einen mächtigen Baumstamm vor der Tür.

»Okay, Plan C!«, rief Tuck.

Theo versuchte, das Feuer im Auge zu behalten, aber an den untoten Augen von Dale Pearson kam er nicht vorbei. An Gedanken war nicht zu denken. Da waren nur Angst und Wut und diese kalte Mündung an seiner Schläfe.

Er hörte ein scharfes Rauschen und einen dumpfen Schlag direkt an seinem Ohr, und plötzlich war da keine Waffe mehr. Dale Pearson wich vor ihm zurück, hatte nur noch einen dunklen Stumpf, wo eben noch die Hand mit der Waffe gewesen war. Dale klappte den Mund auf, wollte etwas rufen, doch im selben Augenblick entstand ein dünner Strich in seinem Gesicht, auf Höhe der Nasenlöcher, und sein halber Kopf rutschte zu Boden. Dann sank er vor Theos Füßen in sich zusammen. Die Hände, die Theo hielten, ließen los.

»Hirn!«, riefen ein paar Untote. »Hirn von der Verrückten!«

Theo sank auf Dales doppelt tote Leiche, dann fuhr er herum, um nachzusehen, was da vor sich ging.

»Hi, Süßer«, sagte Molly. Sie stand auf dem Dach des Range Rover, grinsend, in Lederjacke, Trainingshose und ihren roten Converse All Stars, mit dem antiken, japanischen Schwert in *Hasso-No-Kamae*-Stellung, in dessen Klinge sich der Feuerchein der brennenden Kirche spiegelte. Ein dunkler Streifen war an der Klinge zu erkennen, wo sie dem Weihnachtsmann-

zombie den Kopf abgeschlagen hatte. Theo war nie ein religiöser Mensch gewesen, aber in diesem Moment dachte er, so müsse es sein, wenn man einem Racheengel ins Gesicht sah.

Die Zombies, die Theo festgehalten hatten, griffen nach Mollys Beinen. Sie wich einen Schritt zurück und schwang das Schwert in flachem Bogen, so dass es abgehackte Hände regnete. Überall um sie herum heulten die Untoten und versuchten, den Wagen mit Armstümpfen zu erklimmen. Bess Leander wagte den gleichen Angriff, mit dem sie schon über Theo hergefallen war, kletterte hinter Molly auf die Motorhaube und hechtete übers Dach des Range Rover. Molly wirbelte herum und trat beiseite, dann holte sie mit einer Bewegung aus, mit der sie auf einem Golfkurs vermutlich durchgefallen wäre. Bess' Kopf rollte vom Wagendach und landete in Theos Schoß. Er stieß ihn von sich und stand auf.

»Süßer, vielleicht solltest du die anderen aus der Kapelle befreien, bevor sie verbrennen«, sagte Molly. »Ich bin mir nicht sicher, ob du das hier sehen möchtest.«

»Na gut«, sagte Theo.

Die Untoten verließen ihre Posten an den Haupt- und Hintertüren der Kapelle, wo sie gewartet hatten, um sich auf die flüchtenden Partygänger zu stürzen, und fielen über Molly her. Drei gingen kopflos zu Boden, während Molly auf dem Dach des Wagens stand, doch als man sie umzingelte, trat sie die Flucht an, sprang über die Köpfe hinweg und landete hinter ihnen.

Theo lief zum Haupteingang der Kapelle, wobei er alles nur verschwommen sah, vom Regen und vom Blut, das ihm aus der Bisswunde am Kopf in die Augen lief. Er drehte sich kurz um und sah, wie Molly über ihre Angreifer hinwegflog.

Fast wäre er gegen zwei mächtige Baumstämme vor den Kapellentüren gerannt. Er sah sich noch einmal um und bekam mit, wie Molly die nächsten beiden Zombies niedermähte, der eine gespalten vom Schädel bis zum Brustbein, dann drehte er sich

um und schob seinen Rücken unter einen der Stämme.

»Theo, bist du das?« Gabe Fenton presste sein Gesicht in einen daumenbreiten Spalt zwischen den Türen.

»Yeah. Da liegen Bäume vor den Türen«, sagte Theo. »Ich versuch mal, ob ich sie bewegen kann.«

Theo holte dreimal tief Luft und hob mit aller Kraft. Es fühlte sich an, als würden die Adern in seinen Schläfen platzen. Jeder Herzschlag pochte in der Wunde an seinem Kopf.

Der Baumstamm bewegte sich ein paar Zentimeter. Er konnte es schaffen.

»Geht es?«, schrie Gabe.

»Ja, klar«, sagte Theo. »Moment noch.«

»Hier drinnen ist langsam alles verqualmt, Theo.«

»Okay.« Theo versuchte es wieder, und der Baum bewegte sich fünf Zentimeter weit nach rechts. Noch dreißig und sie wären in der Lage, die Tür zu öffnen.

»Mach schnell, Theo!«, rief Jenny Masterson. »Es ist ...«

Sie bekam einen Hustenanfall und konnte nicht mehr sagen, was sie hatte sagen wollen. Theo hörte, dass da drinnen alle husteten. Neben der Kapelle, wo Molly kämpfte, wurden Schreie laut, vor Wut und Schmerz. Sie schien ganz gut zurechtzukommen, denn noch immer schrien welche, sie wollten ihr das Hirn rauslutschen.

Noch mal heben, noch mal fünf Zentimeter. Grauer Qualm drang aus dem Spalt zwischen den Türen. Theo ging vor Anstrengung in die Knie, fiel beinahe in Ohnmacht. Er schüttelte den Kopf, um wieder zu sich zu kommen, und als er sich für den nächsten Versuch bereitmachte, in der Hoffnung, es wäre der letzte, merkte er, dass die Schreie neben der Kapelle plötzlich aufgehört hatten. Regen, Wind, das Husten der Eingesperreten und das Knistern des Feuers. Mehr hörte er nicht.

»Oh, mein Gott, Molly!«, schrie er.

Eine Hand an seiner Wange, eine Stimme an seinem Ohr.

»Hey, Matrose, soll ich dir mit deiner Kirchentür vielleicht etwas zur Hand gehen, wenn du verstehst, was ich meine?«

In der Ferne ertönten Sirenen. Irgendjemand hatte trotz des Sturms gesehen, dass die Kapelle brannte, und war irgendwie zur Freiwilligen Feuerwehr durchgedrungen. Die Überlebenden der Lonesome Christmas Party hatten sich mitten auf dem Parkplatz versammelt, im Licht der Autoscheinwerfer. Die Hitze des Feuers hatte sie fast achtzig Meter weit zur Straße hin getrieben.

Selbst auf diese Entfernung spürte Theo die Hitze an seiner Wange, während Lena Marquez ihm den Kopf bandagierte. Andere saßen in den offenen Hecktüren von Geländewagen, versuchten, wieder Luft zu bekommen, nachdem sie dem beißenden Rauch ausgesetzt gewesen waren, tranken Wasser aus Flaschen oder lagen einfach nur benommen da.

Der feuchte Kiefernwald um die Kapelle dampfte, und eine große weiße Wolke stieg zum Himmel auf. Links von der Kapelle: ein Blutbad – das Schlachtfeld der Untoten, wo Molly sie niedergemetzelt, die letzten sogar durch den halben Wald gejagt und enthauptet hatte, nachdem die Eingesperreten aus der Kapelle befreit waren.

Molly setzte sich neben Theo unter die offene Heckklappe eines *Expedition*.

»Woher wusstest du es?«, fragte er. »Wie konntest du das wissen?«

»Der Flughund hat es mir erzählt«, erwiderte Molly.

»Du meinst, er ist einfach so aufgetaucht, und du hast gefragt: ›Was ist los, Kleiner, sitzt Timmy in einem Brunnen fest?‹, und er hat gebellt und dir gesagt, was los ist? So ungefähr?«

»Nein«, sagte Molly. »Es war eher so: ›Ihr Mann hat sich mit

einem Haufen anderer Leute in der Kapelle vor einer Horde Hirn fressender Zombies verbarrikadiert. Sie müssen sie retten.« So war das. Er hat irgendwie einen Akzent. Klingt Spanisch.«

»Jedenfalls bin ich froh, dass du deine Medikamente abgesetzt hast«, sagte Tucker, der neben Lena stand, während sie Theos Kopf bandagierte. »Ein paar Halluzinationen sind kein zu hoher Preis, wenn man mich fragt.«

Molly hob die Hand und brachte ihn zum Schweigen. Sie stand auf, schob den Piloten zur Seite und blickte zu der brennenden Kirche. Eine große, dunkle Gestalt im langen Mantel kam übers Schlachtfeld zu ihnen herüber.

»Oh nein«, sagte Theo. »Steigt in die Autos und drückt die Knöpfe runter.«

»Nein«, sagte Molly und tat Theos Anweisung mit einer beiläufigen Geste ab. »Keine Sorge.« Sie ging dem Engel entgegen, traf ihn mitten auf dem Parkplatz.

»Frohe Weihnachten«, sagte der Engel.

»Ja, danke gleichfalls«, erwiderte Molly.

»Hast du das Kind gesehen? Joshua?«, fragte Raziel.

»Da drüben bei den anderen ist ein kleiner Junge«, sagte Molly. »Vermutlich ist er das.«

»Bring mich zu ihm.«

»Das ist er«, sagte Theo. »Das ist der Robotermann.«

»Schschscht«, schschchte Molly.

Raziel ging zu Emily Barker hinüber, die ihren Sohn Joshua im Arm hielt, in der Heckklappe von Mollys Honda.

»Mom«, heulte Joshua. Er verbarg sein Gesicht an der Mutterbrust.

Aber Emily war noch immer ganz benommen, weil ihr Freund tot war, und sie reagierte nicht, drückte den Jungen nur fester an sich.

Raziel legte dem Jungen die Hand auf den Kopf. »Fürchte dich nicht«, sagte er. »Denn ich bringe euch große Freude. Siehe, dein Weihnachtswunsch hat sich erfüllt.« Der Engel deutete auf das Feuer, das Schlachtfeld und die erschöpften, zu Tode erschrockenen Überlebenden – wie ein Gameshow-Moderator, der eine Waschmaschine mit Trocknerfunktion präsentierte. »Nicht gerade das, was ich mir gewünscht hätte«, sagte der Engel, »aber ich bin ja auch nur ein unbedeutender Bote.«

Josh drehte sich in den Armen seiner Mutter um und sah den Engel an. »Ich wollte das nicht. Das hab ich mir nicht gewünscht.«

»Hast du wohl«, sagte Raziel. »Du hast dir gewünscht, dass der Weihnachtsmann, dessen Ermordung du beobachten musstest, wieder zum Leben erweckt wird.«

»Nein, hab ich nicht.«

»Das hast du aber gesagt. Du hast gesagt, du wolltest, dass er wieder zum Leben erweckt wird.«

»So habe ich das doch nicht gemeint«, entgegnete Joshua. »Ich bin ein kleiner Junge. Ich kann doch noch nicht alles verstehen.«

»Das kann ich nur bestätigen«, sagte Tucker Case, der hinter den Engel trat. »Er ist ein kleiner Junge, und er täuscht sich in den meisten Fällen.«

»Trotzdem sollten wir Ihnen den Kopf abschneiden«, erklärte Josh.

»Sehen Sie?«, sagte Tuck. »Immer daneben.«

»Also, wenn du damit nicht gemeint hast, dass er wieder zum Leben erweckt werden soll, was hast du dann gemeint?«, fragte Raziel.

»Ich habe nicht gemeint, dass der Weihnachtsmann ein Zombie wird und den blöden Brian umbringt und so. Ich wollte, dass alles wieder gut wird. Als wäre nie was passiert. Damit es ein schönes Weihnachten wird.«

»Das hast du nicht gesagt«, sagte Raziel.

»Das wollte ich aber«, erwiderte Joshua.

»Oh«, sagte der Engel. »'Tschuldigung.«

»Er ist also ein Engel?«, sagte Theo zu Molly. »Ein echter Engel?«

Molly nickte lächelnd.

»Kein Killer-Roboter?«

Molly schüttelte den Kopf. »Er ist gekommen, um einem Kind seinen Weihnachtswunsch zu erfüllen.«

»Als wäre es nie passiert?«, fragte der Engel Joshua.

»Ja! Ja!«, rief Joshua.

»Ups«, sagte der Engel.

Molly kam und legte dem Engel die Hand auf die Schulter.

»Raziel, du hast es vergeigt. Kannst du es wieder gutmachen?«

Der Engel sah sie an und grinste. Makellose Zähne, wenn auch etwas spitz.

»So sei es«, sagte er. »Ehre sei Gott in der Höhe, Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen.«

## 22

### ***Ein perfektes Weihnachtsfest der einsamen Herzen***

Der Erzengel Raziel schwebte draußen vor dem großen Kirchenfenster der Kapelle von Santa Rosa, blickte durch eine kleine, pinkfarbene Glasscheibe, welche die Wange der Heiligen Rosa darstellte. Er lächelte über sein Werk, dann schlug er mit den großen Flügeln und flatterte davon, um etwas Schokolade für die Heimreise aufzutreiben.

Das Leben ist hart. Wäre es doch nur so, dass jedes Puzzleteilchen seinen Platz fände, alle Worte freundlich wären, alle Unfälle gut ausgingen, doch das ist nicht der Fall. Das Leben ist hart. Die Leute nerven, normalerweise. In diesem Jahr jedoch war die Lonesome Christmas Party in Pine Cove von reiner Freude, ansteckendem Wohlwollen und allgemeiner Harmonie bestimmt, glatt und auf Hochglanz poliert – alles andere als hart.

»Theo«, sagte Molly, »wärs du so nett, die anderen Lasagne-Formen aus dem Wagen zu holen?« Zwei der langen Auflaufformen schleppte sie allein und ging vorsichtig in die Knie, als sie die beiden auf dem Buffettisch abstellte, damit sich der Rücken ihres kurzen Cocktailkleides auch weiterhin in einem schicklichen Rahmen bewegte. Es war ein tief ausgeschnittenes, kleines Schwarzes, das sie sich nur für diese Party von Lena ausgeliehen hatte – nach mehreren Jahren das erste tief ausgeschnittene Kleid.

»Jetzt hätten wir doch grillen können«, sagte Theo.

»Ich hab euch Käsepimmeln doch gesagt, dass der Sturm nach Süden abdreht«, knurrte Mavis Sand, während sie am Ende eines Baguettes herumsägte wie ein Mohel am Bris Milah. (Das Wohlwollen mancher Leute leuchtet nicht wie das der anderen.)

Molly stellte ihre Lasagne ab, drehte sich um und lag in den Armen ihrer Gottesanbeterin von einem Ehemann. »Hey, Matrose, das *Warrior Babe* hat viel zu tun.«

»Ich wollte dir nur was sagen«, sagte Theo, »bevor die anderen kommen ... Du siehst einfach umwerfend aus.«

Molly strich mit der Hand über ihren Ausschnitt. »Narben tun so was eigentlich nicht, stimmt's? Sie verschwinden nicht einfach so von heute auf morgen, oder?«

»Macht mir nichts«, sagte Theo. »Hat mir nie was ausgemacht. Warte, bis du siehst, was du von mir zu Weihnachten kriegst.«

Molly gab ihm einen Kuss aufs Kinn. »Ich liebe dich, auch wenn du manchmal ein Mutant bist. Jetzt lass mich los. Ich muss Lena mit dem Salat helfen.«

»Nein, musst du nicht«, erwiderte Lena, die gerade mit einer gewaltigen Salatschüssel aus dem Hinterzimmer kam. Tucker Case folgte ihr mit einem Rollwagen voller Dressings.

»Oh, Theo«, sagte Lena. »Ich hoffe, du hast nichts dagegen, aber Dale will heute Abend reinschauen, in seinem Weihnachtsmannkostüm.«

»Ich dachte, ihr beiden bekriegt euch«, sagte Theo.

»Das stimmt wohl, aber vorgestern Abend hat er mich überrascht, als ich ein paar von seinen Weihnachtsbäumen mitgehen lassen wollte. Gerade war er dabei, die Beherrschung zu verlieren, als Tucker zufällig vorbeikam und ihm eins auf die Nase gegeben hat.«

Tucker Case grinste. »Ich bin Pilot. Wir sind daran gewöhnt, mit kritischen Situationen fertig zu werden.«

»Jedenfalls«, fuhr Lena fort, »war Dale betrunken. Er fing an zu weinen, wurde rührselig, erzählte, dass er Probleme mit seiner neuen Freundin hat und wie sehr er es hasst, dass alle in ihm nur den bösen Immobilienmakler sehen, also habe ich ihn eingeladen. Ich dachte, wenn er was Nettes für die Kinder tun

kann, fühlt er sich vielleicht gleich besser.«

»Kein Problem«, sagte Theo. »Ich freue mich, dass ihr zwei miteinander klarkommt.«

»Hey, Theo!«, rief Joshua Barker und rannte über den Holzboden der Kapelle. »Mom sagt, der Weihnachtsmann kommt auch zur Party!«

»Nur ein kurzer Auftritt, Josh, dann muss er wieder auf die Reise«, erwiderte Theo. Er blickte auf und sah Emily Barker mit ihrem Freund/Mann/Sonstwas Brian Henderson herüberkommen. Brian trug ein rotes *Star-Trek*-T-Shirt.

»Frohe Weihnachten, Theo«, sagte Emily.

Theo nahm Emily in den Arm und gab Brian die Hand.

»Theo, hast du Gabe Fenton gesehen?«, fragte Brian. »Ich wollte ihm das T-Shirt zeigen. Ich glaube, er dürfte darauf abfahren. Du weißt schon: Fachidioten-Solidarität.«

»Eben war er noch hier, Brian, aber dann kam Valerie Rior-dan, und die beiden haben sich unterhalten. Ich hab sie schon eine ganze Weile nicht gesehen.«

»Vielleicht machen sie einen Spaziergang. Schöner Abend, nicht?«

»Nicht wahr?«, sagte Molly, die sich zu Theo stellte.

»*Er hat gesagt, das mit dem Wetter hätte er drauf*«, sagte der Erzähler.

»Schschscht«, machte Molly.

»Bitte?«, sagte Brian.

Draußen, hinter der Kapelle, war auch den Toten feierlich zumute.

»*Er wird es ihr hier mitten auf dem Friedhof besorgen*«, sagte Marty am Morgen. »*Wer hätte gedacht, dass eine Psychotante dermaßen stöhnen kann. Vielleicht eine kleine Urschreitherapie, hm, Doc?*«

»Niemals«, erwiderte Bess Leander. »Sie trägt Armani, da wird sie sich nicht einsauen wollen.«

»Du hast Recht«, sagte Jimmy Antalvo. »Sie werden nur ein bisschen aneinander rumnuckeln und dann zu Hause mit ungeschminktem Sex weiterfeiern. Aber woher willst du wissen, dass sie Armani trägt?«

»Weißt du was?«, sagte Bess. »Ich habe keine Ahnung. Ist nur so ein Gefühl.«

»Ich hoffe sehr, sie singen ›Guter König Wenzeslaus‹«, sagte Esther, die Lehrerin. »Ich liebe dieses Lied.«

»Hat einer diesen schrecklichen Hund von dem Biologen gesehen?«, fragte Malcolm Cowley, der tote Buchhändler. »Letztes Jahr hat das Vieh dreimal gegen meinen Grabstein uriniert.«

»Vor ein paar Minuten hat er hier noch rumgeschnüffelt«, sagte Marty am Morgen, »aber er ist reingerannt, als sie anfangen, das Essen aufzubauen.«

Drinnen saß Skinner unter dem Weihnachtsbaum und betrachtete das sonderbarste Wesen, das er je gesehen hatte. Es hing an den unteren Zweigen, sah aber weder wie ein Eichhörnchen aus noch roch es nach Futter. Tatsächlich hatte es ein Gesicht wie ein Hund. Skinner jaulte und schnüffelte. Wenn es ein Hund war, wo war sein Hintern? Wie sollte er ihm hallo sagen, wenn er nicht an seinem Hintern schnüffeln konnte? Zögernd trat er einen Schritt zurück, um sich das Ding genauer anzusehen.

»Was glotzt du so?«, sagte Roberto.

## ***Hinweis des Autors***

Einige der Figuren aus *Der törichte Engel* sind bereits in meinen früheren Romanen aufgetreten. Raziel, der törichte Engel, stammt aus *Die Bibel nach Biff – Die wilden Jugendjahre von Jesus, erzählt von seinem besten Freund*. Theophilus Crowe, Molly Michon, Gabe Fenton und Valerie Riordan stammen allesamt aus *Der Lustmolch*. Robert Masterson, Jenny Master'son und Mavis Sand hatten Auftritte sowohl in *Der kleine Dämonenberater* als auch in *Der Lustmolch*. Tucker Case und der Flughund Roberto stammen aus *Die Himmelsgöttin*.